ADOLF FRIEDRICH
HERZOG ZU MECKLENBURG

Vom Kongo zum Niger und N

II

10.30.13.

Library of the Theological Seminary,

PRINCETON, N. J.

Purchased by the Mary Cheves Dulles Fund.

Division DT356

Section M48

V.2

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
Princeton Theological Seminary Library

https://archive.org/details/vomkongozumniger02meck

Vom Kongo zum Niger und Nil.

Zweiter Band.

Fels Akom, auf der Waſſerſcheide zwiſchen Kongo und N'yong.
Aquarell von E. M. Heims.

LIBRARY OF PRINCETON
OCT 30 1913
THEOLOGICAL SEMINARY

Vom Kongo zum Niger und Nil.

Berichte der deutschen Zentralafrika-Expedition 1910/1911.

Von

Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg.

Mit 512 bunten und einfarbigen Abbildungen nach Photographien und Zeichnungen, sowie mit 6 Karten.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1912.

Copyright 1912 by F. A. Brockhaus, Leipzig.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Vierzehntes bis achtzehntes Kapitel. Uelle-Reise. Von Dr. H. Schubotz 1—92
Vierzehntes Kapitel. Vorgeschichte 3
Fünfzehntes Kapitel. Auf dem Wege nach Angu : 14
Sechzehntes Kapitel. Im Okapirevier 26
Siebzehntes Kapitel. Über Api ins Mangbettu-Land 43
Achtzehntes Kapitel. Zum Nil 75
Neunzehntes bis vierundzwanzigstes Kapitel. Deutsch-Kongo und Südkamerun. Von Dr. Arnold Schultze. . . . . 93—298
Neunzehntes Kapitel. Am Stanleypool und Fahrt nach Molundu 95
Zwanzigstes Kapitel. Forschungsarbeiten auf der Station Molundu 127
Einundzwanzigstes Kapitel. Die ersten Wanderungen in der großen Hyläa und der Marsch bis Yukaduma 150
Zweiundzwanzigstes Kapitel. Bis an die Grenze des Grasslandes. Von Yukaduma nach Assobam 183
Dreiundzwanzigstes Kapitel. Von Assobam über Lomie nach Ebolowa quer durch das N'yem- und Bule-Gebiet 222
Vierundzwanzigstes Kapitel. Arbeiten in Ebolowa. Marsch zur Küste auf alten und neuen Pfaden 262
Fünfundzwanzigstes und sechsundzwanzigstes Kapitel. Fernando Poo und Annobon. Von Dr. J. Mildbraed . . . . . 299—366
Fünfundzwanzigstes Kapitel. Fernando Poo 301
Sechsundzwanzigstes Kapitel. Annobon 341
Übersicht über die wissenschaftlichen Ergebnisse der deutschen Zentralafrika-Expedition 1910/1911. Von Professor Dr. Georg Thilenius . 367—384

Register 385

Abbildungen.

Bunte Tafel. Fels Akom. Aquarell von Heims . . . . . (Titelbild)
Bootfahrt auf dem Ubangi-Uelle. Zeichnung von Heims 3
1. Der Sohn des Asande-Sultans Ngurru 8
2. Schlafkranke in Yakoma 8
3. Hütten der Asande-Avungura 9
4. Bemalte Hütte der Asande-Abandja 9

Seite

5. Eichhörnchen mit Flughäuten 16
6. Jäger mit dem präparierten Fell des Okapi 16
7. Ocapia johnstoni 17
Bunte Tafel. Okapi aus dem Urwald bei Angu. Aquarell von Heims (Einbandbild)
8. Das im Senckenbergischen Museum in Frankfurt a. M. aufgestellte Okapi 24
9. Gezähmte Elefanten im Bade 25
10. Elefanten vor dem Pfluge 25
Riesenschuppentier. Zeichnung von Heims 26
11. In der Station Bambili am Uelle 32
12. Matalani 33
13. Ababuamann 40
14. Abarambofrau 40
15. Mangbettudorf mit Ölpalmen 41
16. Älterer Mangbettu mit in Zöpfe geflochtenem Bart 41
Tanzende Mangbettufrauen. Zeichnung von Heims 43
17. Mangbettu im Rindenstoffschurz, mit Trumbach 44
18. Mangbettuweib und Kind mit Schnur um Oberkopf und Stirn . . . 44
19 u. 20. Haartracht der Mangbettufrauen. Zeichnung von Heims . . . 45
21. Mangbettukinder; das Mädchen mit deformiertem Schädel 48
22. Mangbettumädchen bei der Toilette 48
23. Frauen des Mangbettuherrschers Okondo 49
24. Nenzima, die Schwester Munzas 56
25. Nenzimas Haus 56
26. In Okondos Residenz 57
Bunte Tafel. Mangbettufrau am Feuer. Aquarell von Heims 62
27. Mangbettukrieger 72
28. Sultan Okondo mit seinen vier Hauptfrauen in Galatoilette 72
29—71. Proben der Handwerkskunst der Mangbettu. Zeichnungen von Heims 72
72. Lanzen der Mangbettu. Zeichnung von Heims 73
73. Pfeilspitzen der Mangbettu. Zeichnung von Heims 73
Sudanesische Polizeisoldaten. Zeichnung von Heims 75
74. Flechterin 76
75. Okondo und seine Frauen bei der Polonäse 76
76. Okondos Festhalle 77
77. Seitenwand und Dach der Halle 77
78. Okondos Solotanz im Kreise seiner Frauen 80
79. Aus Holz geschnitzte Mangbettu-Pauke 81
80. Baumsteppe zwischen Dungu und Faradje 81
Bunte Tafel. Elefantenfamilie im Bambusdickicht bei Lado. Aquarell von Heims 84
81. Der Lokaberg bei Unwetter 90
82. Redjaf am Weißen Nil 90
83. Stolze Beute 91
Am untern Sanga. Zeichnung von Heims 95

Seite
84. Unter den Affenbrotbäumen von Kinshassa 96
85. Unser Zeltlager bei Kimuenza 96
86. Verlassene Missionsstation bei Kimuenza 96
87. Hymenocardiasteppe bei Kimuenza 97
88. Steppe bei Kimuenza mit Amaryllideen nach den ersten Regengüssen . 97
89. Landschaft im Sanga-Delta 104
90. Dampfer „Commandant Lamy" vor Wesso 104
91. Überschwemmtes Dorf am Djah 104
92. Dorf Wesso am Sanga 105
93. Zusammenfluß von Sanga und Djah 105
94. Station Molundu bei Niedrigwasser 105
95. Mi-Sangaweiber in Kanu 112
96. Mi-Sangaweiber mit Beinspiralen 112
97. Überschwemmungswald bei Wesso 113
98. Papilio antimachus an der Tränke, 1/2 nat. Gr. 116
99. Papilio antimachus an der Tränke, 1/2 nat. Gr. 117
100. Niederlassung der Pygmäen am Djah 120
101. Heraufziehender Tornado 121
Pygmäen vor ihrer Hütte. Zeichnung von Heims 127
102. Inneres eines Mi-Sangahauses 128
103. Dorfstraße von Molundu mit Hühnerhäuschen 128
104. Mi-Sangaweiber beim Kochen 129
105. Mi-Sangaweiber bei der Toilette 129
106. Mi-Sangatänzerin. Zeichnung von Dr. Schultze 136
107. Mi-Sangamädchen 137
108. Mi-Sangatänzerin 137
109. Pygmäenniederlassung bei Molundu 144
110. Pygmäe auf dem Xylophon spielend 144
111. Pygmäen aus der Umgebung von Molundu 145
112. Pygmäenweiber 145
Stummelaffen (Colobus). Zeichnung von Dr. Schultze 150
113. Pygmäe 152
114. Elchgeweihfarn (Platycerium) an einem Baumstamm 153
115. Bangandu und zwei Pygmäen 153
116. Netzglockenpilze (Dictyophora) 160
117. Weiberhaus in einem Bangandudorf 160
118. Raphiawedel von 20 Meter Länge bei Nginda 160
119. Charaxes an Leopardenlosung 161
120. Schwalbenschwänze 161
121. Charaxes Castor 161
122. Papilio nireus und zalmoxis an der Tränke 161
123. Goliathus giganteus an Vernonia 161
124. Bangandudorf 168
125. Faktoreiplatz N'gusi im Urwald 168
126. Bangandu beim Spannen der Armbrust 169
127. Bangandu-Armbrustschütze 169

Seite
128. Bangandu am Webstuhl 169
129. Bangandu im Bastschurz 172
130. Totenhäuschen im Dorfe Yukaduma 173
131. Begräbnisplatz eines Banganduhäuptlings bei Kumilla 173
132. Eingang zum Versammlungsplatz der frisch Beschnittenen bei einem Banganducdorf 176
133. Im Bange-Urwald 176
134. Pygmäenhütte mit einem nur einen halben Meter hohen Eingang. Zeichnung von Dr. Schultze 177
135. Aufstellung der Kinder zum Bewegungsspiel. Zeichnung von Dr. Schultze 177
136. Aufbewahrung der Leiche des Häuptlings Djaolo in Bigondji. Zeichnung von Dr. Schultze 177
137. Bokariweib mit Ballonhaube und Hahnenschweif. Zeichnung von Dr. Schultze 177
Bokaridorf. Zeichnung von Heims 183
138. Triplochiton-Stamm im Bange-Urwald 184
139. Kunabembedorf im frisch gerodeten Urwald 184
140. Kunabembeweiber mit Tragekiepen bei Yukaduma 185
141. Großes Grasfeld bei Yendi 192
142. Faktorei bei Yukaduma 192
143. Ältere Bokarileute 193
144. Bokaridorf in der Nähe der nördlichen Urwaldgrenze 193
145. Bemaltes Yanghere-Haus 200
146. Rundhütte an der Urwaldgrenze 200
147. Bokariweib mit Hahnenschweif 201
148. Yanghere-Dorf 201
149. Kakamänner beim Mattenflechten 208
150. Kakamann beim Herstellen eines Bettes 208
151. Kakaweib beim Korbflechten 209
152. Kakaweiber beim Herstellen einer Frisureinlage 212
153. Würgerfeige im Urwald 212
154. Alter Tschego (Schimpanse) 213
155. Phönixpalmen 216
156. Grasfeld 216
157. Produktionsstellen im unbewohnten Urwald 217
158. Raphiadickicht 217
Stelzwurzeln. Zeichnung von Heims 222
159. Überfahrt über den Bumba 224
160. Riesenliane im Urwald 225
161. Urwaldstraße im Djah-Bogen 232
162 u. 163. Maka-Kannibalen 233
164. Baumfarne am Rand eines sumpfigen Bachlaufs im Urwald 240
165. N'yemdorf 241
166. Stelzwurzeln 241
167. Frisur einer Bulefrau 244
168. N'yemmann 244

Seite
169. Frisur einer N'yemfrau 244
170. N'yemmädchen am Djahposten 245
Bunte Tafel. Am Djah, westlich von Kungulu. Aquarell von Heims . 246
171. Buledorf 252
172. Sfoknaben vor ihrer Hütte 252
173. Mädchen mit Doppelebui 253
174. Bulemädchen 253
175. Der Masessefels 253
176. Bulefrau Menge aus Bitje 256
177. Bulefrau Menge aus Bitje. Zeichnung von Dr. Schultze. 257
Kribi. Zeichnung von Heims 262
178. Frisur einer Bulefrau. Zeichnung von Dr. Schultze. 264
179. Tätowierung eines Bulemannes. Zeichnung von Dr. Schultze. . . . 265
Bunte Tafel. Pangwefrau mit Helmfrisur und Nasenzügel. Widderfrisur einer Bulefrau. Pangwefrau mit Helmfrisur. Pastelle von Dr. Schultze 269
180. Station Ebolowa von der Bülowhöhe 272
181. Bulefrau mit Widderfrisur und Ebui. Zeichnung von Dr. A. Schultze 273
182. Ölpresse der Pangwe. Zeichnung von Dr. A. Schultze 273
183. Pangwetänzerin. Zeichnung von Dr. A. Schultze 273
184. Rotangdickicht 276
185. Felsblock mit kugelkaktusartiger Verwitterung 276
186. Pangweweiber mit Helmfrisur 277
187. Pangwefrau mit Helmfrisur 277
188. Pangwefrau mit Helmfrisur und Nasenzügeln. 277
189. Pangwefrau mit Helmfrisur 280
190. Pangwefrau beim Friseur 280
191. Berglandschaft bei Endendem. 281
192. Unterholz mit Zwergpalmen (Podococcus Barteri) 281
193. Riesiges Wurzelgerüst einer Würgerfeige im Urwald. 288
194. Gorillalager 288
195. Cauliflorie bei Cola chlamydantha 289
196. Am N'tem (Kampo) bei Owöng 292
197. Komfälle 293
Bunte Tafel. Lobe-Wasserfall. Aquarell von Heims 297
O-Wassa mit dem großen calderaartigen Einbruch, von Santa Isabel aus gesehen. Zeichnung von Dr. Schultze 301
198. Blick über den Hafen von Santa Isabel auf die Punta Fernanda . . 304
199. Mit Epiphyten bewachsener Baum im Bergwald, oberhalb Basilé . . 305
200. Stück eines Astes mit Epiphyten 305
201. Höhenwald mit Baumfarnen oberhalb der Schutzhütte am Pik von Santa Isabel 308
202. Bachschlucht im Bergurwald am Pik von Santa Isabel 309
203. Graslandregion des Piks mit einem Nebenkrater im Norden des Hauptgipfels 312
204. Blick auf die „Cordillera" von Norden über die Bucht von San Carlos 312
205. Im Grasland von Moka 313

Seite
206. Schlucht im Grasland von Moka mit Baumfarnen und Mimulopsis . 313
Bunte Tafel. Der Gipfel des Piks von Fernando Poo, vom Grasland aus gesehen. Aquarell von Heims 321
Bunte Tafel. Mimulopsis violacea, eine Charakterpflanze des Höhenwaldes im äquatorialen Afrika 330
207. Grasland von Moka mit einem parasitären Krater 336
208. Mimulopsis violacea im Grasland von Moka, dahinter Baumfarne . 337
209. Baumfarnstämme mit anderen Farnen und Acanthaceen, epiphytisch bewachsen, im Grasland von Moka 337
210 u. 211. Bubi von San Carlos 340
212. Annobon von Norden 341
213. Dorf Palé mit Mission 341
214. Dorf Palé 341
Bucht von San Pedro. Zeichnung von Dr. Schultze 341
215. Haus des Regierungsbeamten in Palé 344
216. Mission, dahinter Pico do Fogo 344
217. Kraterfee mit Pico do Fogo 345
218. Kraterfee mit dem hohen südlichen Kraterrand 352
219. Pico do Fogo am Kraterfee 352
220. Baum mit Epiphyten auf dem Gipfel des Quioveo 353
221. Insel Tortuga, geschichteter und stark erodierter Kraterrand. 353
222. Gipfel der Santa Mina 356
223. Lavaklippen mit Kalkalgen 356
224. Strand von San Pedro 357
225. Lavaklippen im Nordwesten 360
226. Brandungsgeiser 361
227. Klippen mit Kalkalgen 364
228. Kalkalgen und Seeigel in einem flachen Becken 364
229. Steilküste im Osten mit Grotte 365
230. Westküste mit Vogelinsel, Abfall des Quioveo 365

Karten.

Karte der Südkamerun-Zweigexpedition (Dr. Schultze und Dr. Mildbraed) auf Grundlage des zum Teil noch nicht veröffentlichten Großen Deutschen Kolonialatlasses und mit Benutzung der Aufnahmen von Dr. Schultze bearbeitet von M. Moisel. Maßstab 1 : 1000000.
Fernando Poo. Maßstab 1 : 445000.

Vierzehntes bis achtzehntes Kapitel.

Uelle-Reise.

Von Dr. H. Schubotz.

Bootfahrt auf dem Ubangi-Uelle.

Vierzehntes Kapitel.

Vorgeschichte.

Nie werde ich den Tag vergessen, wo mein oft und sorgfältig durchdachter Plan, den Nil durch den belgischen Uelle-Distrikt zu erreichen, unseres Expeditionsleiters Zustimmung erhielt.

Es war am Abend des 2. Februar 1911, unweit des Bahr Sara. Ich hatte von Fort Archambault aus, meinem damaligen Standquartier, einen Vorstoß nach den 100 Kilometer nördlich davon gelegenen Hügeln von Niellim gemacht und kehrte wenig befriedigt von meinem zoologischen Resultat nach dem Fort zurück. Ein langer Marsch durch eine vollständig wasserlose, glühend heiße Steppe lag hinter mir, und sich täglich wiederholender Ärger mit den Trägern und körperliches Unbehagen hatten meinen Mut und meine Zuversicht auf das Mindestmaß herabgesetzt. Mein liebenswürdiger Gastfreund in Fort Archambault, Kapitän Cros, hatte mich aus Unkenntnis der Verhältnisse im Sara-Gebiet ohne militärische Bedeckung reisen lassen. Die Folge davon war, daß die Häuptlinge sich nur widerstrebend dazu herbeiließen, mir Träger zu stellen. Und diese gingen niemals weiter mit mir als bis zum nächsten Lager; dann liefen sie davon, und mir fehlte die Macht, sie zurückzuhalten.

Die letzte Strecke dieses Tages war ich getragen worden, zum ersten Male auf meinen langen Reisen in Afrika. Eine Darmerkrankung,

herbeigeführt durch den Genuß von Wasser, zu dessen Klärung Alaun zu reichlich verwandt worden war, machte mir Reiten und Marschieren unmöglich. Schon die geringste Erschütterung wirkte als Brechreiz. Alle Energie half nichts. Geschwächt durch mein Leiden, ermattet von der sengenden Sonnenglut, gequält von kolikartigen Schmerzen brach ich auf dem Marsche zusammen und wurde von meinen bestürzten Boys, denen ich bis dahin immer als ein „starker" Herr erschienen war, im kümmerlichen Schatten einer Mimose gebettet. Als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, standen meine Boys mit angsterfüllten Mienen flüsternd um mich herum.

Sie waren sehr besorgt um mein Leben, vielleicht nicht so sehr aus Liebe oder Anhänglichkeit für mich, als aus Furcht, ohne mich nicht in ihre ferne Heimat Togo und Kamerun zu kommen. Eine Tragbahre wurde hergestellt, und im Tempo eines Leichenzugs ging es den voraufgeeilten Trägern nach bis in das zum Glück nicht weite Lager. Es lag in einer winzigen Sara-Siedelung, die aus nur sieben Hütten bestand. Der Dorfälteste war ein herkulisch gebauter, anscheinend gutmütiger Mann. Er brachte mir etwas frische Milch und ein paar Eier, und am Abend fühlte ich mich gekräftigt genug, um im Liegestuhl vor meinem Zelte zu sitzen.

Meine Träger hatten wieder das Weite gesucht, und der Häuptling konnte, so versicherte er mir, nur sieben Mann stellen. Fünfundzwanzig waren mir nötig. Da empfand ich eine große Bitterkeit. Nicht gegen die Eingeborenen, die nicht tragen wollen. Wer will es ihnen verdenken? Das Geld, das sie dabei verdienen, hat für sie kaum Wert. Auch nicht gegen Kapitän Cros, der mich ohne militärische Bedeckung von Archambault abreisen ließ. Er kannte die Verhältnisse hier nicht und konnte nicht ahnen, welche Schwierigkeiten ich hier finden würde. Nein, gegen die Bureaukraten empfand ich eine große Bitterkeit, die in ihren behaglichen Arbeitszimmern sitzen und vom grünen Tisch aus die Humanität predigen. Nur drei Tage des Umherreisens in diesem Lande wünschte ich ihnen, ganz allein auf sich selber angewiesen, genötigt, sich selber die Träger und die Verpflegung,

die eigene und die für ihre Leute zu beschaffen. Sie würden bald alle Höflichkeit und Humanität zum Teufel wünschen, denn die Eingeborenen lachen sie aus, kommen sie ihnen damit. Wer kolonisieren will, darf sich vor Gewaltmaßregeln nicht scheuen. Hundertmal lehrt es die Geschichte. Durch freundliches Zureden bringt man keinen Sara dazu, einen Blechkoffer zu tragen. Er muß wissen, daß, wenn er es nicht tut, die Soldaten kommen, seine Hütten verbrennen und ihn beim Kragen nehmen. Aber leider gab es hier viel zu wenig Soldaten. Die in Archambault liegende Kompagnie war in alle Winde zerstreut, und die nächste fand sich in Ndele, 300 Kilometer weit, und lag im Kriege mit dem Sultan Senussi. Das Land aber ist noch keineswegs unterworfen. Die Franzosen begnügten sich damit, die große Straße Ubangi-Gribingi-Schari zu halten. Sie wurden durch die Kämpfe in Wadai derartig in Anspruch genommen, daß sie keine Zeit fanden, das besetzte Land nun auch zu unterwerfen. Denn die hierzu nötigen Truppen bewilligte die französische Kammer nicht. Hierin liegt der Hauptgrund der großen Schwierigkeiten, die wir im Schari-Tschad-Gebiet gefunden haben. Man kann dort heute noch nicht anders als Nachtigal reisen, mit drei oder vier Leuten und einem Tagebuch, aber nicht, wie ich es mußte, mit einem Zelt, das allein vier Träger erforderte, und dreißig bis vierzig zoologischen Lasten. Für wissenschaftliche Expeditionen großen Stils in diesen Gegenden ist die Zeit noch nicht gekommen.

Solche Gedanken beschäftigten mich, als ich am Abend des 2. Februar hilflos und ohne Träger am Bahr Sara saß. Da brachte ein Eingeborener die Nachricht, eine Karawane sei in Anmarsch. Es waren 25 Niellim-Leute, die mir Kapitän Cros unter Bedeckung von zwei Senegalesen entgegensandte als Antwort auf einen Brief, den ich ihm ein paar Tage vorher geschickt hatte. Meine augenblickliche Verlegenheit war vorüber. Wichtiger aber als diese Hilfe war mir ein Brief des Herzogs. Seit meiner Trennung von ihm am 5. Oktober 1910 hatte jede Verbindung zwischen uns aufgehört. Die hin und her geschickten Briefe gingen verloren oder erreichten ihre Adresse erst nach mehreren Monaten. So war ich mit meinem Wissen von ihm ganz auf

Gerüchte angewiesen, die meistens die unglaublichsten Formen angenommen hatten. Jetzt endlich erfuhr ich Authentisches. Am bedeutungsvollsten für mich war die Nachricht, daß die politischen Verhältnisse im Norden eine abermalige Teilung der Expedition erfordert hätten und daß allein Wiese und mir der Heimweg über den Nil zufallen sollte. Meinem Vorschlag, mir möchte die Uelle-Route zugewiesen werden, wurde vom Herzog beigestimmt.

Mannigfaltige Gründe hatten diesen Plan in mir reifen lassen. Auf der Expedition der Jahre 1907/1908 lag der wichtigste Teil unserer Arbeit in der Erforschung der Rolle des sogenannten zentralafrikanischen Grabens für die Verbreitung der Tier- und Pflanzenwelt. Es hatte sich dabei herausgestellt, daß die westafrikanische Flora und Fauna ursprünglich viel weiter nach Osten reichte als in unseren Tagen, vielleicht sogar bis an die Küste des Indischen Ozeans. Die weitgehende Übereinstimmung der Fauna und Flora der ostafrikanischen Hochgebirge, des Kilimandscharo, Kenia, Mount Elgon, Ruwenzori, mit der des westafrikanischen Urwalds weist neben vielem anderen darauf hin. Äquatorialafrika scheint in einem Stadium der Austrocknung begriffen zu sein, das von Westen nach Osten fortschreitet. Demgemäß dringt die ostafrikanische Steppe nach Westen vor und Hand in Hand damit die ihr eigentümliche Tierwelt. Wie sich die Fauna des äquatorialen Urwaldes an seiner Nordgrenze verhält und welchen Charakter die Tierwelt der ihm hier vorgelagerten Steppe hat, war das hauptsächlichste zoologische Problem unserer zweiten Reise. Die Grenze des westafrikanischen Regenwaldes und des großen, als Sudan bekannten Steppengebietes liegt aber im belgischen Uelle-Distrikt.

Außerdem lockte es mich sehr, in dem äquatorialen Urwald, den ich auf unserer Wanderung durch den Haute-Ituri-Distrikt im Jahre 1908 kennen gelernt hatte, noch einmal für längere Zeit unterzutauchen, und in seine großen zoologischen Reize, die ich damals nur ahnen konnte, besser einzudringen. Die Sammlung der englischen Alexander-Gosling-Expedition aus dem Urwald des Uelle-Distrikts ließ hier einen außerordentlichen Reichtum an Arten erkennen, die fast alle von großem

wissenschaftlichem Interesse waren. Obenan steht das Okapi, das in der Umgebung von Angu sein westliches Verbreitungsgebiet hat. Ein oder mehrere Stücke dieser großen scheuen Urwaldantilope für unsere einheimischen Museen zu erbeuten, war unser sehnlichster Wunsch in zoologischer Beziehung. Neben diesen, an sich schon ausschlaggebenden Gründen wissenschaftlicher Art kamen die politischen erst in zweiter Linie für die Wahl meiner Route in Betracht, so bedeutungsvoll sie auch waren. Sie lagen in der verhältnismäßig leichten Passierbarkeit des Uelle-Distrikts, selbst für größere Karawanen. Alle mir bekannt gewordenen belgischen Offiziere und Beamten, die in ihm zu tun gehabt hatten, schilderten ihn in rosigen Farben: seine dichte Besiedlung mit mächtigen, straff organisierten, leicht zum Trägerdienst bereiten Stämmen, sein Reichtum an Lebensmitteln, Bananen, Mais, Ziegen, ja sogar Rindern; die guten Wegeverhältnisse, die in einer gepflegten, den Nil mit dem Kongo verbindenden Route gipfelten, auf deren östlichem Teil sogar eine Zeitlang Automobilverkehr aufrechterhalten wurde.

Für einen Reisenden, der aus dem Ubangi- und dem Schari-Becken kam, wo es eines Mannes ganze Kraft erforderte, die sich täglich wiederholenden banalsten Reiseschwierigkeiten, Träger- und Verpflegungsmängel, zu überwinden, und wo für wissenschaftliche Arbeiten nur geringe Zeit übrigblieb, waren diese Berichte Sphärenmusik. Neue Begeisterung erfüllte mich. Unter diesen günstigen Auspizien konnte ich hoffen, meine Sammlungen, deren Umfang bis dahin hinter meinen Wünschen zurückgeblieben war, wesentlich zu bereichern und ihnen den Wert zu geben, den man von ihnen, mit Rücksicht auf die großen Kosten unserer Ausrüstung, erwartete.

Dem Wunsche Sr. Hoheit des Herzogs folgend, beschleunigte ich meine Arbeiten im mittleren Schari und ging dann im Eilmarsch über Fort Crampel nach dem Ubangi zurück. Ich hoffte, den dorthin vorausgeeilten Oberleutnant von Wiese, an dem ich leider auf meiner Reise nach Archambault ahnungslos vorbeimarschiert war, entweder in Fort Possel oder in Mobaye wiederzufinden. Am 1. April kam ich in Possel an; meine Hoffnung erfüllte sich nicht. Sechs Monate war ich

nun schon allein im Lande herumgezogen und hatte seit meiner Trennung vom Herzog kein Mitglied unserer Expedition wiedergesehen. Mein Verlangen nach einem Zusammentreffen mit Wiese und nach einer gemeinschaftlichen Reise mit ihm, wenn auch nur für eine verhältnismäßig kurze Strecke, war also begreiflich. Es sollte noch lange bei dem Wunsche bleiben. Erst am 11. Oktober 1911, als ich in Chartum anlangte, feierten wir unser Wiedersehen. Mehr als vierzehn Monate waren verflossen, seit wir uns in Duma die Hand zum Abschied gereicht. Daß ich so lange meine eigenen Wege gehen mußte, hatte keiner von uns vorausgesehen.

Der Grund für meine verspätete Ankunft in Mobaye und Yakoma lag in den außerordentlichen Schwierigkeiten meiner Ubangi-Reise. In der Regenzeit vom Juni bis November wird die etwa 300 Kilometer lange Strecke von kleinen Dampfern in vier Tagen bewältigt. Ende November hört aber die Dampfschiffahrt des seichten Wassers wegen auf. Bootsverkehr mittels Baleinieren (1 bis 2 Tonnen fassender Stahlboote) oder Einbäumen tritt an ihre Stelle, und die Reisedauer bis Mobaye erhöht sich von vier auf vierzehn Tage. Auf der Höhe der Trockenzeit, im Januar und Februar, soll die Reise angenehm sein, weil dann die Strömung verhältnismäßig gering ist und reiches Vogelleben auf den frei gelegten Sandbänken und Riffen des Flusses dem Reisenden über die Eintönigkeit der Fahrt hinweghelfen. Anders ist es im April. Dann gehen die ersten, durch besondere Gewalt gekennzeichneten Gewitterstürme nieder, der Fluß schwillt rapide an, die Strömung beginnt reißend zu werden, und bald ragen nur noch die Spitzen der Riffe über dem Wasserspiegel hervor.

Die großen Vögel, die Marabus, Sattel-, Wollhals- und Klaffschnabelstörche, die Nimmersatte, Ibisse und Reiher und mehrere Geierarten, welche die Sandbänke nach gestrandeten Fischen und anderen tierischen Abfällen abzusuchen pflegen und während der Trockenzeit Flußreisen in Äquatorialafrika so anziehend machen, verschwinden dann. Sie ziehen in trockenere Gegenden, weit gen Norden oder Osten. Nur einige Gänse und Enten, Kiebitz- und Regenpfeiferarten, mehrere

1. Der Sohn des Asande-Sultans Ngurru. (S. 19.)

2. Schlafkranke in Yakoma. (S. 15.)

3. Hütten der Asande-Avungura. (S. 19.)

4. Bemalte Hütte der Asande-Abandja. (S. 20.)

Fischer und die mächtigen Seeadler — Gypohierax angolensis ist am mittleren Ubangi weit häufiger als Haliaëtus vocifer — beleben die dicht bewaldeten Ufer des Flusses und seine spärlichen Riffe. Aber sie verteilen sich so sehr auf die weite Strecke, daß sie dem reisenden Naturfreund nur wenig Anregung bieten können, und doch ist ihm nichts nötiger als das. Denn die Enge der Einbäume verbietet die Aufstellung eines Tisches und demgemäß schriftliches Arbeiten. Die spärliche Lektüre — meist sind es zwei bis drei Monate alte Zeitungen — ist bald erschöpft und wenn hier im dunkelsten Afrika auch der lokale Teil und sogar die Annoncen mit gebührender Begierde verschlungen werden, so vermag das doch nicht auf die Dauer die Langeweile zu vertreiben.

Von Bestand ist nur der Ärger mit den Ruderern. Zwischen Possel und Mobaye hatte ich Banziri, die zwar leistungsfähig, aber faul und dabei die größten Spitzbuben sind, denen ich auf meinen Reisen begegnet bin. Sie stahlen alles, was nicht niet- und nagelfest war; namentlich auf die Riemen meiner Gewehre und des Sattelzeuges, auf Messer und andere hier unentbehrliche Gegenstände hatten sie es abgesehen. Schuld an ihrer Verdorbenheit hat ihre falsche Behandlung seitens der französischen Regierung. Diese hat die Prügelstrafe, das leider noch unentbehrliche, wertvollste Erziehungsmittel der Schwarzen, wie die meisten erfahrenen französischen Kolonialbeamten zugeben, zu früh abgeschafft und damit hat die mächtigste, ja einzige Triebfeder moralischen Handelns bei Negern, die Furcht vor Strafe, an Wirksamkeit ungeheuer verloren; denn eine Freiheitsstrafe, selbst wenn sie mit Zwangsarbeit verbunden ist, ist dem Neger zwar unbequem, verursacht ihm aber trotz ihrer Nachhaltigkeit lange nicht das Unbehagen wie eine zur rechten Zeit applizierte gehörige Tracht Prügel.

Kaum eine Einrichtung ist unter den Negern Afrikas seit altersher so allgemein verbreitet und darum ehrwürdig wie die Prügelstrafe. Einsichtsvolle Regierungen, wie die deutsche, britische und belgische, haben sie deshalb wohl eingeschränkt, sie abzuschaffen aber vermieden. Und es war gleichsam eine Parodie auf die Humanität der französischen Regierung, daß der Häuptling eines Banziri-Dorfes, bei dem

ich über einen seiner des Diebstahls überführten Leute Klage führte, diesem höchst eigenhändig die üblichen fünfundzwanzig aufzählte. Ich selber konnte das aus Rücksicht auf die Regierung, deren Gastfreundschaft ich genoß, nicht wagen. Ich mußte mich in spätern Fällen damit begnügen, die Diebe fesseln zu lassen, um sie bei meiner Ankunft in Mobaye den Richtern zu übergeben.

Nun ist aber die Art, wie sich die Neger gegenseitig fesseln, eine sehr grausame. Die Handgelenke werden mit tiefeinschneidenden Stricken auf dem Rücken zusammengebunden und, damit der Gefangene auch ja nicht entweichen kann, bindet man ihm die Arme noch einmal im Ellenbogengelenk. Die Prozedur ist sehr schmerzhaft und die Bewegungsmöglichkeit auf ein Minimum beschränkt. Als ich die Diebe, nachdem sie zwölf Stunden derartig gefesselt im Boot gelegen hatten, des Abends wiedersah, waren sie krumm und lahm und stöhnten erbärmlich. Ich hatte Mitleid mit ihnen und ließ ihre Fesseln lösen, ihnen ankündigend, sie dürften am nächsten Tag frei fahren, wenn sie keinen Fluchtversuch machten. Wirklich dachten zwei so vornehm, mein Mitleid durch Bleiben zu belohnen, der dritte aber, der Hauptattentäter, war am nächsten Morgen über alle Berge.

Man ist in diesem Land, bei dem Bestreben, die Gerechtigkeit ihren Lauf gehen zu lassen, sehr auf den guten Willen der Verbrecher angewiesen. Kapitän Cros in Archambault sagte mir gelegentlich, er dürfe seine Gefangenen nicht zu sehr ärgern, sonst laufen sie ihm davon. Er hatte zwei Vatermörder in seinem Gefängnis, die zu zwei Jahren Zwangsarbeit verurteilt waren, keine gerade sehr hohe Strafe. Nach einem halben Jahre war der eine verschwunden; der andere, der sich in der Tischlerei nützlich zu machen gelernt hatte, erhielt darauf die Erlaubnis, frei, das heißt ohne Kette, herumlaufen zu dürfen, unter der Bedingung, sein Nachtquartier im Gefängnis beizubehalten. Er war damit einverstanden; der Gerechtigkeit geschah Genüge, und Kapitän Cros bewahrte sich seinen Tischler.

Folgenschwerer als die Diebstähle war für mich, daß ich auf dem Ubangi mehreremal von heftigem Unwetter überrascht wurde. Beide-

mal weit vom nächsten Dorf und an einer Stelle, wo das Ufer steil und Landung unmöglich war. Gewaltige Wassermengen stürzten herab, die im Augenblick die Boote bis zur Hälfte füllten. Stunden vergingen, bis wir im nächsten Dorf waren, das Zelt errichtet war und die Lasten ins Trockene kamen. Selbst in meinen Bettsack war das Wasser gedrungen, und ich verbrachte eine schauderhafte Nacht. Wollte ich meine Habe nicht ganz dem Verderben preisgeben, so mußte ich auf die Weiterfahrt verzichten und den Inhalt der Kisten trocknen. Zum Glück schien tags darauf die Sonne.

Das zweitemal kam es noch schlimmer. Ich hatte um die Mittagsstunde mein Boot verlassen, um mir die Beine zu vertreten, d. h. bis zum nächsten, drei Stunden entfernten Dorf zu Fuß zu gehen. Die Boote sollten folgen. Kaum war ich unterwegs, da begann es zu regnen, erst tropfenweise, dann Bindfaden und schließlich Gießkannen. Ein halbwüchsiger Bursche, den ich in einem Dorf aufgegriffen hatte, führte mich auf schmalem Pfad durch triefendes Gestrüpp, durch hüftentiefe Sümpfe, über mit Büffelspuren bedeckte Steppen und schließlich querfeldein. Und als ich ihn nach stundenlangem, planlosem Umherirren etwas energisch fragte, wohin er eigentlich mit mir wolle, gestand er unter Tränen, er habe den Weg verloren, der Regen habe ihn blind gemacht. Also zurück zum Flusse und hart an diesem entlang zu dem Dorf, das ja auf diese Weise nicht zu verfehlen war.

In einer mir gastlich geöffneten Hütte wärmte ich mich mit den Eingeborenen zusammen am Feuer. Erst nach Sonnenuntergang kamen die Boote, und beim Schein zweier Kerzenlaternen — Holz und Stroh wollten nicht brennen — begann das durch die hohe Böschung und den schlüpfrigen Boden ungemein erschwerte Ausladen der Boote. Um den erschöpften und schwächlichen Leuten Mut zu machen, stellte ich mich an den Rand, reichte ihnen die Hand und zog sie mit ihrer Last den Berg hinauf. Dennoch stürzte mancher; Gläser und Kisten zerbrachen und erhöhten den durch Wasser angerichteten Schaden. Am andern Morgen hingen regenschwere Wolken am Himmel, und an das Trocknen der Lasten war

nicht zu denken. Deshalb fuhr ich schleunigst nach dem nur anderthalb Tagereisen entfernten Mobaye weiter. Einen traurigen Anblick boten hier meine einst so schönen Dinge, die Gewehre, Apparate, die Vogelsammlung usw. Das schlimmste aber war, daß in die verlöteten Blechschachteln mit photographischen Platten durch haarfeine, im Laufe der Reise durch Rost gefressene Öffnungen Wasser eingedrungen war. Von meinem ganzen Bestand von dreißig Dutzend waren noch acht Dutzend verwendbar, die übrigen ließ ich in Mobaye, wo sie ein geschickter Tischler benutzen wird, um einem Schrank Spiegelscheiben zu verleihen.

Auch den Verlust eines Menschenlebens, den Tod des Präparators Kwamfi, eines alten Togonegers, hatte ich um diese Zeit zu beklagen. Auf der Suche nach einem am Abend zuvor von mir schwerkrank geschossenen Büffelbullen hatte er ein ganz unvorhergesehenes Renkontre mit der Büffelkuh, die, selber unverwundet, die ganze Nacht hindurch bei dem verendeten Bullen ausgeharrt hatte. Auf allernächste Entfernung, die sowohl Flucht als Schießen ausschloß, drang sie plötzlich auf den Präparator ein und durchbohrte ihm mit zwei Hornstößen das Herz. Es war am Morgen des 16. April. Als ich den Tag in meinem Kalender mit einem Kreuz versah, stellte ich fest, daß es der Ostersonntag war, und ein sehr sonderbares Gefühl beschlich mich bei dem Gedanken, wie wenig daran fehlte, daß man mich, während zu Hause die Osterglocken läuteten, hier an Kwamfis Stelle begraben hätte.

Dieser alte Togoneger war mein bester Mann; der einzige, welcher die Kunst des Präparierens wirklich verstand und mit Vergnügen ausübte. Sein Tod blieb infolgedessen nicht ohne Wirkung auf den Ausfall meiner Sammlungen.

Zwölf Tage hatte ich für die zirka 300 Kilometer lange Strecke von Possel nach Mobaye gebraucht. Das ergibt bei zehnstündiger täglicher Reisedauer eine durchschnittliche Geschwindigkeit von zweieinhalb Kilometern pro Stunde. Es dürfte kaum eine auf die Dauer ermüdendere und das Gemüt bedrückendere Art des Reisens geben, als die in Booten stromaufwärts. Darum begrüßte ich den hart und hoch am rechten Ufer des Flusses gelegenen, weithin sichtbaren Posten

Mobaye als ein frohes Wahrzeichen, daß wieder ein unangenehmer Teil meiner Reise hinter mir lag. Aber leider sollte es noch nicht der letzte sein. Nicht Mobaye war der Ausgangspunkt meiner Uelle-Reise, sondern Yakoma, das zirka 120 Kilometer stromaufwärts liegt und das ich unglücklicher Umstände wegen auch wieder nur zu Wasser erreichen konnte.

Der freundliche und entgegenkommende Chef des Mobaye gegenüberliegenden belgischen Postens Banzyville, Leutnant Scharf, hatte mir eine Baleiniere zur Verfügung gestellt, die geräumig genug war, um meine sämtlichen achtzig Lasten aufzunehmen. Fünfundzwanzig Ruderer brachten das schwere Fahrzeug durch Paddeln mühselig vorwärts. Es waren nicht die kräftigen, mit dem Wasser verwachsenen Banziri, sondern Leute aus der Umgebung von Banzyville, größtenteils halbwüchsige, von der Schlafkrankheit ausgezehrte Burschen. Aus mir heute noch unverständlichen Gründen fuhren sie anstatt am belgischen, am französischen Ufer des Flusses entlang, wo eine übelwollende Bevölkerung ihnen die Lebensmittel vorenthielt. So blieb ihnen nichts übrig als das Stehlen. Sie gruben die zum Wässern im Grunde des Flusses vergrabenen Maniokknollen heraus und rissen unreife, sogar vom Vieh verschmähte Papayenfrüchte von den Bäumen, nur um den knurrenden Magen zu füllen. Ihre Leistungen waren unter diesen Umständen minimale, und sieben Tage bei mehr als zwölfstündiger Fahrtdauer hatten wir nötig, um endlich am 2. Mai nach Yakoma zu gelangen.

Müde und zerschlagen kam ich dort an, und wie eine Last fiel es mir vom Herzen, als ich die Mündung des Uelle sah. Nun gab es für mich keinen Zweifel mehr, daß der beschwerlichste Teil meiner Reise hinter mir lag und der angenehmere beginnen mußte. Zwar trennten mich noch mehr als 1200 Kilometer vom Nil — zu Fuß oder auf dem Rücken des Pferdes kein Pappenstiel —, aber es ging doch nach Hause, durch ein reiches Land, das Gesicht immer gen Osten, jeden Morgen der aufgehenden Sonne entgegen, bis eines Tages das breite, silberne Band da sein würde, das auf bequemste Weise in die Heimat leitet.

In den Stromschnellen des Uelle.

Fünfzehntes Kapitel.

Auf dem Wege nach Angu.

Vierzehn Tage gingen hin, bis die Vorbereitungen für meine große Landreise so weit gediehen waren, daß ich an den Aufbruch von Yakoma denken konnte. Sämtliche Kisten mußten neu gepackt, aus den mir von Wiese aus Bangassu gesandten Verpflegungslasten mußte das Verdorbene ausgeschieden, der Rest zweckmäßig zusammengestellt werden, Ausrüstungsgegenstände mußten repariert, mein Vorrat an Tauschartikeln ergänzt und dem Geschmack der Uelle-Bevölkerung angepaßt werden. Unter den vier Weißen des Postens Yakoma befand sich ein „Eleveur de bétail", Herr Vaes-Peels, der den größten Teil der Uelle-Route bereist hatte und mir wertvolle Ratschläge bei der Auswahl der Tauschartikel geben konnte, und der Chef de secteur, Leutnant Scharf, verpflichtete mich zum zweiten Male zu Dank durch Überlassung besonders begehrter Gegenstände zu den von der Regierung festgesetzten Preisen aus dem Magazin des Staates.

Meiner Gesundheit war dieser unfreiwillig verlängerte Aufenthalt sehr dienlich. Die voraufgegangenen Monate, namentlich die Ubangi-Reise mit ihren Strapazen und Enttäuschungen, hatten meine Nerven angegriffen, und die wiederholten Durchnässungen, die Nächte im regenfeuchten Bett brachten mir eine mit Fieber verbundene Erkältung. Von allem stellten mich die Ruhetage in Yakoma und die Pflege seitens des dort stationierten Arztes Dr. Zerbini völlig wieder her.

Meine Mußestunden benutzte ich zu Studien über die Schlafkrankheit. In Yakoma befindet sich ein von der Regierung eingerich-

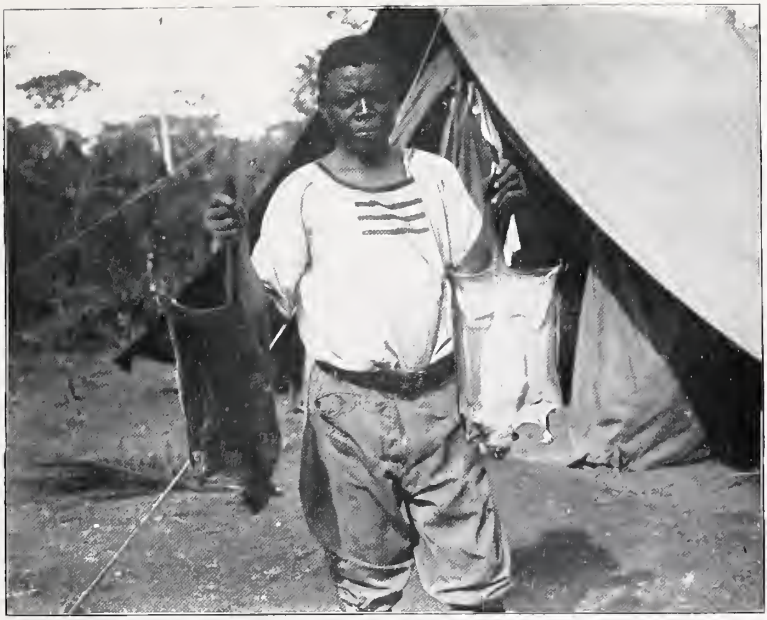
tetes Schlafkrankenlager, das mehrern hundert Patienten (Abb. 2) Unterkunft gewähren kann. Wöchentlich zweimal werden sie vom Arzt mittels Drüsen- und Lumbalpunktion untersucht und erhalten Atoxyleinspritzungen. Das Resultat ist dasselbe, das seinerzeit R. Koch in seinem Berichte über die Tätigkeit der deutschen Schlafkrankheit-Expedition am Viktoriasee beschrieb. Bei fortgesetzter Behandlung verschwinden die Trypanosomen aus dem peripheren Blut und dem Drüsensaft; ob jedoch für immer, bleibt nach wie vor zweifelhaft. Die Kranken in Yakoma können nicht zu dauerndem Aufenthalt im Lager gezwungen werden. Viele bleiben überhaupt in ihren Dörfern und finden sich nur am Behandlungstage in der Station ein. Auf diese Weise wird der Erfolg der Bekämpfung natürlich sehr illusorisch. Der eigentliche Uelle-Distrikt ist heute noch frei von der menschlichen Trypanosomen-Krankheit. Dies ist darum so merkwürdig, weil die Ufer des Uelle bis etwa nach Bambili hin dicht bewaldet sind und von Stechfliegen, Glossina palpalis, den Übertragern der Seuche, wimmeln und weil ferner ein lebhafter Bootverkehr auf dem Flusse vielleicht zu allen Zeiten bestanden hat und noch besteht. Trotzdem findet man schon im Posten Bondo, dem alten Djabir, der von dem völlig verseuchten Yakoma nur sechs Tagereisen zu Wasser entfernt liegt, und weiter stromaufwärts keine Schlafkranken mehr.

Am Morgen des 17. Mai brach ich von Yakoma auf. Der Weg in den Uelle-Distrikt führt über den kleinen Posten Monga, den letzten des Ubangi-Distrikts. Um dorthin zu gelangen, mußte ich noch einmal ins Boot, zum Glück aber nur für vier Stunden; dann führte ein acht Stunden langer, den Bilifluß kreuzender Pfad nach Monga. Dieser kleine, von einem einzigen Weißen bewohnte Posten liegt wunderhübsch an einem imposanten Wasserfall des Bili. Der Postenchef, ein junger belgischer Unteroffizier, kannte leider die weitere Umgebung seiner Station nicht und war daher nicht imstande, mir über die Route nach meinem nächsten Reiseziel, dem Posten Bondo, Auskunft zu geben.

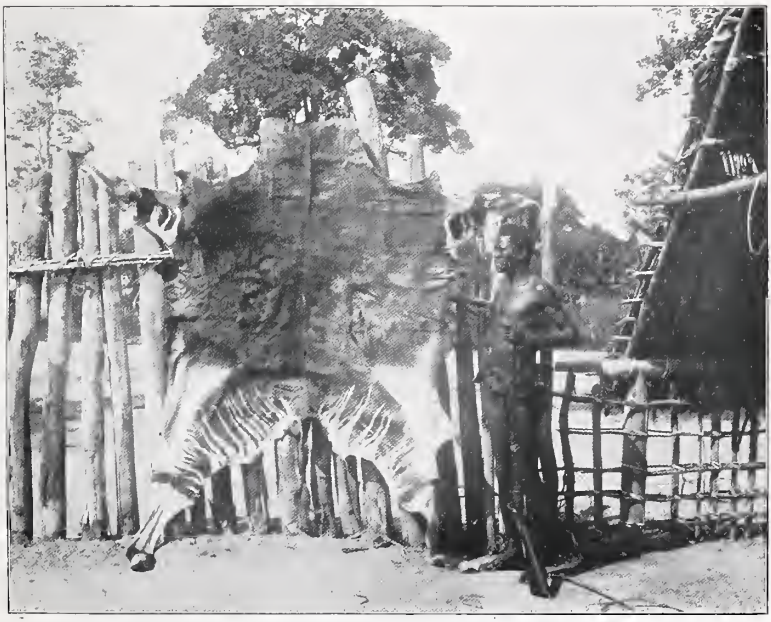
Auch der Trägermangel machte sich hier noch einmal fühlbar. Trotzdem mit Vorderladern bewaffnete Boten, sogenannte Pistonniers,

nach allen Himmelsrichtungen ausgeschickt waren, fanden sich am andern Morgen ganze vierzig Träger ein. Ich hatte aber hundert nötig. So blieb mir nur übrig, mit den Kettengefangenen als Trägern abzureisen, Verbrechern, die, zu fünf oder sechs mit einer Kette um den Hals zusammengekoppelt, im Posten Zwangsarbeit verrichten mußten. Sie wurden von zwei Soldaten bewacht. Einer von diesen sprach Kisuaheli, die freundliche Sprache Ostafrikas, die, seit langer Zeit wieder zum ersten Male gehört, meinem Ohre fast wie die Sprache der Heimat erklang. Mein Gastfreund machte mir Hoffnung, daß ich in einem drei Stunden entfernten großen Dorfe Bangassu andere Träger finden würde. Er selber aber war nie in diesem Dorfe gewesen, weshalb ich zu seinen Worten kein großes Vertrauen besaß. Erst gegen Mittag kam ich aus Monga fort. Von einem Wege war eigentlich keine Rede. Ein schmaler, selten begangener und kaum erkennbarer Eingeborenenpfad schlängelte sich durch dichten, sumpfigen Urwald hindurch. Ich hatte eine kleine Wunde am Fuß und blieb deshalb, so lange es ging, auf dem mir in Yakoma freundlich geliehenen Pferde; öfter legte ich mich wie ein Indianer platt auf den Rücken, um mich durch Löcher und Engpässe hindurchzuzwängen. Schließlich hob mich aber doch ein gar zu niedriger Ast aus dem Sattel.

Nach vier Stunden langem Marsch standen wir vor einem etwa zehn Meter breiten Fluß, mitten im dichsten Urwald. Ein günstig hinüber gefallener Baum diente als Brücke, die für Menschen leicht passierbar war, aber unmöglich für das Pferd. Das diesseitige Ufer fiel zwei Meter tief senkrecht ab. Im Wasser lag die Krone eines andern Baumes und bildete ein wahres künstliches Hindernis, und jenseits war das Ufer mit dichtestem Gebüsch bewachsen; nirgends gab es eine Stelle zum Landen. Was war da zu tun? Die Aussicht, das Pferd hinüber zu bekommen, schien fast Null; sprang es wirklich die Böschung hinab, so brach es höchstwahrscheinlich in dem Geäst des Baumes ein Bein und mußte erschossen werden. Ich erwog, es zurückzuschicken; dann hätte ich zu Fuß nach Bondo gehen müssen, 200 Kilometer weit und mit Wunden an den Beinen. So wagte ich



5. Eichhörnchen mit Flughäuten. (S. 32.)



6. Jäger mit dem präparierten Fell des Okapi. (S. 35.)

7. Ocapia johnstoni. (S. 39.)

die schwierige Passage, und es ging. Kein Mensch ahnt, was alles geht, wenn es muß.

Das Pferd wurde abgesattelt, dicht an die Böschung geführt und von allen Leuten hinabgestoßen. Es fiel mitten zwischen das Strauchwerk, schlug wild um sich, kam glücklich los und schwamm nach dem jenseitigen Ufer, wo ich eine kleine Lichtung hatte schlagen lassen. Schon nach einer Stunde stand ich wieder vor einem Fluß, dem Bili, der hier etwa 100 Meter breit ist. Hier aber gab es Boote, mit denen wir ohne Schwierigkeiten hinübersetzten. Bangassu sei noch weit, sagten mir die Fährleute, erst mitten in der Nacht würden wir ankommen, und sechs Stunden anstatt drei, wie mir der Postenchef in Monga angekündigt hatte, waren wir nun schon unterwegs gewesen. Mein Bett, mein Zelt, meine Kochkiste, alles hatte ich vorangeschickt; deshalb mußte ich trotz der beginnenden Dunkelheit weiter, wollte ich nicht hier im Walde unter offenem, regendrohendem Himmel kampieren.

Da kam ich zu meinem Erstaunen schon nach einer halben Stunde in ein großes Dorf. Ein alter, in einen weißen Europäeranzug gekleideter Sultan kam mir entgegen, umgeben von zahlreichen Männern, deren einer eine mächtige europäische Trompete trug. Es war zwar nicht Bangassu, aber sein Nachbar, von dessen Existenz der Postenchef von Monga keine Ahnung gehabt hatte. Der alte Mann gab mir durch sein Dorf hindurch das Geleite. Zu beiden Seiten einer langen Straße standen in langer Reihe die Hütten, von einer mir neuen Bauart, weiß getüncht und rosig überhaucht von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Ein ungeheurer Troß von Weibern und Kindern folgte uns in respektvoller Entfernung und gaffte, hinter den Hütten und Bananen versteckt, neugierig und ängstlich auf die beiden Wundertiere, den Weißen und das Pferd. Da fühlte ich mich wieder als „kühner Reisender", und schnell waren die kleinen Ärger der vorangegangenen Stunden vergessen. Die Freude und der Schmerz wohnen in Afrika dicht beieinander. Am Ausgang des Dorfes begegneten wir zwei Männern, die sich als Gesandte Bangassus zu erkennen gaben und geschickt waren, um mich zu ihm zu führen. Es erwies sich als

sehr nötig, denn inzwischen war es völlig Nacht geworden, und der Weg führte wieder durch den Wald. Ich mußte mich am Lendenschurz meines Führers festhalten, um hindurchzufinden. Schließlich aber wurde Bangassus Dorf erreicht.

Der Sultan erwartete mich, umgeben von einer großen Menschenmenge, nahe an meinem schon errichteten Zelt und begrüßte mich respektvoll. Ich war der erste Weiße, der sein Dorf besuchte, und die große Menge meines Gepäcks, die Soldaten und Pistonniers, mein geräumiges Zelt und vor allem das Pferd, das diesen Wilden etwas ganz Neues war, schienen großen Eindruck auf sie zu machen. Meinen Befehl, am nächsten Tage hundert Träger zu stellen, nahm Bangassu mit Gleichmut entgegen. Bald nach Mitternacht ertönte der mächtige Gong vor des Häuptlings Hütte und rief aus den benachbarten Dörfern die Männer zum Trägerdienst herbei. Lange lag ich und lauschte den melodischen Tönen. In der Ferne antworteten andere Trommler, zum Beweis, daß sie die Befehle des Sultans vernommen; sie nahmen sie auf und gaben sie weiter, und bald schallte es laut und leise, anhaltend und abgebrochen mit dumpfen, tiefen und höhern Tönen durch den dunklen nächtlichen, im tiefsten Schweigen ruhenden Wald. Es ist der durch seine Einfachheit wie durch seine Wirkung verblüffende Nachrichtendienst primitiver Völker, der hier meinetwegen in Tätigkeit trat.

Die hier gebräuchlichen Gongs sind wie überall im ganzen Kongobecken mächtige ausgehöhlte Baumstämme, die, lang auf dem Boden liegend, an der Oberseite einen Schlitz haben. Sie bringen, mit zwei Schlegeln bearbeitet, außerordentlich modulationsfähige Töne hervor, die in Form eines klug erdachten Systems verwandt und meistens von einem besonders dazu berufenen Manne aus der Umgebung des Sultans hervorgebracht werden. Ihrem Ruf waren in dieser Nacht 160 Männer gefolgt, die am andern Morgen bereitstanden, meine 80 Lasten nach dem eine Tagereise entfernten Dorfe Ngurru zu tragen. Ich belohnte den Sultan Bangassu mit ein paar Kilo Salz, zwei Bechern Schwarzpulver und 50 Zündhütchen, den hierzulande begehrtesten Artikeln, und trat sehr vergnügt meinen Weitermarsch an.

Es war ein schöner Tag, wie in der Trockenzeit; kein Wölkchen trübte des Himmels Blau. Eine Stunde lang erstreckte sich das Dorf Bangassus, dann hörten die Hütten auf, aber noch nicht die Straße, die sich immer weiter durch Busch und Steppe dahinzog. Frauen und Mädchen waren beschäftigt, sie mit Hacken und Picken zu säubern, und auf meine erstaunte Frage, wer das befohlen habe, erhielt ich die Antwort: der Weiße in Bondo (die erste Uelle-Station). Nun war ich also im Uelle-Distrikt, und nicht angenehmer konnte mir diese Tatsache zum Bewußtsein gebracht werden, als es hier geschah: es gab Träger und Wege. Schon nach dreistündigem Marsch erreichte ich das nächste Dorf, eine Niederlassung des Sultans Ngurru. Ngurrus Sohn (Abb. 1), der hier „Gemeindevorsteher" ist, kam mir mit einem Gastgeschenk von mehrern Hühnern und Eiern entgegen. Er geleitete mich zu seinem zwei Stunden weiter wohnenden Vater.

Das Dorf hörte nicht auf. Zu Tausenden reihten sich die Hütten an der breiten und überaus saubern Straße. Das hier wohnende Volk sind die Asande, die Niam-Niam Schweinfurths, der mächtigste Stamm des Uelle-Distrikts. Sie zerfallen in zwei scharf voneinander gesonderte Gruppen: die westliche, Asande-Abandja, und die größere östliche, Asande-Avungura. Über den Charakter und die Geschichte der Asande hat Herr von Wiese, der ihre Bekanntschaft am Mbomu machte, im ersten Band einiges gesagt. Ich brauche deshalb hierauf nicht noch einmal zurückzukommen und begnüge mich mit ein paar Bemerkungen über ihre Dörfer.

Der Unterschied in der Anlage und Bauart der Abandja- und Avungura-Wohnsitze ist ein ganz außerordentlicher. Die Avungura bilden selten so große zusammenhängende Dörfer wie die Abandja, und ihre Siedelungen sind schmutzig. Die kreisrunden, mit kegelförmigem Dach (Abb. 3) bedeckten Hütten sind klein und wenig dauerhaft ausgeführt und stehen in schreiendem Gegensatz zu der politischen Bedeutung ihrer Bewohner. Anders ist es bei den Abandja. Ihre Dörfer zählen zu den saubersten und am besten angelegten, die man in Äquatorialafrika finden kann. An breiten, von Bananen oder Ölpalmen eingefaßten

Straßen, deren Reinlichkeit jedem deutschen Park zur Ehre gereichen würde, liegen in langen, einfachen oder doppelten Reihen die Hütten. Sie sind größtenteils viereckig, haben Lehmwände und pyramidenförmige, aus großen Blättern geflochtene Dächer, die an den Seiten weit überragen und durch starke Pfeiler gestützt werden. Das merkwürdigste aber ist ihre Bemalung (Abb. 4). Die weißgetünchten Wände fast aller Hütten zeigen die Kunst des kleinen Moritz. Die immer wiederkehrenden Motive sind: der Mann mit dem Gewehr (vornehmlich blau-rote Kongosoldaten), der an einem mit Flaschen bedeckten Tisch sitzende Weiße, der Elefant (manchmal im Augenblick, wo er von dem Mann mit dem Gewehr geschossen wird), der Leopard (deutlich impressionistisch, aus schwarz-weißen Kleckſen kombiniert) und das Pferd. Auf diesem sitzt zuweilen ein Weißer, dann aber stets mit bis an die Nase heraufgezogenen Knien. Die Ausführung dieser Motive beweist, daß die Asande die Kunstanschauung unserer modernsten Richtung, die der Kubisten, teilen. Ob und welche Zusammenhänge hier bestehen, konnte ich leider nicht ergründen.

Der Sultan Ngurru kam mir mit großem Gefolge entgegen. Ein etwa vierzigjähriger stattlicher Mann, bekleidet mit rotem Fez, langem farbigem Hemd, Khakihosen, braunen Strümpfen und den Schuhen, die im Sudan üblich sind. Sein Embonpoint und sein ruhiges, glatt rasiertes Gesicht mit ziemlich schmaler Nase und etwas vorgewölbten Augen gaben ihm eine gewisse Würde, etwa das Aussehen eines Pfarrers oder Schauspielers, jedenfalls eines Menschen, der gewohnt ist, daß andere schweigen, wenn er redet. Wir hatten noch eine gute Stunde Weges bis nach dem Teil des Dorfes, den er bewohnte, wo sich auch ein noch nicht benutztes, funkelnagelneues Rasthaus für Europäer befand. Rüstigen Schrittes ging der Sultan neben meinem Pferde her, und Hunderte von Männern, Frauen und Kindern folgten uns. Aber was sie von fast allen Negern, die ich bisher kennen gelernt hatte, unterschied, war, daß diese Volksmenge sich still verhielt und nichts von dem Höllenspektakel vernehmen ließ, der bei solchen Gelegenheiten üblich ist. Diejenigen, welche sprachen, taten das

im Flüsterton, und wenn sie sich zu nahe an das Pferd drängten, bedurfte es nur eines Winkes des Sultans, um die Straße frei zu machen. So offenbarte sich die Disziplin der Asande, eine der Eigenschaften, die dieses Volk zu den Herren des Uelle-Distrikts gemacht hat.

Als wir am Rasthaus anlangten, bot ich dem Sultan einen Stuhl und einen Schluck Whisky-Soda (in seinem eigenen Becher) an, eine Auszeichnung, mit der ich einflußreiche Häuptlinge zu beehren pflegte, um ihre Autorität gegenüber ihren Untertanen zu stärken. Es ist nämlich eine in der Kolonialpolitik oft wiederholte Erfahrung, daß sich über straff organisierte, unter einflußreichen Häuptlingen stehende Stämme viel leichter regieren läßt als über anarchische Banden. Auf mein Verlangen nach Trägern gab mir Ngurru die beruhigende Antwort, ich könnte so viele Menschen haben, wie ich wollte. Sonst sprach er wenig; wie mir schien, aus Verlegenheit, denn ich war erst der zweite Weiße, der sein Dorf besuchte. Mit einer Zigarre, die ich ihm anbot, wußte er absolut nichts anzufangen, und als ich ihm einen Augenblick den Rücken kehrte, brachte er sie heimlich auf die Seite.

Die nächsten Tage verliefen ganz ähnlich, d. h. ich machte bequeme Märsche durch ein überaus reich bevölkertes Land, dessen einflußreiche Asande-Häuptlinge, die vor ein paar Jahren in einem blutigen Feldzuge die Macht der Weißen kennen gelernt haben, jetzt alles tun, um deren Ansprüchen zu genügen. Der letzte Sultan, bei dem ich vor meiner Ankunft in Bondo übernachtete, war Ndekkere, ein von Leopold II. mit einer großen kupfernen Medaille dekorierter Mann. Er kam mir sogar auf einem Maultier entgegen und vor dem Rasthause hatte er seine Leibwache, acht mit Perkussionsgewehren bewaffnete ehemalige Kongosoldaten, zu meinem Empfang aufgestellt. Abends wurde wie in einer belgischen Station die Reveille geblasen, und ein Posten zog vor meinem Hause auf. Der nächste Tagemarsch brachte mich nach Djabir.

Djabir ist der alte, aber noch gebräuchliche, von einem Asande-Sultan entlehnte Name für eine bedeutende Station am Uelle, die jetzt offiziell Bondo heißt. Djabir war der einflußreichste Sultan

im westlichen Uelle-Distrikt und den Belgiern so ergeben und so ungeheuer nützlich durch die Beschaffung von Kautschuk und Elfenbein, daß sie ihm den Rang und die Abzeichen eines Hauptmanns und die einem solchen zustehende monatliche Verpflegung gaben. Dieses Ansehen, das er auch bei den Weißen genoß — er konnte dabei natürlich weder lesen noch schreiben —, stieg dem Neger zu Kopf, und eines Tages verweigerte er der Regierung den Gehorsam. Die Folge war der Anmarsch von 400 Soldaten, die Djabirs Macht vernichteten und ihn zwangen, über den Mbomu ins französische Gebiet zu flüchten, wo er in Gesellschaft einiger treu gebliebener Männer und Frauen noch leben soll. Um die Erinnerung an ihn auszulöschen, wurde die Station fortan offiziell Bondo genannt.

Je näher ich dem Posten kam, desto dichter wurde die Bevölkerung, und schließlich war der Weg nichts anderes als eine sich meilenweit erstreckende Dorfstraße. Alles war auf den Beinen, um mich zu besehen. Auch ein Inder stand am Wege, der wie viele andere seiner Landsleute von Zanzibar im Auftrage Alidina Visrams, des großen ostafrikanischen Kaufmanns, bis hierher gekommen war, um Elfenbein zu erhandeln. Ich sprach ihn mit der üblichen Suahelibegrüßung an, und als er erfuhr, ich wolle zum Nil nach Redjaf und Chartum, glaubte er, ich sei ein Engländer, und bat mich um die Erlaubnis, mich besuchen zu dürfen; wie sich später herausstellte, um sich über Schwierigkeiten zu beklagen, die die belgische Regierung ihm bei seinem Handel machte.

Große Kautschukpflanzungen verrieten schließlich, daß ich mich auf dem Boden der Station befand, und als die Gebäude in Sicht waren, kamen mir sämtliche fünf Europäer, geführt von dem Chef de zone, Kommandant Bareau, entgegen. Nach einem herzlichen Empfang wurde mir das schönste Haus der Station als Wohnung angewiesen. Es war ein stattlicher Backsteinbau und das best gebaute Haus, das ich im Innern Afrikas überhaupt gesehen habe; es bestand aus zwei hohen luftigen Zimmern und einer breiten Veranda, mit schöner Aussicht über den hier 300 Meter breiten Fluß.

Die hübsche landschaftliche Umgebung Bondos, meine vorzügliche Unterkunft und die Gastfreundschaft des Kommandanten Bareau gestalteten meinen Aufenthalt sehr angenehm, und ich hätte ihn gern verlängert, wenn mich nicht das Verlangen getrieben hätte, endlich in das Okapirevier zu kommen. Nach Mitteilungen, die mir der liebenswürdige Chef des Ubangi-Distrikts, Kommandant van der Cruyssen, gelegentlich meines Aufenthalts in Libenge gemacht hatte, sollte die Gegend zwischen den Posten Likati und Angu, am Südufer des Uelle, Aussicht auf erfolgreiche Okapijagden bieten. Diese Mitteilung wurde mir von dem Kommandanten Bareau bestätigt mit dem Hinzufügen, daß der Posten Angu das geeignetste Standquartier sei. Darum beschloß ich, dorthin zu gehen.

Der Name Angu war mir nicht unbekannt. Ich wußte, daß die einzige Photographie eines lebenden Okapi, die von einem jungen, sehr bald darauf eingegangenen, weil der Muttermilch noch nicht entwöhnten Tiere herrührte, hier gemacht worden ist. Und ich kannte Angu auch aus Boyd Alexanders Reisebericht „From the Niger to the Nile".

Ein merkwürdiger Zufall wollte es, daß ich seit meinem Aufenthalt in Niellim unausgesetzt auf den Spuren dieser unglücklichen Expedition reiste. Dies war oft nicht sehr ermutigend für mich, denn keine der neueren afrikanischen Forschungsreisen hat mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt und solche schwere Verluste erlitten wie die Alexander-Gosling-Expedition. Aber es kann nicht geleugnet werden, daß die Schuld daran zum großen Teil schon in dem Expeditionsplan lag.

Der englische Leutnant Boyd Alexander, ein hervorragender Ornithologe und erprobter Afrikareisender, hatte nämlich die Idee, den Kontinent auf der fast ununterbrochenen Wasserstraße zu durchqueren, die von den großen Flüssen Niger, Benue, Schari, Ubangi, Uelle und Nil gebildet wird. Er glaubte, auf diese Weise den Zugstraßen gewisser Vogelarten zu folgen, die auf ihren Wanderungen zwischen Ost- und Westafrika die Richtung der großen Flüsse einzuhalten

ſcheinen, und er hoffte, ſo beſonders leicht die Beziehungen zwiſchen der weſt- und oſtafrikaniſchen Vogelwelt verfolgen zu können.

Sein Plan hatte einen praktiſchen Vorteil. Er machte den Reiſenden unabhängig von Trägern, denn ſeine ſämtlichen Laſten fanden in zwei eigens konſtruierten großen Stahlbooten Platz. Ein Fehler von allergrößter Tragweite aber war die Richtung, welche die Expedition einſchlug. Anſtatt ſeine Forſchungsreiſe am obern Uelle zu beginnen, wohin die Boote über den Weißen Nil nicht allzu ſchwer hätten transportiert werden können, und dann alle die genannten großen Ströme abwärts zu fahren, wählte Alexander aus unbegreiflichen und von ihm auch nicht weiter erörterten Gründen den umgekehrten Weg. Die Folge davon war ein nichtendenwollender Kampf der beiden ſchwer beladenen, nur mittels Stangen fortbewegten Boote gegen die reißende Strömung. Bedeutende Breite bei geringer Tiefe und ſehr heftige, durch zahlloſe Schnellen bedingte Strömung ſind ja die charakteriſtiſchen Eigenſchaften der afrikaniſchen Flüſſe, die der Schiffahrt überall große, oft unüberwindliche Hinderniſſe bieten.

So kam es, daß Boyd Alexander beinahe drei Jahre zu einer Reiſe benötigte, die er in kaum mehr als der halben Zeit hätte ausführen können. In der Hauptſache muß dieſes Mehr an Zeit als verloren betrachtet werden, denn er war währenddeſſen an das Boot gebunden und in ſeinen Beobachtungen und Sammlungen ſehr beſchränkt. Nur wer, wie ich es bei meiner Ubangi-Reiſe mußte, ſelber monatelang mit einem von Eingeborenen geruderten Boot gegen die Strömung eines durch die Regenzeit ſtark angeſchwollenen Fluſſes angekämpft hat, kann ermeſſen, wie deprimierend und die Nerven reizend eine ſolche Fahrt durch ihre ſchneckengleiche Langſamkeit und den ſich immer erneuernden Ärger mit den Ruderern wirkt. Boyd Alexander aber hielt es mehr als ein Jahr in ſeinen Booten aus.

Von ſeinen drei Gefährten kehrte nur einer, der Topograph Talbot, nach Beendigung ſeiner Arbeiten in Britiſch-Nigeria nach England zurück. Der zweite, ſein Bruder Hauptmann Claud Alexander, ſtarb nicht weit vom Tſchadſee an einem dyſenteriſchen Leiden. Der dritte,

8. Das im Senckenbergiſchen Muſeum in Frankfurt a. M. aufgeſtellte Okapi. (S. 39.)

9. Gezähmte Elefanten im Bade. (S. 45.)

10. Elefanten vor dem Pfluge. (S. 47.)

Hauptmann C. B. Gosling, „one of the best and bravest of fellows that ever lived" (wie es in dem Nachruf der Rifle Brigade von ihm heißt), erreichte mit Boyd Alexander den Uelle. Er war einer der ersten Sportsleute Englands, körperlich außerordentlich bevorzugt und ungewöhnlich befähigt für die Strapazen afrikanischen Reisens. Sein ganzer Ehrgeiz bestand darin, seiner großen Strecke afrikanischen Wildes ein selbst geschossenes Okapi hinzuzufügen. In der Nähe Angus jagte er vierzehn Tage lang ohne Rücksicht auf seine Gesundheit, aber Diana lächelte ihm nicht. Das einzige, was er davontrug, war der Keim zu einem Schwarzwasserfieber. Bald, nachdem er Angu verlassen hatte, bekam er den ersten Anfall, den sein kraftstrotzender Körper überwand. Ein paar Wochen später, in Niangara, befiel ihn das Fieber erneut. Er erlag ihm, und man begrub ihn auf dem Friedhof in Niangara.

Nur Boyd Alexander selber erreichte unter den größten Schwierigkeiten, abgezehrt und nahezu niedergebrochen, sein Ziel, den Weißen Nil. Aber auch er entging nicht seinem Schicksal, in Afrikas Boden zu ruhen. Bald nach seiner Heimkehr nach England unternahm er eine neue Reise, die ihn auf der alten Route Nachtigals vom Tschadsee zum Nil führen sollte. Noch auf französischem Gebiet, in Wadai, das er trotz der Warnung der französischen Regierung betrat, wurde er ermordet.

Sein Reisewerk „From the Niger to the Nile" bildete monatelang meine einzige Lektüre. Ich war infolgedessen gut vertraut mit den Zielen und dem Schicksal dieser unglücklichen Expedition, und für ihre Mitglieder, die ich wegen ihrer glühenden, alle Mühseligkeiten überwindenden Liebe zu unserer gemeinsamen Sache bewunderte, empfand ich warme Gefühle der Sympathie. Deshalb war es mir ein Bedürfnis, als ich nach Niangara kam, das leider verfallene Grab Goslings zu besuchen, wie um von einem toten Freunde Abschied zu nehmen.

Riesenschuppentier.

Sechzehntes Kapitel.

Im Okapirevier.

Angu liegt am Südufer des Uelle, von Bondo aus vier Tagereisen flußaufwärts. Da der Weg zu Land über Likati etwa die doppelte Zeit in Anspruch nimmt, entschied ich mich, wenn auch widerstrebend, noch einmal für die Bootfahrt. Sie war angenehmer, als ich erwartet hatte, denn die Einbäume waren groß und geräumig, die Mannschaft vorzüglich und die Szenerie des Flusses hübscher, als ich sie sonstwo in Afrika gesehen.

Der Uelle ist zwar ein breiter Strom, aber zahllose Inseln teilen ihn in viele 40 bis 100 Meter breite und leicht übersehbare Arme. Manchmal berühren sich die Wipfel gegenüberstehender Bäume, und man fährt wie unter einem grünen Dom hin. Das Laub ist nicht so einfarbig schwarzgrün wie am Ubangi und Kongo. Es leuchtet vielmehr in allen Schattierungen zwischen frühlingsmäßigem Hellgrün und herbstlichem Rotbraun. Ölpalmen sind häufig und fallen durch ihren schlanken Stamm und ihre schöne Krone in dem grünen Meer des Uferwaldes angenehm in die Augen. Zahllose Riffe und Klippen machen die Schiffahrt auf dem Fluß zwar gefährlich, seine Szenerie aber pittoresk.

Meine Mannschaft bestand aus Bakango*, einem Stamm, der

* Interessenten empfehle ich A. de Calonne-Beaufaict, „Études Bakango" (Liège 1912).

an den Ufern des Uelle zwischen Bondo und Bambili wohnt. Nicht so sympathisch wie die Asande, weil schmutziger und unzivilisierter als diese, sind sie doch gute Ruderer, dabei in hohem Maße musikalisch. Als wir im Jahre 1908 gegen Ende unserer ersten Afrika-Expedition den Aruwimi abwärts fuhren, fielen uns die Gesänge der Basoko als besonders melodisch auf. Wir waren damals nicht verwöhnt. Das Grammophon war ein Jahr die einzige Quelle gewesen, an der wir unser Bedürfnis nach Musik stillen konnten, und einer besondern musikalischen Begabung vermochte sich keiner von uns zu rühmen. Jetzt wollte es mir scheinen, als würden die Leistungen der Basoko von denen der Bakango weit übertroffen. Ich unterschied nicht weniger als sechs verschiedene Melodien, die sämtlich so hübsch klangen, daß ich meine Lektüre stundenlang unterbrach, um den Sängern zu lauschen.

Am dritten Tage der Fahrt mußten wir ziemlich zahlreiche Stromschnellen passieren. Mutig steuerten meine Leute mitten hinein. Aber die Gewalt des Wassers war stärker als sie. Die beiden Männer am Bug konnten das Boot nicht mehr gegen die Strömung halten. Es wurde quergestellt, und im Augenblick schlug eine mächtige Sturzwelle herein. Einige Feiglinge sprangen schon ins Wasser. Ich selber kroch unter meinem Sonnendach hervor, um, wenn das Boot umschlug, nicht wie eine Ratte im Käfig zu ertrinken. Aber es ging noch einmal gut. Unter Aufbietung aller Kräfte gelang es uns, das volle Boot ans Land zu bringen. Meine Ubangi-Mannschaften hätten das nicht vermocht.

Am 30. Mai mittags kamen wir in Angu an. Der kleine, mit einem einzigen Weißen besetzte Posten liegt hart am Ufer des Flusses auf einer im Urwald gerodeten Blöße. Seine nur aus Stroh und Lehm aufgeführten Gebäude machten keinen sehr vertrauenerweckenden Eindruck, denn es schien mir mehr als zweifelhaft, daß sie vor den Unbilden der beginnenden Regenzeit Schutz bieten würden. Der Chef de poste befand sich auf einer Dienstreise, und die Obhut der Station war einem schwarzen Sergeanten anvertraut. Unter seiner Handvoll Soldaten gab es zum Glück einen des Kisuaheli mächtigen, so daß ich mich wenigstens verständigen und einrichten konnte. Meine

Kenntnis des im ganzen Uelle-Distrikt als Verkehrs- und Handelssprache gesprochenen Bangala lag damals noch sehr im argen.

Ich setzte den Soldaten den Zweck meiner Reise auseinander, sagte ihnen, daß mir sehr viel daran liege, ein Okapi zu schießen, daß ich aber auch alle andern Tiere des Waldes, große und kleine, haben wolle und bereit sei, große Belohnungen zu zahlen, wenn man mir solche brächte. Mit großer Freude stellte ich fest, daß das Okapi hier wohlbekannt war. In der ihnen gezeigten Photographie des von Boyd Alexander gesammelten Stückes erkannten sie es sofort und nannten mir seinen hier heimischen Namen Ndumbe. Anderntags schon wollten sie Männer herbeischaffen, die es getötet hätten. Wirklich erschien zwei Tage darauf ein hochgewachsener schlanker Neger, Etumba mingi, zu deutsch der Streitsüchtige, der junge Häuptling eines in der Nähe befindlichen Dorfes, der in dem Rufe stand, ein erfolgreicher Okapijäger zu sein. Zum Beweise dafür brachte er eine Art großen Henkelkorbes mit, der aus der Schenkelhaut eines Okapi und eines Elefanten zusammengenäht war. Ihm setzte ich auseinander, daß ich unter allen Umständen ein Okapi haben müßte. Ich sei bereit, ihm ein Gewehr, viel Pulver, Zündhütchen und andere schöne Dinge zu schenken, wenn er mich auf ein solches Tier zu Schuß bringen wolle. Er entgegnete, er wisse, wo es Okapis gebe, und wolle sein Möglichstes tun, aber diese Jagd sei eine harte Arbeit und eigne sich nicht für weiße Männer. Das Okapi ziehe unausgesetzt im Walde umher, man müsse ihm viele Tage lang durch dick und dünn, durch Sümpfe und Urwald folgen, und Europäer machten dabei zuviel Geräusch. Wir könnten wohl Elefanten und Büffel schießen, die dumm sind und sich betölpeln lassen, aber nicht das scheue und vorsichtige Ndumbe, welches sich stets fern von menschlichen Wohnsitzen aufhalte. Kurz, er bedankte sich für meine Begleitung.

Der Mann machte einen sehr vertrauenerweckenden Eindruck, und alles, was er mir erzählte, hatte ich mir selber schon einmal gesagt, nach den erfolglosen Okapijagden, die wir mit den Zwergen des Ituriwaldes auf unserer ersten Expedition unternommen hatten. Dennoch

wollte ich meinem großen Wunsch, der erste Europäer zu sein, welcher dieses seltene Wild geschossen hat, nicht so ohne weiteres entsagen. Die hin und wieder verlautenden Gerüchte, daß es einem Europäer gelungen sei, eigenhändig ein Okapi zu erlegen, haben sich bisher stets als unrichtig herausgestellt. Nur mit Etumba mingi war mein Wunsch nicht zu erreichen, ich mußte mir einen andern Führer suchen. So entließ ich ihn denn, mit dem Auftrag, auf eigene Faust zu jagen und mir im Falle des Erfolgs eiligst Nachricht zu schicken.

Wenige Tage nach meiner Ankunft in Angu kehrte der Chef de poste, Herr Anderſſon, ehemaliger Unteroffizier der schwedischen Feldartillerie und Agent militaire im Dienste des belgischen Kongo, zurück. Er ging auf alle meine Wünsche bereitwillig ein und traf sofort Vorkehrungen, um meine Jagden zu erleichtern. Nach ihm ist das Okapi in der Umgebung Angus nicht allzu selten. Aber durch seine Gewohnheit, keine festen Standquartiere zu haben und meist einzeln, selten und dann nur in der Brunstzeit oder wenn die Kuh das Kalb führt, paarweise umherzustreifen, wird seine Jagd so sehr erschwert. Immerhin dürfe man darauf rechnen, daß ein guter Jäger innerhalb acht Tagen ein Stück erbeuten könne. Meine Hoffnung, das Tier im Leben zu beobachten und eigenhändig zu erlegen, hielt er jedoch für aussichtslos. Die Unruhe des Wildes erfordere eine mehrtägige, unausgesetzte Verfolgung, und die Undurchsichtigkeit des Urwalds bedinge eine Annäherung auf allernächste Entfernung, wozu weiße Männer nicht befähigt seien. Deshalb halte er eine systematische Jagd auf dieses Wild für Europäer unmöglich; nur der Zufall könne einem weißen Mann ein Okapi vor das Rohr bringen.

Trotz dieser entmutigenden Auskünfte konnte ich meinen sehnlichsten Wunsch immer noch nicht aufgeben. Es bedurfte zahlreicher, äußerst mühseliger Pirschen, die ich mit einem erfahrenen eingeborenen Jäger namens Koki, einem ehemaligen Feldwebel der Truppe, unternahm, um mich zu Anderssons Ansicht zu bekehren. Anderſſon hatte übrigens ein lebendes Okapi gesehen, eben jenes junge Tier, dessen Photographie im Jahre 1908 von mehreren europäischen Zeitungen gebracht worden

ist. Es war von Eingeborenen nach Erlegung der Mutter gefangen worden und hatte in Angu ein paar Tage gelebt. An diesem Exemplar konnte Anderssson feststellen, daß der Schritt des Okapi ein Paßgang ist, gleich dem der Giraffe.

Als Standquartier empfahl mir Anderssson ein kleines Dorf des Häuptlings Koloka, das zwei Tagemärsche südöstlich von Angu liegt, und bereitwillig erbot er sich, mich dorthin zu begleiten, um mich mit dem Häuptling bekannt zu machen. Am 8. Juni trafen wir bei Koloka ein. Die Bewohner des Dorfes sind Mobatti, ein zu dem großen Volke der Ababua gehöriger Stamm. Die Mobatti sind fast ausschließlich Jäger, sie besitzen nur kleine Bananen- und Maniokpflanzungen. Wie bei den Asande besorgen auch hier die Frauen alle Arbeit auf dem Felde und im Dorfe. Die Männer liegen tagelang auf ihren hölzernen Ruhebetten, rauchen aus mächtigen hölzernen Pfeifen schlechten Tabak oder Hanf und trinken große Mengen eines aus Bananen hergestellten, Jungwein ähnlichen Getränkes. Wäre der Hunger nach Fleisch nicht und der Bula matadi — das ist der in ganz Äquatorialafrika verbreitete Eingeborenenname der Regierung des belgischen Kongo — so würden die glücklichen Kongoneger wohl ihr ganzes Leben auf dem Ruhebett im dolce far niente verträumen. Indessen, sie sind große Liebhaber des Fleisches. Das Menschenschlachten ist jetzt streng verboten, und ihre einzigen Haustiere, Hunde und Hühner, reichen nicht aus, um ihren Hunger zu stillen. So gehen sie denn hin und wieder auf die Jagd.

Zu dieser Sorge um das tägliche Brot kommt die Mühe, welche ihnen die Regierung bereitet. Diese zieht nämlich vierteljährlich die Steuern ein, die bis vor kurzem in Kautschuk bezahlt werden mußten. Jeder erwachsene Mann hatte monatlich ein Kilo abzuliefern. Nun ist der Reichtum der Wälder an Kautschuk im Laufe der Zeit erheblich geringer geworden, namentlich die Umgebungen der Posten sind erschöpft, und um ihren Pflichten zu genügen, müssen die Eingeborenen jetzt wochenlange Reisen unternehmen. Nach Mitteilungen des Herrn Anderssson hatten die ihm unterstellten Eingeborenen drei

Monate im Jahr zu arbeiten, um die Steuern einzubringen. Das klingt sehr hart, ist aber in Wirklichkeit nur eine heilsame Anleitung zur Arbeit und die einzige ernsthafte, die sie im ganzen Jahr verrichten.

Der Staat zahlt für jedes ihm abgelieferte Kilogramm Kautschuk einen Frank in Waren. Er erhält auf dem Markt in Antwerpen durschnittlich 15 Franken für das Kilo. In dem kleinen, von einem einzigen, allerdings stark überlasteten Weißen geleiteten Posten Angu wurden jährlich 25 Tonnen Kautschuk und 5 Tonnen Elfenbein eingeliefert, was einen Wert von zirka 450000 Franken darstellt. Sämtliche Unkosten, Gehalt des Weißen, Erhaltung des Postens, Transporte usw. schätzt Anderssson auf etwa 15000 Franken im Jahre. Folglich brachte dieser kleine Posten allein dem belgischen Staat einen jährlichen Nutzen von 435000 Franken.

Angu ist aber höchstens ein Durchschnittsposten. Der beste im Uelle-Distrikt, Zobia, lieferte etwa 120 Tonnen Kautschuk jährlich. Der Reingewinn, den der Uelle-Distrikt abwirft, wird auf 5 Millionen Franken im Jahre geschätzt, und der belgische Kongo besteht aus vierzehn Distrikten. Daraus kann man auf den ungeheuren Wert dieser Kolonie schließen.

Koloka, mein Gastfreund, sah etwas närrisch aus. Er trug einen abgelegten europäischen Anzug und Hut. Seine großen runden Augen verrieten Gutmütigkeit, Ängstlichkeit und Besorgnis und wurden ständig unruhig hin und her gerollt. Besorgnis um mich war seine hervorstechendste Eigenschaft. Anderssson hatte ihm mein Wohl ans Herz gelegt, und das hatte zur Folge, daß mich Koloka nicht einen Schritt machen ließ, ohne mir nachzulaufen, was mir auf meinen Jagdzügen oft sehr lästig war. Am Tage unserer Ankunft bei ihm fanden sich dort auch die Häuptlinge der benachbarten Dörfer ein. Mit Andersssons Hilfe legte ich ihnen meine Wünsche dar. Alle Tiere, die im Walde lebten, müßte ich haben, vor allem aber ein „Ndumbe" und ein „Bangana", Booceros euryceros, eine andere riesige, fast ebenso seltene Urwaldantilope wie das Okapi. Mit Stoffen, Salz, Messern und Spiegeln würde ich das mir Gebrachte reichlich bezahlen, mit Pulver

und Zündhütchen besonders seltene Tiere und mit einem Gewehr gar ein Okapi oder Bangana. Nachdem auf diese Weise alles in die Wege geleitet war, verließ mich am andern Morgen Anderssson, um nach seinem Posten zurückzukehren. Und nun entwickelte sich in meinem Lager ein reges Leben.

Ich blieb vierzehn Tage in diesem Urwalddorfe und sammelte währenddessen allein an Säugetieren mehr als hundert Stück. Die merkwürdigsten und seltsamsten Tiere, so ungewöhnlich wie dieser abenteuerliche Urwald selber, wurden mir gebracht. Unter ihnen waren viele, die zu erbeuten ich mich auf meiner ersten Kongoreise vergeblich bemüht hatte. Kleine, überaus zierliche Schopfantilopen, die das Halbdunkel des Urwaldes nie verlassen, langschwänzige Schuppentiere, mit langen spitzen Schnauzen, die auf den Fußwurzelgelenken gehen anstatt auf den Zehen, Eichhörnchen von vier verschiedenen Arten, darunter solche mit mächtigen Flughäuten zwischen den vier Beinen, die sie wie einen Fallschirm bei ihren gewaltigen Sätzen benutzen (Abb. 5). Ratten, so groß wie eine Katze mit weißem Bauch und weißem Schwanz und einem mächtigen Schnauzbart. Spitzmäuse von der Größe eines Meerschweinchens, aber nicht im geringsten bissig und mit großen, braunen, freundlichen Augen. Sieben verschiedene Affenarten, in allen Farben und Größen. Zwei Nachtaffen mit Augen, die im Dunkeln wie Phosphor leuchten. Stachelschweine, nicht die gewöhnlichen ostafrikanischen, sondern die seltenere Urwaldform (Atherura) mit langem Schwanze und so verschiedenartigen Haaren, Borsten, Stacheln und Schuppen, daß auf ihrem Fell allein alle Entwicklungsmöglichkeiten des Haares verwirklicht zu sein scheinen. Diese Tiere erhielt ich und noch viele andere mehr.*

Aber das Okapi fehlte mir noch, und gering schienen meine Aussichten, es zu erbeuten. Bald nach meiner Ankunft bei Koloka traf dort auch der bereits erwähnte alte Kongosoldat Koki ein, den mir

---

* Vgl. H. Schubotz, „Zoologische Ergebnisse und Beobachtungen auf der 2. Deutschen Innerafrikaexpedition 1910/11 unter Führung Adolf Friedrichs, Herzogs zu Mecklenburg." Vortrag bei der Jahresfeier der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt a. M. 43. Bericht.

11. In der Station Bambili am Uelle. (S. 52.)

12. Matalani. (S. 53.)

der Kommandant Bareau in Bondo als ausgezeichneten Jäger empfohlen hatte. Schon von Bondo an sollte er mich begleiten. Aber am Tage vor meiner Abreise wurde seine Frau beim Wasserholen im Uelle von einem Krokodil erfaßt, ertränkt und vermutlich aufgefressen. Zum Glück hatte Koki vier Frauen, der Verlust war also nicht allzu fühlbar. Trotzdem suchte er mehrere Tage lang vergeblich nach dem Leichnam. Mit diesem Mann, einem Urbild an Kraft und Gewandtheit, durchstreifte ich von früh bis spät die Umgebung von Koloka.

Der Wald, in welchem das Okapi lebt, ist im Gegensatz zu vielen andern Teilen des äquatorialen Urwalds außerordentlich unwegsam. Elefanten- und Büffelwechsel bieten die einzige Möglichkeit, von den schmalen Eingeborenenpfaden zwischen den vereinzelt liegenden Dörfern abzuweichen und in das Waldesinnere einzudringen. Umgefallene Baumstämme, dichtes großblätteriges Unterholz, Dornen, Lianen, Sümpfe, angeschwollene Bäche sind unaufhörliche Hindernisse. Man arbeitet sich vorwärts im eigentlichen Sinne des Wortes, kletternd, kriechend oder oft bis zu den Achseln im Wasser watend. Dazu kommt die schwüle Temperatur, die den Schweiß aus allen Poren treibt, der dumpfige, faulige Brodem, der von der dicken Humusschicht des Erdbodens aufsteigt, und die auf die Dauer das Gemüt bedrückende endlose Monotonie des immergrünen Blättermeeres. Kurz, eine Pirsche in diesem Walde ist geeignet, auch energischen Männern die Lust daran zu rauben. Hier hilft nicht das weittragende Präzisionsgewehr, hier nützt auch das stark vergrößernde Prismenglas nichts. Auf nächste Entfernung, zehn, im günstigsten Falle zwanzig Meter weit, muß man sich dem Wilde nähern, wenn man es erkennen will, und dann wirkt die starke Mobattilanze oder das eine große Bleikugel schießende Perkussionsgewehr der Eingeborenen, das „fusil à piston", gut genug. Alles, was ich von diesen Pirschen davontrug, war eine sich mehr und mehr steigernde Hoffnungslosigkeit, die schließlich in der traurigen Gewißheit endete, daß es auch mir nicht gelingen werde, das Okapi eigenhändig zu erlegen.

Meine Gesundheit war längst nicht mehr die alte. Die kalten und feuchten Nächte, die sich in meinem dünnwandigen Zelt sehr unangenehm fühlbar machten, die erst gegen Mittag weichenden dicken Nebel und die häufigen Regenfälle, die den selbst in der Trockenzeit feuchten Urwald jetzt in einen endlosen Sumpf verwandelten, alles das nagte an meinem durch die Strapazen des Umherstreifens im Urwald ermüdeten Körper. Infolge einer Erkältung kam es zum Ausbruch eines seit einiger Zeit latenten Fiebers, und immer mehr Tage mußte ich im Bett verbringen.

So war also auch ich schließlich, wie alle meine Vorgänger, ganz auf die Hilfe der eingeborenen Jäger angewiesen. Diese aber hatten bisher durchaus versagt. Abend für Abend kamen sie von ergebnislosen Jagden zurück. Die Kautschuksammler hätten die Okapis verscheucht, hieß es, oder sie, die Jäger, hätten ein Tier verwundet, aber es sei entflohen. Ihr Pulver sei zu Ende, und sie müßten mehr davon haben, um es zu töten. Pulver, Pulver, Pulver, darum drehte sich ihr Trachten wie das meine um das Okapi.

Endlich trat eine Wendung ein. Als ich am Abend des 18. Juni nach einem unter Fiebererscheinungen im Bett verbrachten Tag in den Mantel gehüllt vor meinem Zelte saß, brachte ein Bote, atemlos vom langen Lauf, die Nachricht, Etumba mingi habe ein Okapi geschossen.

„Ist es ganz tot?“ fragte ich, gewohnt zu hören, es sei verwundet, aber davongelaufen.

Ja, es sei tot und liege vier Stunden von meinem Lager entfernt, mitten im dichsten Urwald. Sofort alarmierte ich meine Leute, erklärte ihnen, wie wichtig es für uns alle sei, die Haut und das Skelett des Okapi in gutem Zustande zu haben, und befahl einem Präparator und einem der mir von Anderssón zurückgelassenen Soldaten, noch an diesem Abend zum Okapi zu gehen. Fänden sie es noch sehr frisch, so solle unter allen Umständen der Versuch gemacht werden, es mit im nächsten Dorfe zu requirierenden Trägern unversehrt ins Lager zu schaffen. Nur wenn es zu verwesen drohe, müsse es an Ort und

Stelle präpariert und Haut und Skelett gesondert herbeigebracht werden. Ich brannte vor Begierde, dieses seltene Tier zu sehen und eine gute photographische Aufnahme davon zu machen. Noch niemals war das geschehen. Mit Ausnahme der bereits erwähnten Photographie eines jungen lebenden Tieres stammten alle Bilder des Okapi von ausgestopften Tieren her. Deshalb machte ich trotz großer Schwäche am nächsten Morgen den Versuch, selber an den Ort der Tat zu gehen. Aber schon unterwegs traf ich die von den Soldaten requirierten Träger, mehr als dreißig, die ausgereicht hätten, einen Büffel unzerteilt zu transportieren. Der Präparator hatte die Haut abgezogen und das Skelett zerlegt. Meine Hoffnung, eine Photographie des ganzen Tieres machen zu können, war vereitelt. Aber meine Freude, ein komplettes Okapi zu besitzen und damit auch des Herzogs lebhaften Wunsch erfüllt zu haben, übertraf meinen Ärger.

Meine Arbeit in Angu war damit noch nicht beendet, denn der Reichtum dieses Waldes an Tieren von großem wissenschaftlichem Interesse schien unerschöpflich. Wenn auch seltener, so erhielt ich doch fast täglich Belege dafür. Eines meiner wertvollsten Beutestücke nach dem Okapi war die hier „Bangana" genannte große Streifenantilope des Urwaldes, auf deren Kopf ich ebenfalls eine hohe Belohnung gesetzt hatte. Die Haut des Okapi war gerade präpariert und geborgen (Abb. 6), als mir die Leute des in der Nähe wohnenden Asandehäuptlings Mussumba ein solches Tier brachten. Zwar kein erwachsenes, sondern ein junges Männchen, ein Spießer von der Größe eines Damhirsches mit wunderschönem Fell. Wenn ich auch jetzt noch bei Koloka blieb, so bestimmte mich dazu die Hoffnung, von diesen seltenen Tieren, dem Okapi und dem Bangana, noch je ein zweites Exemplar für das Hamburger Museum zu erhalten. Da aber trat ein Ereignis ein, das mich zwang, meine Sammeltätigkeit bei Koloka schleunigst abzubrechen.

Eines Abends erschien eiligen Laufes ein Bote aus Angu. Er hatte den etwa 50 Kilometer weiten Weg an einem Tage gemacht und war von dem schwarzen Sergeanten geschickt, um mir mitzuteilen, daß Anderssson schwer krank sei und im Fieberdelirium auf seine Boys

geschossen habe. Mich erschreckte die Nachricht sehr. Als ich diesen Mann kennen lernte, hatte er sich gerühmt, in Afrika derartig akklimatisiert zu sein, daß er, ohne regelmäßig Chinin zu nehmen, vom Fieber verschont bliebe. Und nun, ein paar Wochen später, war er in höchster Not. Sofort ließ ich in den umliegenden Hütten nach Trägern suchen, und als am nächsten Morgen zwanzig zur Stelle waren, ging es Hals über Kopf davon. Den weiten Weg an einem Tage zu Fuß zurückzulegen, fühlte ich mich zu schwach. Mein Liegestuhl wurde an zwei kräftige Stangen gebunden, und von zwölf Männern abwechselnd getragen, ging es im Laufschritt über den schmalen Waldpfad. Abends um 5 Uhr war ich, fiebernd und erschöpft von dem langen und unbequemen Transport, in Angu. Während des ganzen Marsches mußte ich natürlich daran denken, ob mich Anderſſon wohl wiedererkennen oder ob er auch auf mich mit dem Revolver losgehen würde.

Eine Stunde vor Angu stieß ich auf einen Weißen, der sein Zelt aus Mangel an Raum mitten auf den Weg gebaut hatte, ein umherziehender Elfenbeinhändler. Ich stellte mich ihm, wie es im Kongo üblich ist, auf französisch vor. Er murmelte seinen Namen und fragte mich, ob ich nicht englisch spräche. Ich bejahte. Wir unterhielten uns ein paar Minuten über das Woher und Wohin des Weges, und ich erfuhr auch, daß Anderſſon noch lebte, aber schwerkrank sei und „somewhat foolish". Er selber habe Angu am Morgen passiert, den Kranken aber nicht besucht. Es gibt auch solche „Gentlemen" in Afrika. Zwei Tage später las ich in seinen Papieren, die in Angu lagen, daß dieser Kerl ein Deutscher war. Er hatte nicht mit der Wimper gezuckt, als er hörte, daß ich „member of the Duke of Mecklenburg's expedition" sei, und seine englische Nationalität ruhig aufrecht erhalten. Vermutlich hatte er seine Gründe dafür.

Anderſſon schien aus der gefährlichen Krisis heraus zu sein, sah aber schwerkrank aus. Er war sehr in Sorge um meine Meinung über seine Tat, und nur mit Mühe konnte ich ihn überzeugen, daß ich sie nicht als eine Gewalttätigkeit, sondern als ein Symptom seines Fiebers ansähe. Ich tat mein möglichstes, um ihn körperlich und

seelisch wieder in Ordnung zu bringen, und namentlich das letztere war schwer genug. Die Einsamkeit in Angu — ich war der erste Weiße, den er seit sieben Monaten sah, der zweite in einem Jahre — und viel Ärger mit seinen Untergebenen hatten ihn verbittert, mißtrauisch und überaus reizbar gemacht, und armseliges Leben und Schlaflosigkeit, eins der verbreitetsten Übel in Afrika, hatten seine Widerstandsfähigkeit geschwächt. Ich sah ein, daß ich ohne Gefahr für sein Leben Angu nicht verlassen durfte, bevor nicht ein Ersatzmann für ihn dort eingetroffen wäre. In einem ausführlichen Brief setzte ich dem Chef de zone in Buta die Lage auseinander und riet, Anderssson abzulösen, und wirklich war nach acht Tagen der Stellvertreter da.

Glücklicherweise nahmen meine Sammlungen einen guten Fortgang. Ich hatte meine in Koloka zurückgebliebenen Leute nachkommen lassen und sie in der Umgebung Angus, d. h. in einem Umkreis von vier bis sechs Stunden, auf die Jagd geschickt. Und wieder war es der unermüdliche Etumba mingi, der meine Hoffnung auf ein zweites Okapi und ein zweites Bangana erfüllte. Ich fühlte mich gerade stark genug, um aufs neue Ausflüge in den Wald zu unternehmen, als die Nachricht eintraf, dieser ausgezeichnete Jäger habe eine Streifenantilope geschossen. Sofort sandte ich einen Präparator an die Stelle, um das Tier mir entgegenbringen zu lassen, und folgte selber eine Stunde später mit dem photographischen Apparat.

Nach drei Stunden hatte ich das Dorf erreicht, in dessen Nähe das Bangana erlegt sein sollte, und zwei Stunden suchten wir im Walde umher, ohne eine Spur von dem Schützen oder seiner Beute zu finden. Unsere Rufe, meine Schüsse verhallten ohne Antwort. Die Sonne ging zur Rüste, und mit ihr schwand die Möglichkeit, die erwünschte Photographie des seltenen Wildes machen zu können. Unverrichteter Dinge mußte ich umkehren. Nach langem Umherirren fanden wir endlich das letzte Dorf, und müde und zerschlagen kam ich um acht Uhr abends in Angu an. Eine Flasche kalten Tees und eine Tafel Schokolade hatten mir wieder einmal das Mittagsbrot

ersetzt. Aber die Beute war wenigstens nicht verloren. Von zwölf starken Männern getragen, traf das Bangana um Mitternacht im Posten ein, und mit Hilfe einiger Soldaten und Arbeiter konnten wir die kostbare Haut noch in der Nacht präparieren. Fast genau das nämliche wiederholte sich wenige Tage später — aber mit einer glücklichen Variation — mit dem zweiten Okapi.

Es war noch vor Sonnenaufgang, und es goß in Strömen. Ein Fieberrückfall am Abend zuvor war der Grund, daß ich es mit dem Aufstehen nicht sehr eilig hatte. Da trieb mich die alarmierende Botschaft aus dem Bett: Etumba mingi habe ein Okapi geschossen! Ich wußte im Augenblick nicht, wie sich meine noch immer fehlgeschlagene Hoffnung, dieses Tier zu sehen und zu photographieren, erfüllen sollte, denn der Himmel sah bleiern aus, und Regenmassen verschleierten ihn wie an einem Novembertage in Deutschland. Schon die Wege des Postens hatten sich in einen knöcheltiefen Morast verwandelt und nun gar erst der sumpfige Urwald. Ich selber fühlte mich körperlich schwach und wurde nur durch die Freude und die Erregung über die neue Beute aufrecht erhalten.

Anderssson kam mir zu Hilfe. Er schickte vier Soldaten und zwanzig Arbeiter ab und befahl ihnen, unter allen Umständen das Okapi bis zu dem seinem Fundort nächsten Dorfe zu schaffen. Dorthin wollte ich mich begeben, wenn der Regen aufgehört hätte, um endlich das wertvolle Bild zu gewinnen. Aber erst am Nachmittag ließ der Regen nach, und so sehr ich mich auch beeilte, die Sonne war im Niedergehen, als ich wieder in dem letzten Dorfe anlangte. Vom Okapi war nichts zu sehen, noch zu hören, nicht einmal der Lärm, der das Herannahen eines solchen Transportes verrät. In Eile suchte ich in den wenigen Hütten nach einem Führer und fand schließlich einen jungen Burschen, der behauptete, den Wald zu kennen, und dem ich folgte. Aber Sumpf und Gestrüpp hielten uns auf, und bald überzeugte ich mich, daß es zwecklos sei, weiter vorzudringen. Denn die Sonne stand schon so tief, daß Halbdunkel den Wald einhüllte und kaum noch eine Photographie gestattete. Außerdem hätte ich nur mit

Mühe einen trockenen Fleck gefunden, um das Tier in eine günstige Lage zu bringen.

Inmitten einer verlassenen Bananenpflanzung entschloß ich mich zu warten und schickte nur meine Leute voraus, die das Okapi suchen und die Träger zu äußerster Anstrengung anspornen sollten. Schafften sie es in einer halben Stunde nicht zur Stelle, so war wieder einmal alles vergeblich gewesen. Eine bange Minute nach der andern verstrich. Es wurde halb sechs Uhr, und um sechs Uhr würde, heute wie alle Tage, das Tageslicht verschwunden sein. Endlich erscholl in der Ferne der dumpfe Lärm von schreienden, schimpfenden Negerstimmen. Kein Zweifel, es war der Troß, der das Okapi trug. Kein ähnliches Geräusch würde um diese Stunde die Stille des unermeßlichen Waldes stören.

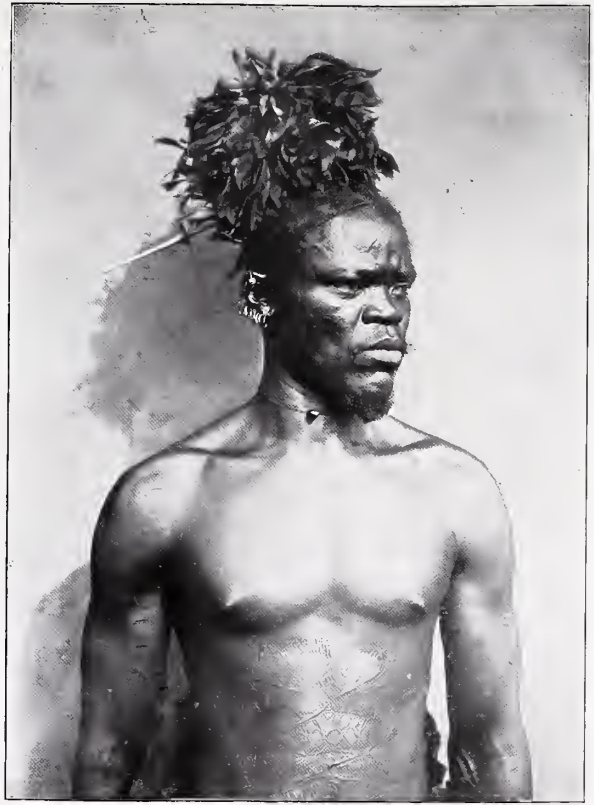
Das Warten wurde mir unerträglich. Um die Minuten schneller und nicht nutzlos vorübergehen zu lassen, reinigte ich selbst den Fleck, an dem ich photographieren wollte. Und endlich, endlich löste sich der Zug aus der grünen Kulisse vor mir. Ein fürchterlicher Anblick! An einem jungen Baum mit den Beinen befestigt hing ein Tier, so groß und schwer wie ein mittleres Pferd, vorn und hinten von je fünfzehn taumelnden, keuchenden Schwarzen getragen, die von schimpfenden Soldaten dirigiert wurden. Ich kann nicht leugnen, daß mich noch das Bild des toten Tieres ein wenig erregte: dieser mächtige dunkelbraune Körper, der unverhältnismäßig lange Hals, die schwarzbraunen „Esels"ohren über dem grauen Gesicht mit der lang heraushängenden Giraffenzunge, die großen dunklen im Tode starren Augen und die langen, wunderschönen, schwarz und weiß gestreiften Beine. In Eile machte ich eine Anzahl Zeitaufnahmen mit allen Variationen, um trotz des Halbdunkels ganz sicher zu sein, daß wenigstens eine geglückt ist. Nach der in Abbildung 7 wiedergegebenen Photographie malte E. M. Heims das Bild des lebenden Okapi, welches die Einbanddecke dieses Bandes schmückt. Dieses Bild stellt zum ersten Male den dem Okapi eigenen Paßgang dar. Das eine der beiden von der Expedition erbeuteten Stücke der Ocapia johnstoni ist inzwischen im Senckenbergischen Museum in Frankfurt a. M. aufgestellt worden (Abb. 8).

Es war eine kleine Genugtuung, die mich nach diesem Ereignis überkam, etwa derjenigen vergleichbar, die der Bergsteiger empfindet, wenn es ihm gelingt, von einem bisher unbestiegenen Gipfel aus ein schönes Landschaftsbild aufzunehmen. Manche werden nach ihm kommen und dasselbe, vielleicht schöner, erreichen, aber er war doch der erste.

Der Rückweg wurde mir an diesem Abend leicht, und ich ärgerte mich auch nicht, daß die Präparation wieder bis lange nach Mitternacht dauerte.

Meine letzten Tage in Angu gingen hin mit Trocknen, Etikettieren und Verpacken der Sammlung, die noch um manches wertvolle Objekt vermehrt wurde. Eine angenehme Abwechslung brachte der Besuch mehrerer Europäer, die, vom obern Uelle kommend, sich auf dem Wege nach Europa befanden. Einer von ihnen, der Kapitän de Labarre, Offizier in einem Brüsseler Regiment, war ein höchst sympathischer junger Herr. Wir verbrachten einen sehr angenehmen Abend, an dem ich es wohltuend empfand, seit langem wieder in der Gesellschaft eines gut erzogenen Menschen zu sein. Als wir uns am nächsten Morgen zum Abschied die Hand reichten, wünschten wir uns ein Wiedersehen in Brüssel oder Berlin. Leider sollte es bei dem Wunsche bleiben. Ein paar Tage nach seiner Abfahrt von Angu wurde de Labarre, als er das letzte Stück seiner Wasserfahrt von Likati aus im Boot zurücklegte, von den Ruderern ins Wasser gestoßen und ertränkt, er und seine Boys. Solche traurige Ereignisse erinnern in eindringlicher Weise daran, daß man hier doch noch nicht mit derselben Sicherheit reist wie in unserm guten Deutschland. Armer de Labarre! Ganze fünf Tage trennten ihn noch von dem Dampfer, d. h. von den Anfängen der Zivilisation, auf die er sich so sehr gefreut hatte.

Eine Woche nach de Labarre kam ein neuer Passagier in Angu an, der leitende Ingenieur der im Bau befindlichen Eisenbahn von Buta nach Bambili, Herr de Calonne-Beaufaict. Sein erster Eindruck nahm mich nicht gefangen. Ein Mann in abgerissenem Jagdanzug, mit mächtigem, jahrelang nicht geschorenem Bart und unendlich schäbigem Hut. Wie mir schien, einer von denen, die glauben,



13. Ababua-Mann. (S. 53.)

14. Abarambo-Frau. (S. 53.)

15. Mangbettudorf mit Ölpalmen. (S. 59.)

16. Älterer Mangbettu mit in Zöpfe geflochtenem Bart. (S. 60.)

hier unter den Wilden müsse man wie ein Wilder leben. Ich erinnerte mich des Elefantenjägers Coquelin und ähnlicher Typen und dachte, Reserve tut gut. Bald aber merkte ich, daß ich hier einen ungewöhnlich intelligenten, kenntnisreichen und kultivierten Mann getroffen hatte, den nicht Existenzlosigkeit in Europa oder ähnliche traurige Gründe, sondern Interesse am Lande nach Afrika trieb und der nur deshalb etwas verwahrlost schien, weil er, nach zweieinhalbjährigem Aufenthalt hier, von allem entblößt war und noch an den Folgen von Schwarzwasserfieberanfällen litt.

Calonnes Neigung gehörte der Ethnographie und Soziologie des Landes. Namentlich die Soziologie der zentralafrikanischen Stämme fesselte ihn. Die Ursprünglichkeit ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse erlaubt, sie sozusagen in ihren Anfängen zu studieren, und die Soziologie ist daher wohl das dankbarste Gebiet afrikanischer Forschung. Aber sie erfordert mehr als alles andere Vertiefung, vollständige Beherrschung der betreffenden Sprache und die Fähigkeit, sich das Vertrauen der Eingeborenen zu erringen. Diese seltenen Eigenschaften besitzt Calonne. Seine vorzüglichen Bücher über die Ababua und die Bakango beweisen es.* Calonne wollte am Tage nach seiner Ankunft Angu verlassen, aber er blieb drei Tage. Wir aßen zusammen und führten bis nach Mitternacht, einer in Afrika ganz ungewöhnlichen Stunde, die angeregtesten Gespräche.

Als ich am 6. Juli Angu verließ, hatte sich mein Gepäck durch die umfangreiche Sammlung so vergrößert, daß ich nicht alle Lasten mit den verfügbaren Trägern fortschaffen konnte. Ich mußte mich darauf beschränken, die Häute von Säugetieren und Vögeln, also das dem Verderben durch Regen am meisten ausgesetzte Material, auf meiner langen, fast noch drei Monate währenden Landreise zum Nil mit mir zu führen. Sämtliche Skelette und die in Alkohol konservierten Tiere und Präparate, denen der Regen nichts anhaben konnte,

* A. de Calonne-Beaufaict, „Les Ababua". Im „Mouvement Sociologique International" (10. Jahrgang, Nr. 2 [Brüssel 1909]). Derselbe, Études Bakango (Liège 1912).

glaubte ich zurücklassen und ihre Beförderung dem inzwischen eingetroffenen Nachfolger Andersſons anvertrauen zu können. Man hatte mir versprochen, sie über Land nach Likati und von dort mittels Booten nach dem nur wenige Tagereisen entfernten Posten Ibembo zu schicken. Dieser Posten wird von den Dampfern des deutschen Hauses Walter Karl, welches alle unsere Transporte besorgte, angelaufen, und daher war dieser Reiseweg nicht nur der kürzeste, er schien mir auch der sicherste zu sein. Zum Überfluß hatte ich den Generalkommissar Bertram, den Kommandanten des Uelle-Distrikts, persönlich für die Sammlung interessiert und das Versprechen erhalten, daß alles zur Sicherheit des Transports Notwendige geschehen würde. Um so größer war meine Bestürzung, als im Januar dieses Jahres (1912) die Nachricht hier eintraf, daß die wertvolle Sammlung verloren sei. Gegen alle Verabredung und obwohl der Landtransport bis Likati im voraus von mir bezahlt worden war, hatte man die Lasten dennoch zu Wasser befördern wollen. Das Boot, welches sämtliche Kisten enthielt, kenterte in einem Strudel zwischen Angu und Bondo, und sein ganzer Inhalt ging auf den Grund. Zwar gelang es, eine Anzahl der Kisten wieder herauszufischen, der größere Teil aber ging verloren oder kam in völlig verdorbenem Zustand hier an. Bei all dem Unglück ist es noch als ein unerhörtes Glück zu bezeichnen, daß sich unter dem Geretteten die beiden Okapiskelette befanden, so daß sowohl dem Frankfurter wie dem Hamburger Zoologischen Museum von Sr. Hoheit dem Herzog je ein vollständiges Exemplar dieser seltenen Säugetierart überwiesen werden konnte.

Tanzende Mangbettufrauen.

Siebzehntes Kapitel.

Über Api ins Mangbettu-Land.

Mit meinem Aufbruch von Angu war der wichtigste Teil der zoologischen Arbeit getan und meine Sammlung um zahlreiche, wissenschaftlich höchst wertvolle Stücke aus einem Gebiet bereichert worden, aus welchem bis dahin überhaupt noch keine Proben in deutsche zoologische Museen gebracht worden sind. In hohem Maße befriedigt, konnte ich daran denken, die Reise in die Heimat anzutreten. Neben mehr gelegentlichen Sammlungen, die bis zu meiner Ankunft am Weißen Nil fortgesetzt wurden, und neben Beobachtungen über die Verbreitungsgrenzen gewisser Charakterformen gab es im Uelle-Distrikt noch zwei Dinge, die mich besonders interessierten: die Kommission für die Zähmung und Dressur der Elefanten und das Volk der Mangbettu.

Die Kommission hatte ihr Standquartier etwas abseits von meinem Wege, in Api am Uere, einem nördlichen Zufluß des Uelle. Ein Besuch dieser Station bedeutete für mich einen Umweg von etwa einer Woche; aber die dort unternommenen Versuche sind vom zoologischen und kolonialwirtschaftlichen Standpunkt wichtig genug, um diesen Zeitverlust zu rechtfertigen.

Die Wohnsitze der Mangbettu lagen hart an meinem Wege in der Nähe der Stationen Niangara und Dungu. Sie sind neben

den Asande das bemerkenswerteste Volk des Uelle-Distrikts und erschienen mir überdies darum so besonders interessant, weil sich die Geschichte ihrer Erforschung an die Namen dreier der bedeutendsten deutschen Afrikaforscher knüpft: Georg Schweinfurth, Wilhelm Junker und Emin Pascha. Die heute dort vorhandenen Verhältnisse mit den Schilderungen zu vergleichen, welche diese drei großen Reisenden vor etwa dreißig bis vierzig Jahren von ihnen entwarfen, mußte eine lockende Aufgabe sein.

Von ortskundigen Leuten begleitet, marschierte ich zunächst am Nordufer des Uelle entlang von Angu nach Api. Der Uelle bildet hier eine scharfe Grenze zwischen dem zusammenhängenden Urwald und der Galeriewaldzone, die sich nördlich davon über den Mbomu hinaus in das Bahr-el-Ghazal-Gebiet erstreckt, um allmählich in den reinen, Sudan genannten, breiten, den Kontinent umfassenden Steppengürtel überzugehen.

Zwischen Uelle und Mbomu liegen die Wohnsitze der großen Asande-Avungura-Fürsten Sassa, Mopoio und anderer, die über Tausende von Gewehren verfügen und durch stets zu fürchtende Aufstände der belgischen Regierung vielleicht noch einmal viel zu schaffen machen werden. Vier Tagereisen lang ging mein Weg über eine gut gehaltene, nach dem Posten Bili führende Straße durch mehrere Asandedörfer. Dann bog ich in östlicher Richtung nach Api ab. Die Bevölkerung war hier dünn, und ein kaum erkennbarer Pfad verband die in der Steppe weit zerstreut liegenden Dörfer. Fast alle Galeriewälder standen unter Wasser, das oft bis zu den Hüften reichte und den Marsch sehr schwierig und anstrengend machte. Aber meine kräftigen und willigen Asandeträger überwanden alle Hindernisse verhältnismäßig leicht. Nach achttägiger Reise kam der Posten Api in Sicht. Er glich einem großen Gutshof, und seine Anlage und Ausführung verriet den großen praktischen Sinn seines Erbauers, des Kommandanten Laplume, eines der ältesten Kongobeamten. Er steht an der Spitze der Kommission. Ein Leutnant und ein praktischer Landwirt sind ihm unterstellt.

Um eine geräumige Seriba, die an drei Seiten von hohen Schuppen flankiert, an der vierten durch einen mächtigen Palisadenzaun ver-

17. Mangbettu im Rindenſtoffſchurz, mit Trumbach. (S. 61.)

18. Mangbettuweib und Kind mit Schnur um Oberkopf und Stirn. (S. 62.) ×

19. u. 20. Haartracht der Mangbettufrauen. (S. 62).

schlossen ist, gruppieren sich die Wohn- und Wirtschaftsgebäude und eine Feldschmiede, sämtlich aus Backsteinen aufgeführt und mit Stroh bedeckt. Einige dreißig Elefanten werden dort gehalten, alles junge Tiere von etwa 1,50 bis 2,50 Meter Höhe. Ihnen dient die Seriba als Aufenthaltsort während der Nacht und der heißen Mittagsstunden. Tagsüber gehen sie unter der Obhut eingeborener Wärter auf die Weide in der Umgebung der Station und kehren bei Sonnenuntergang nach einem erfrischenden Bade (Abb. 9) in dem nahen Fluß in die Seriba zurück. Leider zeigte der in Abwesenheit des Kommandanten die Station leitende Offizier keine Neigung, mich an einem Fang wilder Elefanten teilnehmen zu lassen. Ich mußte mich mit Erkundigungen begnügen, die ich darüber in Api einzog und die ergänzt werden durch einen offiziellen Bericht eines Inspecteur d'Etat an den Gouverneur, in welchen ich Einsicht nehmen durfte. Danach geschieht der Fang auf folgende Weise:

Ein Dutzend geschulter Eingeborener, sogenannter „Kornaks", von denen vier Schützen, d. h. mit Gewehren bewaffnet, acht Fänger, d. h. mit mächtigen Stricken und Schlingen ausgerüstet, sind, nähern sich soweit wie möglich einer Elefantenherde, in welcher sie Kühe mit Kälbern festgestellt haben. Sind sie möglichst nahe herangekommen, so stürzen sie mit lautem Geschrei auf die Herde los, die erschreckt auseinander stiebt. Die acht Fänger verfolgen das vorher ausgewählte Kalb, einige packen es am Rüssel, andere an den Ohren und dem Schwanze. Sie legen ihre Schlingen um den Hals, den Bauch, die Hinterbeine und halten es so fest.

Die Schützen haben inzwischen durch blindlings abgegebene Schüsse die Herde vertrieben und achten nun auf die etwa zurückkehrende Mutter des jämmerlich schreienden Jungen, die sie im Notfalle töten. Mit vieler Mühe wird das gefesselte Junge in das oft stundenweit entfernte Lager gebracht. Es sträubt sich natürlich zu gehen; dann zerren die vorderen vier Schlingenträger an seinem Halse, und die andern ermuntern es mit Stockhieben. Versucht es, wütend und erbost, die vorderen anzugreifen, so halten es die hinteren mit den Schlingen

fest. Tötliche Unglücksfälle ereignen sich beim Fang der Elefanten höchst selten, Verletzungen der Fänger sind dagegen ziemlich häufig. Aber das hält die Kornaks, die sich hauptsächlich aus den kriegerischen und mutigen Asande rekrutieren, nicht von ihrer gefährlichen Beschäftigung ab. Sie finden allem Anschein nach großes Vergnügen daran, und während sie früher die kleinsten Kälber aussuchten, wagen sie sich jetzt schon an recht stattliche Tiere von etwa 1,50 Meter Höhe.

Im Lager angekommen, wird der Gefangene in einen provisorischen Kral gebracht, der aus derben Baumstämmen aufgeführt und in mehrere kleinere, zur Aufnahme je eines Elefanten bestimmte Zellen geteilt ist. Sind 6 bis 10 bei einander, so werden sie nach Api gebracht. Hier kommen sie in die Obhut der bereits gut eingewöhnten Zöglinge. Die am längsten in der Gefangenschaft befindlichen pflegen sich der jüngsten in rührender Weise anzunehmen, sie vor Belästigungen anderer zu schützen und sie förmlich über den Verlust der Freiheit zu trösten. Nach längstens sechs Wochen sind die neu gefangenen so weit gezähmt, daß sie mit den alten zusammen auf die Weide ziehen dürfen.

Es ist erstaunlich, daß bei der großen Freiheit, welche die Elefanten in Api genießen, so verhältnismäßig wenige Verluste durch Flucht vorkommen. Ein einzelner Elefant wird tatsächlich höchst selten vermißt. Dagegen ereignet sich hie und da eine Katastrophe, d. h. es kommt vor, daß die ganze Herde durch irgendeinen nichtigen Zufall, wie das Krachen eines umstürzenden Baumes, den Sprung eines Affen, ja das Herabfallen einer großen Frucht, beunruhigt wird und, kopflos geworden, davonläuft. Kurz vor meiner Anwesenheit in Api hatte sich ein derartiger allgemeiner Ausbruch zugetragen, und erst nach wochenlangen Bemühungen war es gelungen, die in der Gegend zerstreuten Elefanten mit Hilfe der umwohnenden Eingeborenen bis auf acht wieder einzufangen. Weitere leider häufige Verluste erfolgen durch Tod infolge von Verdauungsstörungen und anderer noch nicht aufgeklärter Krankheiten. Auf diese Weise vermehrt sich die in Api gehaltene Herde nur sehr langsam und, obwohl das Unternehmen seit mehr als zehn Jahren besteht, beträgt die Kopfzahl, wie gesagt, nur einige dreißig.

Die längere Zeit in Gefangenschaft befindlichen und unbedingt zuverlässigen Tiere werden zur Arbeit abgerichtet. Man spannt sie vor Wagen und befördert mit ihnen die zum Bau der Stationen notwendigen Materialien. Ich unternahm gelegentlich eine Spazierfahrt mit einem solchen Elefantengespann. Sie zogen den Wagen sehr gutwillig und folgten ohne weiteres den Winken der auf ihnen sitzenden Kornaks; aber dadurch, daß sie alles auf dem Wege liegende beschnupperten, hin und wieder ein Büschel Gras abrupften oder einen Zweig in ihrem Maule verschwinden ließen, ist die Geschwindigkeit einer solchen Fahrt eine sehr geringe. Auch vor dem Pflug werden die Elefanten verwendet (Abb. 10), aber ihre Leistungen sind vorläufig noch recht unbedeutend und eher Spielerei als ernste Arbeit zu nennen.

Über die Aussichten des Unternehmens in Api lautet das Urteil der damit Betrauten sehr skeptisch. Der Beweis der Zähmbarkeit und der Verwendbarkeit des afrikanischen Elefanten, die von vielen bezweifelt wurde, ist ja fraglos geliefert. Praktischen Nutzen aber haben die Versuche trotz der sich schon jetzt auf mehr als 1 Million Franken belaufenden Unkosten in den zehn Jahren ihres Bestehens noch nicht gebracht.

Der Plan, die Tiere zur Beförderung von Gütern zu verwenden und dadurch die Träger zu entlasten, ist bisher nur einmal verwirklicht worden. Ein belgischer Offizier fuhr mit mehreren Elefantengespannen, die mit seinem Gepäck beladen waren, nach einem entfernten Posten. Er brauchte dazu längere Zeit, als wenn er mit Trägern gereist wäre, und machte außerdem allerlei üble Erfahrungen. Daß sich aus den afrikanischen Elefanten in nicht zu ferner Zeit in demselben Maße wie aus den indischen wird Nutzen ziehen lassen, halte ich für sehr zweifelhaft. Abgesehen von der bekanntlich ganz andern Fang- und Zähmungsmethode der Inder, die sich vielleicht durch Einführung indischer Kornaks und Verwendung zahmer indischer oder ausgewachsener afrikanischer Elefanten auch hier einbürgern ließe, darf man nicht vergessen, daß die Verkehrswege Indiens ganz andere sind als in Afrika, nämlich zum großen Teil mit Automobilen befahrbare Straßen, wogegen es im Innern Afrikas kaum eine Brücke gibt, die mit einem

Reittier, geschweige denn mit einem Elefantengespann passierbar ist. Auch sind die verhältnismäßig weichen, an das Stampfen durch Urwald und sumpfiges Gelände vorzüglich angepaßten Sohlen des Elefanten auf steinigen oder kiesigen Wegen, wie sie in Afrika die Mehrzahl bilden, gar zu leicht Verletzungen ausgesetzt, und die Tiere werden sehr schnell fußkrank und unbrauchbar. Man müßte daher erst gute Wege bauen, bevor man an die Verwendung des Elefanten in Afrika im großen Stil denken kann.

Eine freudige Überraschung bereitete mir in Api die zufällige Begegnung mit dem Kommandanten Bareau, meinem liebenswürdigen Gastfreund aus Bondo. Er war zum Chef de la zone de Gourba-Dungu ernannt worden und befand sich auf dem Wege nach seiner neuen Residenz. Da ich beabsichtigte, bis ins Land der Mangbettu möglichst ohne Aufenthalt weiter zu marschieren, durften wir hoffen, ein gutes Stück Wegs, etwa zwanzig Tagemärsche, gemeinsam machen zu können. Mir hätte seine Reisegesellschaft große Vorteile gebracht. Im Gespräch mit diesem Manne, der den Kongo und namentlich den Uelle-Distrikt aus dreizehnjähriger praktischer Erfahrung kannte, hätte ich Gelegenheit gehabt, meine Kenntnisse des Landes und seiner Bewohner erheblich zu vertiefen, und auch in materieller Beziehung wäre mir seine Begleitung von Nutzen gewesen, denn ein hoher Beamter der Regierung pflegt naturgemäß viel leichter Verpflegung und Träger zu finden als ein privater Reisender. Leider erfüllte sich unser beider Hoffnung nicht. Nur von Uere nach Bambili konnten wir uns Gesellschaft leisten, dann mußte ich allein weiter reisen, da Bareau es aus politischen Gründen sehr eilig hatte und ich in Bambili nicht schnell genug Träger finden konnte. Der Kommandant erbot sich, einen Tag vor mir nach dem nächsten, nur drei Tagemärsche entfernten Posten Uere zu marschieren, um für mich dort die zur Reise nach Bambili nötigen Träger zu requirieren. Er ließ mir ein ihm überflüssiges Maultier zurück, eine wunderhübsche, kleine, sehr feurige Schimmelstute. Seit Bondo hatte ich kein Reittier mehr gehabt und ich begrüßte daher dieses Entgegenkommen mit ganz besonderer Freude.

21. Mangbettu-Kinder; das Mädchen mit deformiertem Schädel. (S. 62.)

22. Mangbettumädchen bei der Toilette. (S. 63.)

23. Frauen des Mangbettuherrſchers Okondo. (S. 62.)

Maultiere und Maskatesel sind im eigentlichen Äquatorialafrika unzweifelhaft die angenehmsten Reittiere. Sehr viel genügsamer als Pferde und sehr viel geeigneter zum Überwinden von Sümpfen, geröllbedeckten Wegen und Knüppeldämmen, welche die Stellen von Brücken vertreten, auch widerstandsfähiger gegen die Tsetsekrankheit, haben sie, wenn sie gut gezogen und gesund sind, einen Schritt, der schnell genug ist, um auch mit den schnellsten Trägern standhalten zu können. Ihre Leistungsfähigkeit und Kraft ist erstaunlich. Tiere, mit Beinen, die kaum stärker sind als die eines Hirsches, tragen leicht Reiter von schwerem Gewicht. Unangenehm ist nur, daß sie oft bösartig oder doch launisch sind.

Der kleine Schimmel Bareaus gehörte zu dieser Sorte. Als meine Karawane längst aus Api abmarschiert war und ich versuchen wollte, ihn zu besteigen, gab es eine Szene wie im Zirkus, wenn ein Cowboy ein wildes Pferd bändigt. Das Tier biß und schlug, wenn ich auch nur Miene machte, die Hand auf den Sattelknopf zu legen. Alles gütliche Zureden, sogar seitens seines Pflegers, der allein mit ihm fertig werden konnte, half nichts. Da ich meine gesunden Knochen nötiger als alles andere für meine lange Reise zum Nil hatte, brach ich für den ersten Tag die Vorstellung ab und ging zu Fuß. Am zweiten Tag war mir das aber zu dumm. Ich versuchte es mit Gewalt, d. h. mit der Peitsche, und siehe da, es ging! Nachdem mein angenehmer Feind ein paar derbe Hiebe gekostet hatte, wenn er mit der Hinterhand zu mir herumfuhr, erlaubte er mir aufzusitzen, und fort ging's in Galopp. Von da an kamen wir gut miteinander aus. Der Schimmel war beruhigt und artig, sobald er die Peitsche in meiner Hand sah, und trug mich willig und ohne zu ermüden noch viele Wochen lang, bis ich den ersten englischen Posten Yei erreichte und das Tier seinem Herrn nach Dungu zurückschickte.

In Uere, einer sehr hübschen, gut gehaltenen Station, traf ich Bareau wieder und machte mit ihm die drei Tage weite Reise nach Bambili. Der Kommandant reiste mit großem Troß. Nicht nur totes, sondern auch zahlreiches lebendes Inventar begleitete ihn. Seine drei

oder vier Boys, deren Frauen, ein paar Mulattenbabies von etwa zwei bis vier Jahren, Kinder verstorbener, ihm befreundeter Belgier, für die er menschenfreundlich sorgte, ein Pferd, ein Maultier, ein sehr schöner großer Schäferhund, Affen und ein Korb voll Enten, alles das machte den mehr als einen Monat währenden Umzug von Bondo nach Dungu mit. Das sonderbarste Glied seines Gefolges aber war ein Schwein, das mit dem Maultier innig befreundet war und sich Tag und Nacht nicht von ihm trennte. Wie ein Schäferhund, folgte es auf Schritt und Tritt dem Maultier, auf welchem der Kommandant ritt, galoppierte fröhlich neben ihm auf dem Saumpfad einher, schwamm ohne Zaudern durch Bäche und Flüsse und freute sich sichtlich, wenn es den großen Freund wieder eingeholt hatte; denn voller Vergnügen stieß es ihm mit der Schnauze in die Fesselgelenke, was das Maultier, sonst störrisch und zum Schlagen neigend, sich gern gefallen ließ. Aber die weite Reise war für Schweinebeine doch zu viel. Kurz vor der Ankunft Bareaus in Dungu ging das freundliche treue Tier, das uns oft ergötzt hatte, an Erschöpfung ein.

Die Gespräche, welche ich mit meinem Reisegefährten in den späten Nachmittags- und Abendstunden führte, wenn wir im Lager ausruhten, drehten sich meist um die Mangbettu, dem Volk, dem nun mein Interesse galt. Der verehrungswürdige Altmeister deutscher Afrikaforschung, der hoffentlich noch recht lange unter uns weilt, Georg Schweinfurth*, hatte uns als erster eine heute noch unübertroffene Schilderung von diesem Volk gegeben, welche zwei Kapitel seines Werkes „Im Herzen von Afrika" füllt. Diese Schilderung kannte ich und ich brannte vor Verlangen, die Mangbettu nun mit eigenen Augen zu sehen und, wenn auch nur kurze Zeit, in ihrer Mitte zu leben.

Das Wort Mangbettu hat im ganzen Kongo einen guten Klang. Ihre hohe Intelligenz, ihre körperlichen Vorzüge, ihre große Geschicklichkeit im Anfertigen von Geräten aller Art und der überraschend

* Schweinfurth nennt das Volk „Monbuttu". Die nach ihm gekommenen Reisenden sind sich jedoch darüber einig, daß der Name phonetisch genauer durch Mangbettu wiedergegeben wird.

gute Geschmack, den sie dabei entwickeln, haben ihnen im Kongobecken etwa die Stellung verschafft, die die Franzosen im Europa des 17. Jahrhunderts innehatten. Ihre Kultur gilt als musterhaft und unübertroffen, und so oft ich in Libenge oder Yakoma oder Bondo einem alten Uelle-Kenner meine Freude über einen Gebrauchsgegenstand der Eingeborenen mitteilte, hieß es, „das werden Sie bei den Mangbettu viel schöner sehen".

Bareau riet mir, dem Sultan Okondo, dem größten des Mangbettu-Landes, der nicht weit von Niangara seine Residenz hat, einen Besuch abzustatten. Wenn auch selber kein reiner Mangbettu, so herrsche er doch über einen großen Teil von ihnen und habe deren Kultur angenommen. Okondo war fortan das nächste Reiseziel, wo ich einen längern Aufenthalt nehmen wollte.

Der Weg dorthin führt über Bambili, Amadi, Surango, Niangara, alles Stationen, die in Abständen von je vier Tagen auf der großen, den Nil mit dem Kongo verbindenden Route liegen, welcher Leopold II. soviel Interesse zugewandt hatte. Die Straße ist fast überall 4 bis 6 Meter breit und in vortrefflichem Zustand. In ihrem östlichen Teil war sie sogar für große, mit Holz geheizte Lastautomobile befahrbar. Heute, wo die Lado-Enklave an den anglo-ägyptischen Sudan abgetreten worden ist, hat man diesen kostspieligen und nur mit äußerster Anstrengung aufrecht erhaltenen Verkehr wieder eingestellt, und als traurige Wahrzeichen entschwundener Herrlichkeit ragt hier und da einer der großen Dampfwagen aus dem hohen Steppengras hervor, sich selbst überlassen uud einsam, zum Ergötzen von Elefanten und Negern.

Landschaftlich ist der Weg arm an Reizen, zumal in der Regenzeit, wo das übermannshohe Steppengras alles tierische Leben, das namentlich im östlichen Teil des Distrikts reich entwickelt ist, dem Auge des Reisenden neidisch verbirgt. Nur die üppige Vegetation der Fluß- und Bachufer, zu welcher, bei Uere beginnend und nach Osten bis nach Faradje immer häufiger werdend, die schönen Pandanusdickichte kommen, ferner Haine der herrlichen Ölpalme bilden eine angenehme Abwechslung in dem Einerlei der Steppenvegetation.

Bambili ist die größte Station am Uelle. Hier ist der Sitz des Distriktschefs, seines Adjoint supérieur, des Chef de la zone de Uere-Bili und einer ganzen Anzahl niederer Beamter. Weit ausgedehnt reihen sich die Häuser auf den hohen, steil abfallenden Ufern des majestätischen Flusses (Abb. 11). Die Europäer der Station, an der Spitze der Chef de zone Nielsen Tor, wiederum ein sehr alter Kongobeamter, bereitete uns einen höflichen und herzlichen Empfang. Der Commissaire général Bertram, Chef des Distrikts, war abwesend. Für ihn führte der Adjoint supérieur de Meulenaere die Geschäfte. Er erklärte mir, daß alle Stationen auf dem Wege zum Nil angewiesen seien, meine Reise nach Möglichkeit zu erleichtern. Hier erhielt ich auch den vom Gouverneur ausgestellten Jagderlaubnisschein, der mir gestattete, ein Okapi zu töten. Er kam etwas spät, und zudem hatte ich zwei Tiere getötet; aber meine Sorge, das zweite Tier könne mir konfisziert und ich obendrein bestraft werden, war unnötig. Der Commissaire général Bertram, den ich später in Amadi traf, versprach mir, die Erlaubnis noch nachträglich zu erwirken.

In Bambili machte ich meine erste Bekanntschaft mit den Mangbettu. Unter einer Menge zum Klange einer Ziehharmonika tanzender Frauen erregte ein Mädchen durch ihre Anmut meine Aufmerksamkeit; auf meine Frage, wer sie sei, antwortete man mir: Matalani, eine Mangbettu, die Haushälterin de Meulenaeres.

Matalani ist eine Prinzessin von Geblüt. Ihr Vater ist der Häuptling Denge, der auf dem Wege zwischen Niangara und Dungu wohnt, ihre Mutter eine Tochter Munzas, des durch Schweinfurth bekannt gewordenen mächtigsten Mangbettukönigs. Ihre vornehme Abstammung verleugnete sich nicht. Die natürliche Grazie ihrer Haltung und Bewegungen, ihre kleinen feinen Hände und Füße, die zu ihrem tadellosen Wuchs harmonisch stimmten, und ihr intelligentes Gesicht verrieten sie leicht. Matalani war europäisiert, d. h. sie trug nicht mehr den einfachen Hüftschurz und das „Lägbe" der Mangbettufrauen, sondern eine Toga aus dunkelblauem Kattun. Ihr sehr sorgfältig und hübsch frisierter Kopf war auffallend lang, dadurch, daß der Schädel

in frühester Jugend nach später noch zu beschreibender Mangbettusitte künstlich deformiert war. Aber das erhöhte nur den Reiz ihres auch nach europäischen Begriffen anmutigen Gesichtes, denn ihre Augen waren durch diese Prozedur nur noch erweitert worden. Als einzigen Schmuck trug sie ein paar Armbänder aus den Schwanzhaaren des Elefanten und aus weißem Metall, die ihre feinen Handgelenke und die Bronzefarbe ihrer samtweichen Haut gut zur Geltung brachten. Eine Handvoll Zigaretten erwarben mir ihre Freundschaft und willig erlaubte sie mir, sie zu photographieren (Abb. 12).

Zu meiner unangenehmen Überraschung mußte Kommandant Bareau bereits am Morgen nach unserer Ankunft, ohne einen Ruhetag gemacht zu haben, Bambili wieder verlassen. Der frühere Chef de zone von Gurba-Dungu war ermordet worden, und sein energischer Nachfolger war dort dringend notwendig. Seine Träger standen bereits seit mehreren Tagen für ihn in Bambili bereit, die für mich bestellten konnte ich erst in zwei oder drei Tagen erwarten, so daß wir auf die gemeinsame Fortsetzung unserer Reise leider verzichten mußten.

Südlich des Uelle und des Bomokandi, zu beiden Seiten des Bima-flusses, liegen die Wohnsitze des großen Volkes der Ababua. Es ist eines der wenigen afrikanischen Völker, über das wir eine gründliche und allen Ansprüchen genügende Monographie besitzen und zwar aus der Feder meines Gastfreundes aus Angu, des Herrn A. F. de Calonne-Beaufaict. Die Ababua stellten mir meine neuen Träger, außerordentlich kräftige, wild aussehende Männer, deren charakteristischer Schmuck neben ausgedehnten Tätowierungen zahlreiche durch die Ohrmuschel gezogene Messing- oder Eisenringe sind (Abb. 13).

Mit ihnen reiste ich acht Tage weit über Amadi nach Surango. Beides sind kleine, hübsche am Uelle gelegene Posten, die hauptsächlich dem in Einbäumen bewerkstelligten Güterverkehr auf dem Flusse dienen. Im Süden dieser Posten wohnen die Amadi und Abarambo (Abb. 14), kleine, aber kriegstüchtige Stämme, die vor der Ankunft der Weißen hartnäckige Kämpfe mit ihren stärkeren östlichen Nachbarn, den Mangbettu, führten. Seit dem Tode Munzas haben die schroffen

Gegensätze aufgehört, ja, es ist zu einer teilweisen Verschmelzung der drei Stämme gekommen, wobei sich die höhere Mangbettukultur als die stärkere erwies, die in manchen Dingen von den Amadi und Abarambo willig angenommen wurde. Die ersten eigentlichen Mangbettudörfer liegen zwischen Surango und Niangara. Sie nehmen südlich von Niangara nach dem Bomokandi hin an Zahl zu und reichen tief in den großen Urwald hinein, bis zum Nepoko und dem Ituri-Aruwimi.

Niangara ist die größte belgische Station im Mangbettu-Gebiet. Sie ist Sitz eines Chef de zone und eines aus drei Richtern bestehenden Tribunals. Früher war sie sogar der Sitz des Chefs des Uelle-Distrikts, der hier in einem großen kastellartigen Hause residierte. Davor erhebt sich ein Obelisk mit dem Namen „Chaltin", des Siegers von Redjaf. Zwei Bronzekanonen und ein Haufen Kanonenkugeln legen Zeugnis ab von dem erfochtenen ruhmvollen Sieg der belgischen Truppen über die Derwische.

Meine Absicht, zum Zweck meiner Mangbettustudien eine bis zwei Wochen bei Okondo zu verweilen, fand die bereitwillige Unterstützung des Chef de zone. Schon am Mittag nach meiner Ankunft, einem Sonntag, konnte ich dorthin aufbrechen. Von Niangara bis zum Dorf des größten Mangbettuhäuptlings ist nur ein kleiner Tagemarsch von etwa 4 bis 5 Stunden. Durch eine offene Grassteppe führt der Weg zu dem kleinen, von einem hübschen Galeriewald umsäumten Gadafluß. Dann schlängelt er sich durch reich bebautes Land, an zahlreichen Mangbettuhütten vorbei, deren Bewohner den weißen Reisenden freundlich und respektvoll, aber nicht unterwürfig begrüßten.

Es war ein wundervoller Tag. Die Sonne hatte den Zenit überschritten und wirkte nur noch angenehm. Sie vergoldete die breiten Blätter der Bananen, versilberte die Spiegel der hier und da den Weg kreuzenden kleinen Bäche und goß den ersten rötlichen Hauch über die kegelförmigen Strohdächer der Mangbettuhütten. Ich saß auf meinem munter dahinschreitenden Schimmelpony und träumte. Träumte von den großen Reisenden, die vor mir diesen Weg geschritten waren, von Schweinfurth, von Junker, Emin Pascha und Casati. Alle ihre

Schilderungen kannte ich, aber keine hat größeren Eindruck auf mich gemacht als die lebendige, begeisterte Erzählung Schweinfurths von seinem Aufenthalt bei König Munza. Würde ich hier etwas Ähnliches erleben, würde die fortgeschrittene Zivilisation und die Bevormundung durch die Weißen den Mangbettu nicht allen Zauber genommen haben? —

In der Ferne tönte ein Gong, dumpf und mächtig, dazwischen klang und schallte es wie von Trommeln, Blasinstrumenten und dem Gesang einer tausendköpfigen Menge. Ein Bote Okondos kam und brachte mir die Erklärung: sein Herr sei im Begriff, mir einen großartigen Empfang zu bereiten. Zu eiligerem Laufe spornte ich das Maultier. Endlich war der letzte Galeriewald und das letzte Bächlein passiert. Auf der anderen Seite erhob sich ein großes, offenes, sorgfältig gereinigtes Plateau, das wohl 500 Meter im Durchmesser haben mochte. Zahlreiche Mangbettuhütten lagen kreisförmig an seiner Peripherie. Am Nordende schloß es eine mächtige Palisadenumzäunung ab: die Residenz Okondos. In der Mitte aber, von Osten nach Westen orientiert und nach allen Seiten frei, lag etwas sehr Merkwürdiges, ein hoch aufragendes, gewaltiges Gebäude von den Dimensionen eines mittleren Bahnhofs. Es war die große Versammlungshalle der Mangbettu, die „Bassa", welche Schweinfurth als Schauplatz seines Empfangs bei Munza eingehend beschrieb. Diese hier, die die alte an Größe noch bedeutend übertraf, war im Bau begriffen, aber der Vollendung nahe. Der ganze weite Raum vor Okondos Residenz war schwarz von Menschen. Tausende von Männern, Weibern und Kindern führten hier mit leidenschaftlicher Hingabe einen Tanz auf. Der König, umgeben von seinen Ministern und seinen vier würdigsten Frauen, löste sich aus der Menge und kam mir zur Begrüßung entgegen.

Okondo war der einzige Mißton in diesem stimmungsvollen Gemälde. Ein Mann in den besten Jahren, hoch gewachsen, mit intelligenten, von einem schwarzen Vollbart umrahmten Gesicht, dem man aber die Wirkung reichen Alkoholgenusses ansah. Das hätte ich ihm

noch verziehen, denn es braucht nicht notwendig eine Folge der Europäisierung zu sein; aber er war bekleidet nach der Art der Weißen, häßlich und schlecht, mit Schnürstiefeln und Ledergamaschen, einem Beinkleid aus ehemals weißem Drillich und einem blauen Hemd. Den Kopf bedeckte eine abscheuliche englische Mütze. „Pfui schäme dich!" hätte ich ihm zurufen mögen, doch ich mußte seine höfliche Begrüßung höflich erwidern. Ich verdankte sie der Freundlichkeit zweier Richter aus Niangara, welche den dienstfreien Sonntag zu einem Ausflug nach Okondos Dorf benutzt und den Sultan veranlaßt hatten, mich feierlich zu empfangen. Ebenso wie die Richter, alte Bekannte des Sultans, durfte ich in seiner Seriba Wohnung nehmen. Eine schöne große, geräumige und peinlich saubere Hütte wurde mir eingeräumt.

Es wurde spät an diesem Abend, ehe ich mich zur Ruhe begab. Zu sehr fesselte mich die vor der Seriba in nicht endenwollendem abwechslungsreichem Tanze wogende Menge. Meine Togo- und Kamerunjungen waren wie ich begeistert von dem mächtigen Eindruck dieses Empfangs, und ich mußte in meiner Erinnerung bis auf die Tage unseres Aufenthalts bei Juhi Msinga, dem Sultan von Ruanda, zurückgreifen, um diesem Schauspiel Ähnliches an die Seite stellen zu können. Zehn Tage genoß ich Okondos Gastfreundschaft, von früh bis spät damit beschäftigt, eine umfassende Mangbettu-Sammlung anzulegen und Erkundigungen einzuziehen über die Geschichte und die Eigenart dieses Volkes. Das Ergebnis war in letzterer Beziehung kein sehr erfreuliches. Vieles hatte sich seit Schweinfurths Tagen verändert und nicht alles zum Vorteil der Mangbettu.

Wir müssen es als ein außerordentliches Glück betrachten, daß ein so scharfsinniger Beobachter und exakter Forscher wie Georg Schweinfurth ein ungewöhnlich interessantes und eigenartiges Volk in einem Augenblick besuchte, wo es sich an der Wende seines Schicksals befand.

Schweinfurth war im April 1870 bei König Munza, dessen Residenz fast auf derselben Stelle lag wie die heutige Okondos. Mit dem noch in demselben Jahre erfolgten Tode Munzas, des letzten großen, nun fast legendären Mangbettukönigs, dessen Charakter und Hofhaltung

24. Nenzima, die Schwester Munzas. (S. 63.)

25. Nenzimas Haus. (S. 65.)

26. In Okondos Reſidenz. (S. 65.)

Schweinfurth so anschaulich schildert, zerfiel das Reich. Dieser Typus eines afrikanischen Despoten, der mit unerhörter Grausamkeit eine erstaunliche natürliche Würde verband, verlor sein Leben in einem Gefecht gegen Chartumer Elfenbein- und Sklavenhändler. Diese und die kurze Zeit danach bis hierher vordringende ägyptische Regierung begünstigten einen nach Munzas Tod ausbrechenden Bürgerkrieg, den die unterjochten Nachbarn der Mangbettu, die ihnen mehr oder weniger verwandten Abangba, Mangbelle und Abarambo gegen die herrschende Oberschicht führten. Munzas Dynastie, welche sich bis in das vierte Glied zurückverfolgen läßt und in der die Herrschaft über die Mangbettu erblich war, erlosch im Mannesstamm, und sein Reich zerfiel in mehrere kleinere, von Abangba-Fürsten regierte Fürstentümer. Was von den Agnaten seines Hauses mit dem Leben davonkam, ging nach Süden über den Bomokandi oder fand im Osten des Mangbettu-Landes, der ehemals unter der Herrschaft Degberras, des Bruders Munzas, stand, geringen Machtbereich.

Die arg fluktuierenden Verhältnisse kamen erst zum Stillstand, als die Belgier, genauer der unabhängige Kongostaat, auch im Nordosten des Kongobeckens festen Fuß faßte. Er stellte die Ruhe im Lande her und verhinderte vor allem durch die Unterstützung Niangaras, des mächtigsten Nachfolgers Munzas, daß das Mangbettu-Land unter die Herrschaft der von Norden unaufhaltsam vordringenden Asande kam. Wenn also heutigentags von der alten Mangbettu-Herrlichkeit in politischer Beziehung wenig mehr erhalten ist, so hat sich ihre Kultur doch als dauerhaft erwiesen, und es ist nicht gewagt zu behaupten, daß sie dem ganzen oberen Uelle-Gebiet ihren Stempel aufgedrückt hat. Ebenso wie zu Schweinfurths Zeiten, ist der Ruf von den Leistungen dieses Volkes weit über die Grenzen seiner Wohnsitze hinaus verbreitet. Jeder, der mit ihm in Berührung kam, erzählt gern von dem unauslöschlichen Eindruck, den sie hinterlassen und von ihrer Kunstfertigkeit in der Herstellung von Waffen und Geräten aller Art.

Nach Schweinfurths Annahme umfaßt das von den Mangbettu bewohnte Land nicht mehr als 250 Quadratmeilen, aber es ist eines

der dicht bevölkertsten des Kontinents. Dörfer von mehr als hundert Hütten sind keine Seltenheit, und die Schätzung von 4000 Bewohnern auf die Quadratmeile dürfte nicht zu hoch gegriffen sein. Wir kämen damit auf eine Einwohnerzahl von annähernd einer Million. Aber diese Million Köpfe waren wohl niemals reine Mangbettu, keinesfalls sind sie es heute. Sie stellten vielmehr, wahrscheinlich schon zu Schweinfurths Zeiten, die an Zahl relativ schwache Oberschicht eines aus drei Kulturschichten zusammengeschweißten Volkes dar. Im Süden des Aruwimi existieren heute noch drei Mangbettudörfer, deren Bewohner behaupten, dort, solange ihre Tradition reicht, ansässig gewesen zu sein. Die Mangbettu sind also wahrscheinlich von Süden gekommen und haben die hier herrschenden Mayogo und Mangbelle unterworfen und assimiliert. Aber auch diese sind nicht die Ureinwohner des Landes, denn sie sprachen vor ihrer Unterjochung sudanesische Sprachen. Man muß daher annehmen, daß diese Stämme von Norden kamen und die eingesessene Urbevölkerung, die Monvu, unterworfen haben. Andererseits deuten manche linguistische und somatische Merkmale daraufhin, daß die reinen Mangbettu, schon als sie noch im Süden ansässig waren, von hamitischen Elementen, vielleicht den Wahima, beeinflußt worden sind.

Das Land der Mangbettu ist von allen, die es besuchten, als ein irdisches Paradies bezeichnet worden. Es liegt etwa 1000 Meter hoch, ist hügelig und von zahllosen, rasch fließenden Gewässern, den Zuflüssen dreier mächtiger Ströme, des Uelle, des Bomokandi und des Aruwimi, durchquert. Es umfaßt zwischen Uelle und Bomokandi die Galeriewaldzone und liegt mit seinem südlichen Teil schon im eigentlichen Regenwald. Entsprechend seiner üppigen natürlichen Vegetation sind auch die in der Nähe der Wasserläufe angelegten Kulturen außerordentlich ertragreich. Aber die Mangbettu sind nur in bedingtem Sinne Ackerbauer, denn die Erträgnisse des Bodens wachsen ihnen, ohne daß sie viel Sorgfalt darauf zu verwenden brauchen, sozusagen in den Mund. Kornarten wie Sorghum und Penicillaria, welche die Basis der Ernährung der Sudanvölker bilden, werden hier gar nicht angebaut, in

um so größerem Maßstabe die Banane, das Hauptnahrungsmittel aller äquatorialen und westafrikanischen Stämme. Neben den Bananen werden mannigfache Erdfrüchte kultiviert, Maniok oder Cassaven, Bataten, Jams, Erdnüsse, dazu als Genußmittel Zuckerrohr und Tabak.

In der Nähe der Hütten findet man regelmäßig einen in ganz Äquatorialafrika sehr geschätzten Baum, Urostigma kotschyana, dessen Rindenbast durch Klopfen in aufgeweichtem Zustand zu einem dauerhaften, wollartigen Zeuge verarbeitet wird. Gewebte Stoffe, meist billige in Deutschland gefertigte Kattune, haben zwar seit ungefähr dreißig Jahren Eingang bei den Mangbettu gefunden, aber in weit geringerem Umfang als bei andern Stämmen. Nur die größten Häuptlinge und wenige andere machen im täglichen Leben Gebrauch von europäischen Anzügen. Kattunfetzen als Lendenschurz, wie man sie fast überall in Zentralafrika, selbst bei den ärmsten und niedrigsten Stämmen findet, werden hier auch von dem gemeinen Mann verschmäht. Dieses Zeichen guten Geschmacks, der sie ihre dauerhaften und nicht unschönen Rindenstoffe den gewöhnlichen schlechten europäischen Zeugen vorziehen läßt, spricht meines Erachtens für die Kultur der Mangbettu.

Allen aus den Nilländern kommenden Reisenden pflegt als ein Charakteristikum des Mangbettu-Landes die Ölpalme aufzufallen, die hier ihre nördliche Verbreitungsgrenze hat. In der Tat trägt diese im ganzen Kongobecken weitverbreitete Fürstin unter dem Palmengeschlecht, die mit ihrer Verwandten, der Borassuspalme, um den Preis der Schönheit wetteifert, außerordentlich viel zu dem pittoresken Anblick bei, den die regelmäßig von ihr beschatteten Mangbettudörfer bieten (Abb. 15). Das durch Pressen der Fruchthülsen gewonnene rote, dickflüssige und frisch nicht unangenehm schmeckende Öl dient als Zusatz für sämtliche Speisen. Auf deren Bereitung verwenden die Mangbettu ganz besondere Sorgfalt, was nicht nur in Zentralafrika als ein untrügliches Zeichen einer hohen Stufe äußerer Kultur betrachtet werden muß. Viehzüchter im Sinne mancher Sudan- und ostafrikanischer Völker sind die Mangbettu nicht. Rinder gedeihen

in ihrem Lande nicht, angeblich wegen der durch die Tsetsefliegen verursachten Seuche, Ziegen und Schweine findet man nur spärlich, Hunde und Hühner um so zahlreicher. Den Hauptteil ihres nicht geringen Fleischbedarfs gewinnen die Mangbettu durch die Jagd, die in ihrem von Elefanten, Büffeln, Wildschweinen und zahlreichen Antilopenarten reich bevölkerten Gebiet eine schier unerschöpfliche Nahrungsquelle bietet.

Dazu kamen in früheren Zeiten unaufhörliche Raubzüge gegen die umwohnenden Monvu-Stämme. Nicht nur Beute an Kleinvieh fiel ihnen dabei in die Hände, sondern sie nahmen auch die Leiber der im Kampfe Getöteten und gefangene Weiber und Kinder mit sich fort, um sie daheim zu verzehren. Schweinfurth schildert eingehend die furchtbare Sucht nach Menschenfleisch bei den Mangbettu, die nach seiner Meinung von kaum einem andern afrikanischen Volk übertroffen werden kann. Mit der Einführung einer straffen Verwaltung durch den Kongostaat haben diese Greuel natürlich aufgehört, denn die Belgier bestrafen jeden des Kannibalismus Überführten mit dem Tode.

Die Jagd ist noch heute die hauptsächlichste Beschäftigung der Männer. Den Frauen liegt dagegen alle häusliche Arbeit und die Bestellung der Felder ob. Vornehme Frauen allerdings überlassen schwerere Arbeiten den immer noch überall vorhandenen Hausssklaven. Ihre Tätigkeit beschränkt sich auf die Zubereitung der Mahlzeit und auf die Herstellung ihrer Toilette, die mehr Zeit in Anspruch nimmt, als ihre mangelhafte Bekleidung vermuten läßt.

Die Mangbettu sind eine hoch gebaute Rasse; ihre Körper sind sehr ebenmäßig, meist schlank und sehnig, erst mit zunehmendem Alter und nur bei besonders faulen Individuen zur Fülle neigend. Ihre Körperfarbe ist ein lichtes Kaffeebraun, um mehrere Nuancen heller als die der umwohnenden Asande- und Monvu-Völker. Sie sind stark dolichocephal, und ihre Physiognomie unterscheidet sich von der anderer Negerrassen durch die größere Länge und Krümmung der Nase, die ihnen in vielen Fällen semitische Züge verleiht. Stärker als bei den meisten andern Negern ist auch ihr Bartwuchs (Abb. 16). Der Bart gilt als Zeichen der Männlichkeit, er wird einigermaßen gepflegt und

manchmal zu einem Zopfe geflochten getragen. Verstümmelungen des Körpers, wie Ausbrechen oder Spitzfeilen der Zähne — letzteres ist bei Kongovölkern weit verbreitet und hatte ursprünglich den Zweck, die Männer im Nahkampf wehrhafter zu machen — trifft man bei den Mangbettu nicht, es sei denn, daß man ihr Stammesmerkmal, die Durchlöcherung der Ohrmuscheln, die ihnen bei den Arabern den Namen Guru-Guru verschafft hat, als solche bezeichnet.

Die Tracht der Männer besteht aus einem weiten Rindenstoffschurz. Die Rinde des erwähnten Feigenbaums wird durch längeres Wässern leicht mazeriert, dann mittels hölzerner Hämmer längere Zeit geklopft und gewinnt dadurch ganz das Aussehen eines dichten und sehr geschmeidigen Gewebes. Die einzelnen Streifen werden mittels Kautschuk, an dem die Wälder ziemlich reich sind, zusammengeklebt, nicht genäht, wie es bei den Bewohnern Ugandas üblich ist, welche die gleichen Stoffe tragen. In rohem Zustand hat der Stoff graues oder gelbliches Aussehen; mit der Farbe eines Farbholzes imprägniert, wird er braunrot. Hat man ein entsprechend großes Stück hergestellt, so wird es zwischen den Beinen hindurchgezogen und bedeckt, vielfach gefaltet, die Oberschenkel und den Leib bis dicht unter die Brustwarzen (Abb. 17). Um die Hüften wird der Schurz durch einen breiten Gürtel aus Antilopenhaut oder Büffelleder zusammengehalten. Je nach dem Grade der Vornehmheit sind diese eigentümlichen Beinkleider mehr oder weniger umfangreich. Große Häuptlinge tragen solche, die ihnen bis zu den Achseln reichen.

Als Kopfbedeckung dienen den Mangbettu sehr hübsche, fein geflochtene viereckige Strohhüte aus Gras, die meist sehr geschmackvoll gemustert und rot und schwarz gefärbt sind. Sie werden fast stets durch Federbüschel verziert, am liebsten mit den roten Schwanzfedern des Graupapageis oder mit Perlhuhnfedern. Tätowierungen finden sich bei Männern nicht. Bei Frauen fehlen sie dagegen niemals; sie bedecken dann stets den Leib zwischen Nabel und Brustansatz. Eine Bemalung des Körpers verschmähen die Männer. Nur in seltenen Fällen, bei festlichen Gelegenheiten, reiben sie den Körper mit einem Gemisch von Palmöl und zerstoßenem Rotholz ein.

Noch charakteristischer als die Kleidung der Männer ist die der Weiber. Sie besteht aus einem schmalen, dunkelbraun gefärbten Streifen des gleichen Rindenstoffes, der den Schoß bedeckt, die hintere Partie des Körpers aber frei läßt und durch eine dünne, aus Pflanzenfasern geflochtene Schnur im Gürtel festgehalten wird. Vorn und hinten hängt an dieser Schnur eine kleine Schürze aus getrockneten Bananenblättern, das „Lägbe", das außerordentlich reich und verschiedenartig gemustert zu sein pflegt. Als Schmuck dienen den besseren Frauen Manschetten aus spiralig gewundenem Kupferdraht und um Hals und Handgelenk getragene Perlenketten. Das, was sie aber vor allen andern Rassen charakterisiert, ist ihre höchst auffallende Haartracht. Diese wird gleichsam schon im Säuglingsalter vorbereitet. Bei den Mangbettu herrscht nämlich die merkwürdige Sitte, den Schädel dadurch zu verlängern, daß man den Neugeborenen eine lange Schnur in zahlreichen Windungen fest um Stirn und Oberkopf legt (Abb. 18). Entsprechend dem Wachstum des Schädels wird diese Schnur von Zeit zu Zeit gelockert. Dadurch gewinnt der Oberkopf eine kegelförmige Gestalt. Früher war diese Mode bei beiden Geschlechtern üblich. Heute findet man sie beim männlichen nur noch selten, beim weiblichen dagegen allgemein (Abb. 21). Es ist interessant, daß die Intelligenz durch diese Deformation des Schädels nicht im geringsten beeinträchtigt wird; für den Gesichtsausdruck ist sie sogar vorteilhaft, denn die oberen Augenlider werden hierbei gehoben, und die Mangbettufrauen erscheinen deshalb großäugiger als die übrigen Negerinnen. Ihr Haar lassen sie lang wachsen. Sie flechten es in zahlreiche dünne Zöpfe und in diese hinein ein reusenähnliches Gestell aus dünn geschnittenem Holz des Rotangs. So entsteht ein kolossaler Kopfputz, den die sich am Feuer wärmende Frau auf dem Aquarell von Heims (s. bunte Tafel) und die Abbildungen 19 und 20 besonders gut zeigen. Die Herstellung einer solchen Frisur nimmt natürlich viele Stunden in Anspruch, sie wird dafür aber auch wochenlang getragen, um dann für kurze Zeit durch eine weniger umfangreiche (Abb. 23) ersetzt zu werden. In dem reusenähnlichen Aufbau haben die Frauen mancherlei Dinge stecken, gebleichte Ober-

Mangbettufrau am Feuer.
Aquarell von E. M. Heims.

armknochen von Affen oder lange Nadeln aus Stahl, deren Ende zu einem Rechteck oder einer Lanzette verbreitert ist. Diese Dinge dienen nicht etwa, wie unsere Haarnadeln, zum Festhalten der Frisur, sondern sind unentbehrliche Gegenstände für die Pflege der Nägel, auf deren Reinlichkeit die Weiber großen Wert legen.

Die Mangbettufrauen, wenigstens die vornehmeren, müssen auch nach unsern Begriffen als gepflegte Damen gelten. Sie waschen sich mehrmals täglich von Kopf bis zu Fuß, am liebsten mit warmem Wasser. Seife verstehen sie allerdings nicht herzustellen, um so mehr wissen sie sie zu schätzen, und man kann ihnen mit kaum einem andern Gegenstand eine so große Freude machen wie mit einem Stück Seife. Im Gegensatz zu den Männern lieben sie es, den Körper zu bemalen, und zwar mit einem am Ende zerkauten Holzstab, den sie in den schwarzen Saft der Gardeniafrucht tauchen (Abb. 22). Sternchen, Streifen oder Tupfen bedecken sie bei festlichen Gelegenheiten von Kopf bis zu Fuß. Man wird begreifen, daß eine so sorgfältige Toilette, die pompöse Frisur, die sorgfältigen Waschungen, die Fuß- und Handpflege und die Bemalung des Körpers den Mangbettufrauen nicht mehr Zeit zur Arbeit läßt, als den Europäerinnen der oberen Schichten. Die 150 Frauen, die zu besitzen der große Mangbettuchef Okondo das Glück hat, sah ich in der Tat tagsüber nichts anderes tun als sich putzen und für sich und ihren Herrn das Mahl bereiten.

Alle jüngeren Mangbettufrauen zeichnen sich durch ebenmäßigen Körperbau aus, und ihre Gesichter sind oft auch nach unsern Begriffen hübsch. Namentlich überrascht die Zartheit und Feinheit ihrer Glieder, die, wie bei uns, untrügliche Zeichen vornehmer Abkunft sind. Auch von Modetorheiten sind die Weiber nicht frei. Als ganz besonders „chic" gilt nämlich, sich die Fingernägel lang wachsen zu lassen, vielleicht um dadurch kundzutun, daß man schwere Arbeit den Sklaven überläßt.

Den Vogel schoß in dieser Beziehung Nenzima ab, die am Hofe Okondos lebende Frau Niangaras, eine Schwester Munzas. Ihre mehrere Zentimeter langen Fingernägel wirkten geradezu beängstigend.

Nenzima (Abb. 24) ist eine Matrone, die sich noch Schweinfurths und Junkers erinnert, dessen Namen sie mir, ohne dazu aufgefordert zu sein, phonetisch richtig nannte. Mit Casati verknüpften sie Bande der Freundschaft. Jeden Morgen kam sie zu mir, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Sie leistete mir oft wertvollen Beistand bei meinem Handel um die Einzelheiten des Mangbettuhaushalts, den mir die verkaufslustigen Weiber für meine Sammlung brachten. Niangara, der ein Abangba war, befestigte durch die Heirat mit Nenzima sein Ansehen unter den Mangbettu, und obwohl die Ehe kinderlos blieb, war der König in seinen Entschlüssen dennoch völlig abhängig von Nenzimas Rat.

In der Tat ist ja die Stellung der Mangbettufrauen unter den Negervölkern ganz ungewöhnlich. Weit davon entfernt, eine Sklavin, gewissermaßen ein besseres Haustier zu sein, wie es bei allen Bantustämmen mit Einschluß der Asande zutrifft, genießt die Mangbettufrau ein überraschendes Maß von Freiheit. Schon äußerlich kommt dies dadurch zum Ausdruck, daß die Frauen bei der Ankunft eines weißen Reisenden sich nicht abseits halten, sondern wie die Männer zu seiner Begrüßung herbeieilen, ihm freundlich die Hand reichen und ungezwungen an der Unterhaltung über das Woher und Wohin des Weges teilnehmen. Der ethnologische Sammler hat vorwiegend mit ihnen zu tun, denn abgesehen von den Waffen und wenigen andern Dingen verfügen sie über das Hausgerät.

Auch der heute regierende Chef Okondo beschließt nichts ohne das Einverständnis seiner Lieblingsweiber. Abbildung 28 zeigt einen Teil der königlichen Familie in Galatoilette. Leider ist deren geschmackvolle Ursprünglichkeit durch europäische Schundwaren stark beeinträchtigt. Nenzima, die noch heute in hohem Ansehen steht, trägt ein Halsband, auf das etwa hundert Gewehrkugeln aufgereiht sind, die übrigen Frauen zahllose zu einem dicken Schal vereinte Ketten aus blauen und weißen Perlen. Den Gürtelschmuck bilden viele kugelförmige Schlittenschellen aus Messing, die irgendein findiger Händler eingeführt und vielleicht gegen Elfenbein verkauft hat. Von den Frauen ist die häßlichste die bei weitem einflußreichste. Sie befindet sich stets an der Seite ihres Gemahls.

Der Wohnsitz Okondos besteht aus einer etwa 200 Meter im Quadrat messenden Seriba, die von einem mächtigen Palisadenzaun umfriedigt ist. Sie enthält je eine Hütte für die fünfzehn bevorzugten Frauen, außerdem Vorratshäuser und, was ich als Kuriosum erwähnen muß, einen nach mohammedanischer Sitte eingerichteten Abort. Jede der Hauptfrauen bewohnt eine eigene Hütte, die Favoritin ihrem Range gemäß die größte. Sie ist die umfangreichste Negerhütte, die ich je gesehen habe, und mißt 20 Meter im Durchmesser. Okondo selber hat keine eigene Behausung; er lädt sich bald hier, bald dort zu Gast. Außerhalb der Seriba finden sich an der Peripherie eines mehr als 500 Meter langen Rechtecks die Hütten seiner Nebenfrauen, die man auf etwa 150 schätzt. Auch von diesen bewohnt jede mit ein paar Sklavinnen ein eigenes Heim. Hier wohnt auch Nenzima in einem sehr großen Hause (Abb. 25) und in ihrer Nähe die Würdenträger des Hofes, meistens die nächsten männlichen Verwandten Okondos (Abb. 26).

Obwohl unter dem Regime des Kongostaates die Macht der Mangbettuherrscher natürlich erheblich zusammengeschrumpft ist, hat man ihnen doch verständigerweise bedeutende Rechte gelassen. So verfügt Okondo über eine mit Vorderladern ausgerüstete Leibwache, und er selbst spricht in allen Fällen, die nicht Verbrechen gegen das Leben sind, selber das Urteil.

Rechtsprechen ist das wichtigste Tagewerk Okondos. An jedem Vormittag von 8 bis 12 Uhr pflegte er auf dem großen Platz vor seiner Seriba im Schatten eines Sonnendaches zu Gericht zu sitzen, lang ausgestreckt in einem europäischen Liegestuhl, neben sich eine Karaffe mit Palmenwein und hinter sich auf den landesüblichen Schemeln seine Lieblingsfrauen. In respektvoller Entfernung von etwa 20 Schritt stand der Beklagte und brachte seine Sache mit einem ungeheuren, von heftigen Gestikulationen begleiteten Wortschwall vor, wobei er sich oft zur Erläuterung der Situation kleiner Holzstäbe bediente. Hinter ihm hockten der Kläger und die Zeugen, etwas weiter entfernt das Volk. Gewöhnlich handelt es sich in diesen Rechtsfällen um Diebstahl oder Ehebruch, die mit Freiheitsstrafen, d. h. Zwangs-

arbeit an der Kette, gesühnt werden. Die Vorgänger Okondos geboten natürlich über Leben und Tod.

Als Zeichen seiner Würde führt der König, jetzt allerdings nur noch bei festlichen Gelegenheiten, den Trumbach (Abb. 29), ein für die Mangbettu charakteristisches Sichelmesser. Gewöhnlich aus Eisen hergestellt und mit einem Holzgriff versehen, besteht der Trumbach des Königs aus Messing und trägt einen Elfenbeingriff. Die kunstvoll geformten Sichelmesser (Abb. 17 und 30—32) sind eines der schönsten Produkte des Schmiedehandwerks der Mangbettu, das mit Rücksicht auf ihre rohen Hilfsmittel Bewunderung verdient. Als eine Folge ihrer kriegerischen Veranlagung ist dieses Handwerk am meisten entwickelt.

Unter ihren Waffen stehen die Lanzen (Abb. 72) obenan. Man unterscheidet etwa sechs durch Form und Größe verschiedene, die alle besondere Namen tragen. Die schwereren dienen zur Jagd auf starkes Wild, wie Elefanten und Büffel. Sie bleiben stets in der Hand des Jägers, sind also Stoßwaffen. Die leichtern sind die gebräuchlichen Wurflanzen, die Hauptwaffe des Kriegers. Im Gefecht halten die Männer etwa ein halbes Dutzend Lanzen in der linken Hand und werfen eine nach der andern mit der rechten (Abb. 27). Sie schützen sich dabei sehr gewandt hinter mächtigen, rechteckigen Schilden, die aus einer sehr leichten Holzart kunstvoll geschnitten sind. Diese Schilde sind ganz glatt und tragen nur in der Mitte einen quer verlaufenden Buckel. Um sie vor dem Zerspringen zu bewahren, sind sie oben und unten mit einem Rotanggeflecht verstärkt.

Pfeil und Bogen spielen in den Kriegen der Mangbettu eine weniger große Rolle. Sie bilden die Bewaffnung geringer Leute. Die Form der Pfeilspitzen (Abb. 73) ist außerordentlich variierend, aber jede einzelne von ihnen ist ein kleines Meisterstück des Schmiedehandwerks durch die Eleganz ihrer Ausführung und die Symmetrie in der Anordnung ihrer zahlreichen Widerhaken und Dornen. An der Basis der Schäfte tragen die Mangbettupfeile Flügel aus Genettenfell oder aus Bananenblättern. Die Spitzen werden mittels Bast an den aus Rohr geschnittenen Schäften befestigt und zwar stets dicht oberhalb

eines Knotens, um das Abbrechen der Spitze zu erleichtern und ihr Herausziehen aus der Wunde zu erschweren. Die Bogen haben etwa einen Meter Länge, und ihre Sehnen bestehen aus Rotang.

Das Schmiedehandwerk ist das einzige, welches berufsmäßig ausgeübt wird, und entsprechend seiner Bedeutung stehen die Schmiede in hohem Ansehen. Alle übrigen Künste werden bis zu einem gewissen Grade von jedem Mangbettu beherrscht. Trotzdem übertreffen die Erzeugnisse ihrer Töpfer-, Holzschnitz- und Flechtarbeiten das von andern Negervölkern hierin Geleistete erheblich. Einige Proben ihrer Töpferei zeigen die Abbildungen 34—40. Es sind mit Ornamenten versehene Wasser- und Ölflaschen, deren Formen und Verzierungen eine ungewöhnliche Erfindungsgabe verraten. Der Mangbettukopf wird hierbei oft in der Weise verwendet, daß die Mundspalte oder die Frisur als Tülle dient. Andere Ornamente sind Ellipsen oder Kreise, auch Schlangenlinien, die den Bauch der Flasche umspannen und teils als Schmuck dienen, teils als Halt für die Hand. Ölflaschen sind zu dem gleichen Zweck oft mit Grasgeflecht umsponnen, oder ihr Hals ist durch Einkerbungen rauh gemacht. Auch die größern Töpfe (Abb. 41, 42) sind außerordentlich variabel in Formen und Aussehen und zeigen ähnliche Ornamente. Zum Verschluß der Flaschen werden die ins Winzige übertragenen Strohhüte der Männer benutzt, als Untersatz dicke, rot gefärbte Grasringe.

Die Vervollkommnung ihrer Werkzeuge befähigt die Mangbettu auch zu einer größern Entwicklung der Holzschnitzerei. Bereits Schweinfurth stellte fest, „daß sie das einzige afrikanische Volk sind, welches den Gebrauch des einschneidigen Messers kennt, dessen Vorteil darin besteht, daß die Unterstützung des Zeigefingers beim Schnitzen eine im Detail sichere Handhabung ermöglicht". Das zum Schnitzen verwendete Holz wird einer riesigen Rubiacee entnommen, das weich und rissfelos ist, ähnlich wie unser Pappelholz. Die Stämme dieser Bäume erreichen, soweit sie astfrei sind, eine Länge von 15 Metern bei einem Durchmesser von mehr als zwei Metern. Man kann daraus ermessen, wieviel tausend Hiebe mit dem kleinen

Mangbettubeil nötig sind, um einen derartigen Riesen zu fällen. Aus diesem Holze fertigen sie ihre Boote, Schilde, Schüsseln und Schemel.

Anders als die meisten andern Neger verschmähen die Mangbettu, sich auf die Erde zu setzen. Die Männer benutzen niedrige Bänke aus den Blattstielen der Raphiapalmen, die heute allerdings leider mehr und mehr durch europäische Liegestühle verdrängt werden. Die Frauen dagegen sitzen auf kleinen, aus einem einzigen Holzblock geschnitzten Schemeln (Abb. 43—46), welche sie sogar bei Besuchen mit sich herumschleppen. Solch ein Schemel besteht aus einer kreisförmigen, flach ausgehöhlten Sitzscheibe, einem zierlich geschnitzten, etwa vierzig Zentimeter hohen Stiel und dem ebenfalls kreisrunden Fuß. Hart am Rande der Sitzscheibe dient ein dreieckiger Einschnitt als Handgriff. Die Schemel sind schwer zu unterscheiden von gewissen Schüsseln, die zugleich als Tisch wie als Teller Verwendung finden. Zwei besonders schöne, mir von Okondo geschenkte Schüsseln zeigen die Abbildungen 47, 48. Die Außenwand ihrer Gefäße und die Deckel sind bedeckt mit Einschnitten in Form eines Fischgrätenmusters.

Während Schmiedekunst, Töpferei und Holzschnitzerei ausschließlich Beschäftigungen der Männer sind, beweisen die Frauen ihre Kunstfertigkeit in allerlei Flechtarbeiten (Abb. 74). Hierhin gehören die eigentümlichen „Lägbe" genannten Schürzen, welche, an einer Hüftschnur befestigt, das Gesäß der Mangbettufrauen bedecken. Das Material für diese Schürzen liefern abgebrühte Bananenblätter. Die Muster sind mit dem Messer geschnittene, schwarz gefärbte Blätter derselben Pflanze und werden mit einer primitiven Nadel aufgenäht. In der Frisur, in der Körperbemalung und in der Anfertigung besonders schöner „Lägbe" betätigt sich die Eitelkeit der Mangbettuweiber. Unter den fünfzig von mir gesammelten „Lägbe" sind nicht zwei, die sich vollkommen gleichen. Alle aber verraten einen hoch entwickelten Sinn für Symmetrie und einen für Neger erstaunlichen Geschmack (Abb. 50—57).

Ebenso wie die „Lägbe" für die Frauen sind die Strohhüte für die Männer Gegenstände, an denen sie ihren individuellen Geschmack zur Geltung bringen. Ihre allgemeine Form, viereckig auf einem

kreisrunden Hals, ist allerdings fast immer die gleiche. In der Ausführung des Details ist jedoch der Geschmacksrichtung des einzelnen der weiteste Spielraum gelassen. Ganz wunderhübsche Muster, die europäischen Handwerkern alle Ehre machen würden, findet man unter ihnen. Nur eine beschränkte Anzahl davon konnten auf meinen Bildern wiedergegeben werden (Abb. 58—68). Wenn man mit diesen Proben einer ursprünglichen Kunst die Erzeugnisse unserer modernen Strohhutindustrie vergleicht, so muten diese dürftig und geschmacklos genug an, und es zeigt sich, daß es sogar rein technische Dinge gibt, in denen uns die Neger überlegen sind. Die Hüte werden stets schwarz, weiß und rot gefärbt, in den einzigen, den Negern zugänglichen Farben. Das Weiß der Hüte ist die natürliche Farbe des in der Sonne gebleichten Strohs. Sonst gewinnt man es aus dem Kalk zertrümmerter Muschelschalen, welche in Mengen die Riffe in den Flüssen bedecken. Rot ist die Farbe des pulverisierten Rotholzes und schwarz der Saft der Gardeniafrucht.

Die Mangbettu müssen Meister der Baukunst genannt werden; ihre Hütten sind die solidesten und hübschesten aller mir bekannt gewordenen Negerbehausungen. Nur die Musgumhütten am Tschadsee übertreffen sie an Eigenart. Schweinfurth betonte, daß die Mangbettu rechteckige Häuser bauten, und erkannte daran den vorwiegend westafrikanischen Charakter dieses Volkes. Rundhütten hätten zwar zu seiner Zeit auch schon bestanden, aber nur in geringer Anzahl. Heute ist das umgekehrt. Das Volk ist, vielleicht durch den Einfluß der Abangba und anderer von ihm assimilierter, aus dem Norden eingewanderter Stämme fast ausschließlich zum Rundhüttenbau übergegangen. Diese haben gewöhnlich 6 Meter Durchmesser. Sie bestehen aus einer etwa 1,20 Meter hohen und 0,35 Meter breiten Lehmwand, d. h. einem Palisadenzaun, der mit Lehm ausgefüllt und verstrichen ist und ein kegelförmiges Dach trägt. Das Dach pflegt nicht unmittelbar auf der Seitenwand zu ruhen, sondern auf Pfeilern, die rings um die Außenwand der Hütte eingerammt sind. Kein Mittelpfeiler ist nötig, um es zu halten, und trotzdem bietet es auch dem

heftigsten Orkane Widerstand. Hergestellt wird es aus zahlreichen, drei bis vier Meter langen Blattschäften der Raphiapalmen, die untereinander mit Rotang verbunden sind. Eine wasserdichte Schicht Gras bedeckt das stabile Gerüst. Der Boden der Hütte besteht aus gestampftem Lehm und erhebt sich etwa einen Fuß über den Erdboden, wodurch er vor Nässe vollkommen geschützt ist. Die Inneneinrichtung bildet ein seitlich eingebautes Bett und eine in der Mitte befindliche Feuerstelle. Über dieser ist ein derbes Gerüst errichtet, auf welchem die Fleischvorräte geräuchert werden. Das Bett ruht auf vier starken, tief in die Erde gerammten Pfählen, die bei Häuptlingsfrauen oft mit Skulpturen geschmückt sind. Längs- und Querbalken verbinden sie, und eine dicke Schicht getrockneten Laubes dient als Pfühl. Die Mangbettuhütten sind peinlich sauber. Dadurch, daß der Rauch des Herdes die an sich schon glänzende und schön braune Färbung des Holzes noch mehr hervorhebt, sehen die Kegeldächer an der Innenseite wie poliert aus. Auch in solchen Fällen, wo das Dach nicht von der ringförmigen Pfahlreihe an der Außenseite getragen wird, liegt es der Lehmwand nicht unmittelbar auf, sondern läßt einen etwa fußbreiten Zwischenraum, der einmal dem Rauch leicht Abzug gewährt und zweitens genügend Licht in das Innere dringen läßt.

Ich habe es auf meinen Reisen in Afrika im allgemeinen vermieden, in Negerhütten zu schlafen, weil ich mich in meinem Zelte immer sehr wohl fühlte. Im Mangbettu-Lande aber machte ich eine Ausnahme, zur Freude meiner Boys, die das tägliche Zeltaufschlagen gründlich haßten. Diese Hütten sind so einladend, daß sie auch den Ansprüchen verwöhnter Europäer vollauf genügen würden. Etwas, was sie vor allen andern auszeichnet, ist die Bemalung der Fassade zu beiden Seiten der Tür. Man findet hier die mannigfaltigsten Kombinationen von roten Karos, die von schwarz-weißen oder schwarzen Feldern ausgefüllt sind.

Die ganze, in Afrika ihresgleichen nicht findende architektonische Begabung der Mangbettu tritt aber erst beim Bau ihrer großen, „Bassa" genannten bahnhofähnlichen Hallen zutage. Diejenige,

welche ich bei Okondo sah, ist rechteckig, hundert Meter lang und fünfzig Meter breit (Abb. 74). Das in der Mitte zwölf Meter hohe Dach fällt zu beiden Seiten bis auf zwei Meter ab. Diese mächtigen Bauwerke dienen als geschützte Versammlungsorte bei festlichen Anlässen.

Es gehört zur Tradition der Mangbettu, daß jeder große König eine solche sein eigen nennt. Schon Schweinfurth spricht mit Worten höchster Anerkennung von Munzas Halle, und diese technischen Leistungen, die ohne jeden europäischen Einfluß ausgeführt werden, fordern allerdings zur Bewunderung heraus. Man kann getrost sagen, daß wir nur mit unsern modernen Eisenkonstruktionen in der Lage wären, mit diesen Bauwerken, was Leichtigkeit und Widerstandsfähigkeit anbetrifft, zu konkurrieren. Die Mangbettu verwenden auch zu diesen Bauten die Blattstiele oder Mittelrippen der Raphiapalme, deren Wedel zehn bis zwölf Meter lang werden. Das kühn gewölbte Dach der Festhalle ruht auf fünf parallelen Pfostenreihen, aus je zwanzig fichtengraden, mit Skulpturen versehenen Baumstämmen. Die zahllosen Sparren des Dachstuhls und die Seitenwände werden ausschließlich aus den Blattschäften der Raphia zusammengefügt (Abb. 75). Da die Mangbettu ebensowenig wie andere Neger Nägel kennen, sind sie genötigt, alle Teile zusammenzubinden. Dazu benutzen sie die gespaltenen Stiele des spanischen Rohrs, das ein sehr derbes Bindematerial ist. Der der Vollendung nahe Bau hatte dank der schönen natürlichen Farbe des Raphia- und Rotangholzes ein sehr freundliches, helles Aussehen. Der Fußboden war mit einer Schicht von dunkelrotem Ton bedeckt und fest und wohlgeglättet wie Asphalt. Und das mit gutem Grunde, sollte er doch bei künftigen Hoffestlichkeiten als Tanzboden dienen.

Die Mangbettu sind ein sehr leichtlebiges Volk. Feste spielen bei ihnen eine noch größere Rolle als bei andern Negern. Sie lassen keinen Anlaß freudiger oder trauriger Natur vorübergehen, ohne sich zum Tanze zusammenzufinden, und in mondhellen Nächten ist es schwer, in ihren Dörfern vor dem Lärm der Pauken und Trompeten zur Ruhe zu kommen.

Am Tage vor meiner Abreise von Okondo veranstaltete dieser zu meinen Ehren ein besonders großes Tanzfest, in dessen Mittelpunkt er selber stand. Unter Vorantritt des Königs und seiner zahlreichen Frauen wurde zunächst eine Art Polonäse aufgeführt (Abb. 75), wobei die Tanzenden, einer hinter dem andern, im Kreise herumschritten. Dabei werden die leicht gebogenen Arme im Rhythmus der Musik bewegt, man dreht sich in den Hüften und führt ganz bestimmte, aber sich immer wiederholende Schritte aus, einmal mit dem linken und einmal mit dem rechten Bein voran. Alt und jung, Männlein und Weiblein in buntem Durcheinander nahmen an diesem Tanze teil. Stundenlang blieb so die Menschenmenge in Bewegung, bis ich Okondo bat, mich auch andere Tänze sehen zu lassen.

Darauf gab er in höchst eigener Person einen Solotanz zum besten. Es war das Eindrucksvollste, was ich je von Negertänzen gesehen habe. Seine sämtlichen Frauen, 150 an Zahl, nahmen in einem weiten Halbkreis auf ihren kleinen Schemeln Platz (Abb. 78), die Beine in charakteristischer Weise mit den Knien gegeneinander gedrückt. Dann wiegten sie sich in den Hüften, neigten den Kopf von der einen Schulter auf die andere und führten mit den Armen eigentümliche schlängelnde Bewegungen aus, wobei sie die sich immer wiederholenden Klänge der Musik mit einem melodiösen Gesang begleiteten. Pauken und Trompeten, Trommeln und Rasselinstrumente vollführten einen ohrenbetäubenden Lärm, und inmitten des Halbkreises sah man den König in rasendem Tanz umherspringen. Er wirbelte die Arme wie ein Besessener herum und schleuderte die Beine nach Art der Kosaken bald horizontal über den Boden, bald warf er sie hoch in die Luft. Mit kleinen Unterbrechungen tobte und raste er so stundenlang, bis er schließlich ganz erschöpft einer seiner Schönen zu Füßen sank. Die Sonne ging zur Rüste, als sich die Menschenmasse endlich verlief, aber manche der Frauen waren noch nicht ermüdet. In kleinen Gruppen sah man sie den Tanz von neuem aufnehmen und sich auf eigene Kosten ohne die Gegenwart der Männer unterhalten.

27. Mangbettu-Krieger. (S. 66.)

28. Sultan Okondo mit seinen vier Hauptfrauen in Galatoilette. (S. 64.)

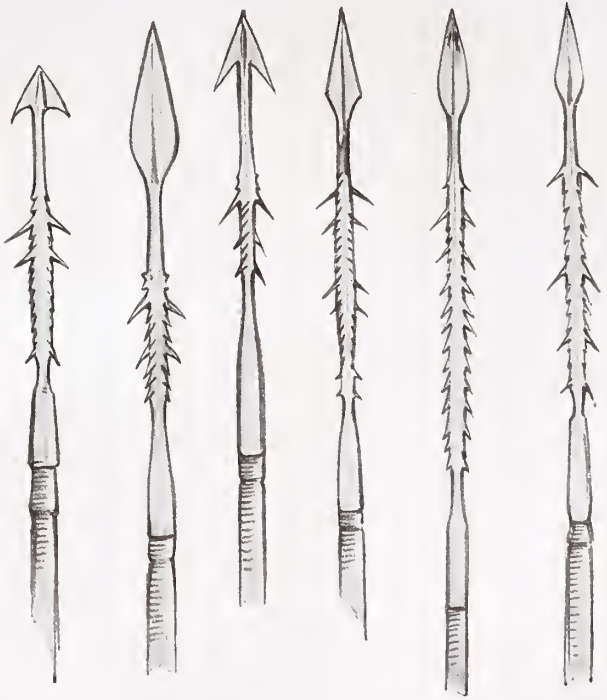
29—71. Proben der Handwerksk

29. Trumbach Okondos. 30—32. Sichelmesser der Mangbettu. 33. Sichelmesser der Monvu. 34—40. Flaschen
Schüsseln des Sultans. 50—57. Schürzen der Frauen. 58—68. Strohhüte der Männe

ber Mangbettu. (S. 66—69 und 73.)

Mangbettu. 41 u. 42. Töpfe der Mangbettu. 43—46. Holzgeschnitzte Stühle der Frauen. 47—49. Holzgeschnitzte . Pauke des Sultans. 70. Beil der Mangbettu. 71. Trompete aus geschnitztem Elfenbein.

72. Lanzen der Mangbettu. (S. 66.)



73. Pfeilspitzen der Mangbettu. (S. 66.)

Unter den Musikinstrumenten der Mangbettu kehren viele aus dem übrigen Afrika bekannte wieder, so die primitiven Trompeten, die mit Rindshaut bespannten Trommeln und die Asandemandolinen. Letztere findet man im Mangbettu-Lande allgemein, und ich halte es für fraglich, ob ihr Ursprung nicht hier zu suchen ist und ob sie nicht von den Asande wie manches andere imitiert worden sind. Sie bestehen aus der Hälfte einer Kürbisschale, welche mit dem Fell von Antilopen oder der Haut von Schlangen bespannt ist. Den Hals ziert das Wahrzeichen der Mangbettu, der charakteristische, vortrefflich in Holz geschnitzte Kopf. Die Saiten bestehen aus spanischem Rohr. Durchaus eigentümlich sind den Mangbettu gewisse große Pauken (Abb. 79). Sie haben die Form eines Hyperboloids und sind an der Oberfläche vollkommen gleichmäßig gewölbt. An der konvexen Seite läßt sich keine Naht wahrnehmen, die gerade Seite zeigt dagegen einen etwa zehn Zentimeter breiten Spalt. Dadurch, daß die Wände ungleich stark sind, bringen sie, mit einem Schlegel bearbeitet, eine Reihe verschiedener Töne hervor. Zwei Mann sind nötig, um diese Instrumente fortzuschaffen; deshalb finden sie nur in der Residenz bei festlichen Gelegenheiten Verwendung. Eine etwas kleinere derartige Pauke (Abb. 69) begleitet den König auf seinen Reisen. Auch diese, die mir Okondo zum Geschenk machte, war nicht zusammengesetzt, sondern aus einem Stück gefertigt. Die mächtige Planke eines Urwaldriesen muß als Ausgangsmaterial gedient haben. Alle Musikinstrumente der Mangbettu werden ausschließlich von Männern gehandhabt, Frauen dürfen sie nicht berühren.

Es wäre ja an sich nicht überraschend, bei einem Volke von der äußern Kultur der Mangbettu Äußerungen einer tiefern Gemütsveranlagung zu finden. Merkwürdig ist nur, daß diese Kannibalen, die vor einem Menschenalter noch Kinder schlachteten, und, sich selbst überlassen, wohl auch heute nicht davor zurückschrecken würden, auf der andern Seite so sympathische Eigenschaften an den Tag legen, wie Liebe zu ihren Eltern, zu ihren Kindern und Frauen und Respekt vor den Weißen, ja sogar Mitleid. Eifersüchtige Regungen sind den

Mangbettu nicht fremd, bei der Koketterie der Weiber auch oft am Platze. Ihre Kinder sieht man sie oft streicheln, sich über ihre Späße und Spielereien freuen, auch die Händchen der Säuglinge mit den Lippen berühren, was ich deshalb erwähne, weil das Küssen bekanntlich eine den Negern unbekannte Sitte ist.

In religiöser Beziehung läßt sich von ihnen nur sagen, daß sie an die Existenz eines höchsten und unsichtbaren Wesens glauben, dessen Wohnsitz sie in den Himmel verlegen. Irgendwelche als Kult aufzufassende Handlungen sind jedoch bei ihnen nicht beobachtet worden. Ihre Toten behandeln sie ehrfurchtsvoll. Sie begraben sie dicht neben ihren Hütten und bringen den Geistern der Abgeschiedenen Opfer in Gestalt von Nahrungsmitteln dar. Auch ehren sie ihr Andenken in Legenden und Gesängen, die sie zum Klange ihrer Mandolinen vortragen. Welch tiefe und selbst nach europäischen Begriffen schöne Gedanken manche dieser Gesänge enthalten, davon mag ein Vers eine Probe geben, den mein Gewährsmann, Herr de Calonne-Beaufaict, aus dem Munde eines alten Mangbettubarden vernahm:

Wenn ich gestorben sein werde,
So begrabt mich nicht neben euren Hütten,
Ihr vergeßt mich trotzdem.
Begrabt mich am Ufer des Flusses,
Die Wasservögel und die Frösche
Werden mich dort immer beweinen.

Man wird, glaube ich, in der Poesie primitiver Völker lange suchen müssen, um etwas ähnliches zu finden.

Sudanesische Polizeisoldaten.

Achtzehntes Kapitel.

Zum Nil.

Mein Aufenthalt bei den Mangbettu war das interessanteste ethnographische Erlebnis meiner ganzen Reise. Ich hatte mich unter diesen Negern, die zwar Kannibalen sind, aber dennoch eine verhältnismäßig hohe Kultur besitzen, außerordentlich wohl gefühlt, und kein Tag war vergangen, der mir nicht durch irgendeine interessante Episode eine Freude bereitet hätte. Als ich, mit ethnographischen Schätzen reich beladen, von Okondos Dorf nach Niangara zurückkehrte, gedachte ich mit stiller Wehmut der nicht mehr fernen Zeit, wo die alles nivellierende europäische Zivilisation auch den letzten Rest der romantischen Ursprünglichkeit dieses stolzen und eigenartigen Volkes hinweggewischt haben würde.

In Niangara hatte ich mehrere Tage reichlich zu tun, um mit dem vorhandenen dürftigen Packmaterial meine Mangbettu-Sammlung für die immer noch 25 Tage lange Reise zum Nil transportfähig zu machen. Von dort ging es mit einer wieder um fünfzehn Köpfe angeschwollenen Trägerschar ohne Aufenthalt nach dem vier Tagemärsche entfernten Dungu, wo mir mein alter Bekannter, der Chef de zone Bareau, eine freundliche Aufnahme bereitete.

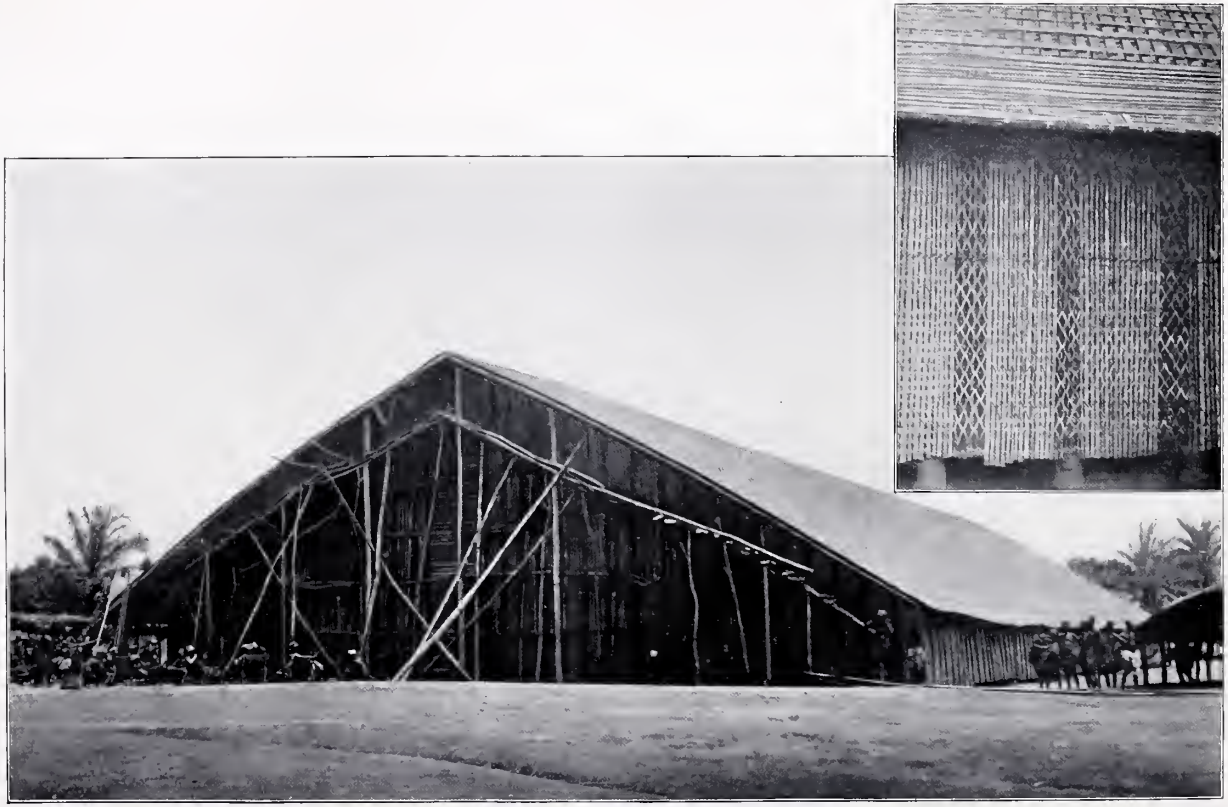
Dungu ist ein sehr großer Posten. Ursprünglich war er, wie alle Stationen des Uelle-Distrikts sehr eng angelegt worden. Damals war es Gepflogenheit, die Gebäude dicht nebeneinander zu errichten, um durch Graben und Wall Angriffe der Asande leichter abschlagen zu können. Von diesem strategischen Standpunkt aus ist Dungu besonders geschickt gebaut, denn die alte Feste liegt in dem vom Kibali, Uelle und dem Dungufluß gebildeten Knie, ist also von zwei Seiten durch mächtige Wasserläufe geschützt. Jetzt, wo die erbitterten Kämpfe vorüber sind und friedliche Zustände herrschen, beschränkt man sich nicht mehr auf einen so engen Raum, und eine Anzahl Häuser liegen heute mehrere hundert Meter vom eigentlichen Fort entfernt. Als Mittelpunkt der an Elefanten reichsten Zone der nördlichen Kongokolonie ist Dungu ein Hauptanziehungspunkt griechischer und arabischer Händler, die über Chartum oder Entebbe bis hierher vorgedrungen sind und einen schwunghaften Handel mit Elfenbein betreiben. Die Zeiten, wo man für eine Trompete oder eine Husarenjacke von den Asande- und Mangbettu-Häuptlingen einen Elefantenzahn von 30 Kilo und mehr kaufen konnte, sind vorüber, wenn auch noch nicht lange. Heute bildet ein Maultier das begehrteste Tauschobjekt für einen sehr großen oder zwei mittlere Zähne. Dennoch und trotz der verhältnismäßig hohen Abgaben an die Kolonie ist der Handel noch einträglich genug.

Auf einer ausgezeichneten Straße, die besonders durch vorzügliche, den Reiter nicht zum Absteigen nötigende, mit Bohlen gedeckte Brücken bemerkenswert ist, führte mich ein sieben Tage langer Marsch nach Faradje. Man hat hier deshalb so großen Wert auf den Bau der Straßen gelegt, weil auf ihr Ochsenkarren verkehren, welche die für die östlichen Uellepoſten bestimmten Waren befördern. Sie bewähren sich besser als die Automobile. Stattliche Herden mittelgroßer Rinder in Dungu und Abba, dem belgisch-ägyptischen Grenzposten, liefern die Zugochsen.

Die Gegend zwischen Dungu und Faradje ist von Menschen spärlich bevölkert, um so mehr von Großwild mannigfacher Art. Eine lichte,

74. Flechterin. (S. 68.)

75. Okondo und seine Frauen bei der Polonäse. (S. 72.)



76. Okondos Festhalle. (S. 71.)

77. Seitenwand und Dach der Halle. (S. 71.)

aus Terminalien und 3 bis 4 Meter hohem Elefantengras gebildete Baumsteppe (Abb. 80) bedeckt in ungeheurer Ausdehnung das schwachhügelige Gelände. Ihre Flora und Fauna erinnert auffallend an die von mir am oberen Schari beobachtete. Und ähnlich wie sich dort in Französisch-Äquatorialafrika der floristische und faunistische Charakter der Landschaft nach Norden fortschreitend ändert, geschieht es hier im Uelle-Distrikt. Je weiter man nach Osten kommt, um so häufiger werden die im westlichen Uelle nur vereinzelt zu findenden Mimosen; Euphorbien treten allmählich auf und verleihen schließlich jenseits der Wasserscheide zwischen Kongo und Nil der Landschaft ganz das Gepräge der Steppenländer Ostafrikas und des Schari-Tschad-Gebietes.

Diese Teile des Kontinents sind ein Dorado für den Weidmann. Die großen Steppenbewohner, die Kuh-, Leier-, Gras- und Pferdeantilopen, die in der Galeriewaldregion selten oder gar nicht vorkommen, sind im östlichen Teil des Uelle-Distrikts sehr zahlreich. Dazu kommen Elefanten, Büffel, Giraffen, Elenantilopen (Taurotragus derbianus gigas), und als eine zoologische Kuriosität das sogenannte „Weiße" Nashorn (Rhinoceros simus). Nicht die weiße Hautfarbe ist das Merkwürdige an diesem Tiere, denn es unterscheidet sich hierdurch absolut nicht von seinem gemeineren, aus allen zoologischen Gärten her bekannten Vetter. Vielleicht hatten sich die ersten Exemplare des Rhinoceros simus, welche von europäischen Ansiedlern in Südafrika gesehen wurden, in kalkhaltigen Pfützen gebadet und erschienen, von der Sonne grell beleuchtet, weiß. Das, was dieses dem Aussterben nahe Tier leicht von dem gemeinen Rhinoceros bicornis kennzeichnet, ist das sehr viel breitere Maul, dessen Oberlippe sich nicht rüsselartig verlängert. Außerdem übertrifft es seinen Vetter an Größe des Körpers und an Länge der Hörner. Es ist nach dem Elefanten das größte lebende Landsäugetier, und sein vorderes Horn erreicht mehr als 1,50 Meter Länge. Vor einem halben Jahrhundert noch war es in den Burenrepubliken und in der Kapkolonie sehr gemein, aber die holländischen Ansiedler und englischen Sportsleute stellten ihm derartig nach, daß es heute in Südafrika überhaupt nicht mehr gefunden wird. Jetzt lebt es nur noch in der

ehemaligen Lado-Enklave und den angrenzenden Gebietsteilen, und gerade in der Umgebung von Faradje ist es noch häufig. Die vorbildlichen Jagdschutzgesetze der anglo-ägyptischen und belgischen Regierung sichern diesem reckenhaften Überbleibsel aus einer vergangenen Erdepoche ein hoffentlich noch recht langes Dasein. Von Faradje an, einem kleinen unbedeutenden belgischen Posten, wurde die Karawanenstraße oft genug von den Fährten dieses begehrten zoologischen Objektes gekreuzt, aber das weit über mannshohe Elefantengras vereitelte meine Versuche, es vor die Büchse zu bekommen.

Die östlichste belgische Grenzstation des Uelle-Distrikts ist Abba. Sie liegt nur wenige Kilometer westlich der Grenze und spielt als Durchgangsposten eine bedeutende Rolle. Ihre hohe Lage gestattet einen hübschen Ausblick auf die östlich gelegene Hügelkette, die als Wasserscheide zwischen den beiden größten afrikanischen Flußsystemen zugleich die Grenze zwischen dem belgischen und anglo-ägyptischen Territorium darstellt. Bis vor drei Jahren noch gehörte auch das Gebiet östlich dieser Wasserscheide, die sogenannte Lado-Enklave, zum Etat indépendant du Congo. Die anglo-ägyptische Regierung hatte es dem Roi Souverain Leopold II. überlassen als Entschädigung für die erfolgreichen Bemühungen der Truppen des Kongostaates im Kampfe gegen die Mahdisten.

Nach dem Tode Leopolds II., der trotz allem, was man ihm zum Vorwurf macht, ein ausgezeichneter Kolonisator war, mußte Belgien die Enklave zurückgeben und es verlor damit den Zugang zum Weißen Nil. Die Engländer gliederten dieses Gebiet der Mongalla-Provinz des anglo-ägyptischen Sudan an.

Ich hatte bereits längere Zeit vor meinem Eintreffen in Abba durch einen Boten den englischen Inspektor in Yei von meinem Anmarsch unterrichtet und ihn gebeten, mir genügend Träger an die Grenze zu schicken. Die Sudanregierung hat nämlich, um der Verbreitung der in der Enklave grassierenden Schlafkrankheit vorzubeugen, die Grenze für den Trägerverkehr strengstens gesperrt. Aus demselben Grunde wird hier auch der Warentransport mittels Trägern nach

Möglichkeit vermieden. Man bedient sich fast ausschließlich kleiner, in Menge von Chartum importierter Esel. Sie stellen ein sehr wenig ideales Beförderungsmittel dar und sind für besonders umfangreiche Lasten, wie es meine in die zerschnittene Zeltleinwand eingeschlagenen Häute waren, überhaupt nicht verwendbar. Deshalb hing für mich sehr viel davon ab, ob der englische Beamte eine Ausnahme machen und mir anstatt der Esel Menschen schicken würde. Zu meiner großen Freude konnte mir der Postenchef von Aba mitteilen, daß nach ihm zugegangenen Nachrichten mehr als hundert Träger bereits seit einigen Tagen auf mich an der Grenze warteten.

Aber noch eine andere, meinen Ohren weniger angenehme Neuigkeit erfuhr ich hier: die ersten Gerüchte von der Marokkokrise. Mir, der ich im Begriff war, durch englisches Gebiet nach Deutschland zurückzukehren, konnte kaum etwas ungelegener kommen als ein deutsch-englischer Krieg. Und von ihm sprach man in Abba wie von einer sichern Tatsache. Dank des guten nachbarlichen Verhältnisses zwischen den belgischen und englischen Beamten erhalten die Europäer der belgischen Station bei jeder gebotenen Gelegenheit die in Redjaf einlaufenden Reutertelegramme und so hinken sie den Ereignissen in Europa nur um wenige Wochen nach. Ich war bis dahin mit meinen Nachrichten aus der Heimat ganz auf die Postverbindung über Boma, d. h. über die Westküste, angewiesen, und manchmal vergingen drei Monate, bis mich Briefe aus Deutschland erreichten. Daher hatte ich von den weltbewegenden Ereignissen in Agadir nichts geahnt, fürchtete nun aber ihre Folgen und zwar, wie ich zu meiner Schande oder zur Ehre Deutschlands — man mag es nehmen, wie man will — gestehen muß, mehr für mich als für mein Vaterland.

Man hatte mir erzählt, daß der englische Verwalter der Lado-Enklave, der in Yei residierende Inspektor Dove-Bey, ein sehr freundlicher Herr sei, woraus ich den beruhigenden Schluß zog, daß er mich, auch wenn ihm meine militärischen Verhältnisse bekannt sein sollten, doch nicht gleich kriegsgefangen nehmen würde. Mein Wunsch, möglichst schleunigst zu ihm zu kommen und neuere Nachrichten zu erfahren,

war brennend, und ich hielt mich in Abba nur gerade lange genug auf, um die wichtigsten Zollformalitäten zu erledigen und das belgische Geld, das ich mit mir führte, in englisches umzuwechseln. Man kam mir hierbei in der zuvorkommendsten Weise entgegen, wie denn überhaupt während der ganzen Zeit meines Aufenthalts auf belgischem Gebiete sämtliche Beamte in der freundlichsten Weise bemüht gewesen sind, die Schwierigkeiten meiner Reise zu verringern, eine Tatsache, die dankbar hervorzuheben mir ein Bedürfnis ist.

Kaum drei Stunden von Aba entfernt, liegt hoch auf der erwähnten Hügelkette der kleine Posten, der den Verkehr zwischen englischem und belgischem Gebiet überwacht. Er besteht aus mehreren Güterschuppen und Rasthäusern für durchreisende Europäer. Ein halbes Dutzend sudanesische Polizeisoldaten, die sich zu meinem Empfang mit präsentiertem Gewehr in Reih und Glied aufgestellt hatten, halten ihn in Ordnung.

In Gestalt dieser kleinen Truppe traten mir hier zum erstenmal die Organe einer neuen afrikanischen Kolonialregierung entgegen, und dieser erste Eindruck war ein durchaus wohltuender. Diese Polizeisoldaten ließen in bezug auf Haltung, Bewaffnung und Bekleidung nichts zu wünschen übrig. Sie trugen nicht die blaue, sehr bald unansehnlich werdende Bluse der belgischen und französischen Kolonialtruppen, sondern einen erdfarbenen Sweater. Ihre Beine steckten in Schnürschuhen und Khakihosen, die Unterschenkel waren mit blauen Wickelgamaschen umwickelt, und auf dem Kopfe hatten sie große graue Schlapphüte. Ihre Bewaffnung bestand aus einem modernen Mehrladegewehr, dem englischen Lee-Metford, und die Patronen staken in einem über der linken Schulter hängenden Burengürtel. Die Polizeitruppe des Sudans wird aus ehemaligen regulären Soldaten gebildet, und diese rekrutieren sich aus den kriegsgewohnten Stämmen des obern Nils, den Schilluk, Dinka u. a., die auch in unserer ostafrikanischen Schutztruppe eine hervorragende militärische Wertschätzung genießen. Der das Kommando führende Unteroffizier übergab mir die seit fünf Tagen auf mich wartenden Träger. Schnell wurden die Lasten neu verteilt,

78. Okondos Solotanz im Kreise seiner Frauen. (S. 72.)

79. Aus Holz geſchnitzte Mangbettu-Pauke. (S. 73.)

80. Baumſteppe zwiſchen Dungu und Faradje. (S. 77.)

ein frugales Frühstück eingenommen, und wohlgemut trat ich meine jetzt nur noch kleine Reise zum Nil an.

Es ist interessant, daß die nördliche Wasserscheide zweier so mächtiger Stromgebiete wie des Kongo und des Nil von einer ganz unscheinbaren Hügelkette gebildet wird, die man ohne die geringsten Schwierigkeiten überschreitet und die nirgends ihre große geographische Wichtigkeit ahnen läßt. Schon im Jahre 1908, als ich vom Albert-See nach Westen marschierte, suchte ich vergeblich nach einem Höhenzuge, welcher der Bedeutung des Ituri-Aruwimi entspräche. Auch hier näherten wir uns in sanftem, kaum merklichem Abstieg dem Nil.

Am vierten Marschtag kam der erste anglo-ägyptische Posten, Yei, in Sicht. Vor dem Hause des obersten Beamten, des Inspektors der Enklave, wehten auf hohen Masten der Union Jack und der ägyptische Halbmond zum Zeichen der gemeinsamen Regierung nebeneinander. Der Kaimakam Dove-Bey, wie sein offizieller ägyptischer Titel lautet, ein hochgewachsener, glänzend aussehender Engländer empfing mich mit den Worten: „Ich beglückwünsche Sie zu Ihrer weiten Reise; ich habe Sie seit mehreren Wochen erwartet." Unser hoher Gönner in der Zentralregierung des Sudan Exzellenz Baron von Slatin-Pascha in Chartum hatte meinen sowohl wie Herrn von Wieses Anmarsch allen Posten der Bahr-el-Ghazal- und Mongalla-Provinz mit der Weisung mitgeteilt, unsere Reise nach Möglichkeit zu erleichtern.

In Inspektor Dove-Bey lernte ich den Typus der englischen Sudanoffiziere kennen, höchst sympathische Gentlemen, mit denen ich im Laufe meiner weiteren Reise noch viele angenehme Stunden verleben durfte.

Der anglo-ägyptische Sudan hat eine Militärverwaltung. Sämtliche höhere Beamte sind Offiziere der englischen Armee, die unter Beförderung in eine höhere Rangklasse in das gemeinsame anglo-ägyptische Kontingent eintreten und von Ägypten besoldet werden. Nur die niederen Offiziersstellen, vom Hauptmann abwärts, werden mit Ägyptern besetzt, unter den Leutnants findet man sogar Neger. Die Feldärzte sind meistens Syrer, die höheren Ärzte wiederum Engländer.

Das Verhältnis zwischen den englischen und den ägyptischen und syrischen Offizieren nimmt nirgends eine andere Form an als die des Vorgesetzten zum Untergebenen, d. h. ein außerdienstlicher Verkehr besteht nicht. Infolgedessen herrscht unter den ägyptischen Offizieren eine ziemliche Erbitterung gegen die Engländer; aber trotzdem ist deren Position nicht im geringsten gefährdet, denn die Kerntruppen der ägyptischen Armee, die Sudanesenregimenter, stehen auf ihrer Seite. Diese ausgezeichneten Soldaten verachten sogar teilweise ihre weichlichen und wenig kriegstüchtigen ägyptischen Führer.

Die englischen Offiziere im Sudan erhalten nach jedem Dienstjahr sechs Monate Urlaub, der mit der Abfahrt von Kairo beginnt und mit der Rückkehr nach Kairo beendet ist. Diesen Urlaub müssen sie alljährlich antreten, was einen ausgezeichneten Gesundheitszustand unter ihnen zur Folge hat. Alle diese großen Annehmlichkeiten, der jeweilige, verhältnismäßig kurze Aufenthalt in Afrika, die relativ unabhängige Stellung und die viel höhere Besoldung machen die Stellen in der Sudanarmee sehr begehrt, und der in Chartum residierende Höchstkommandierende, Sir Reginald Wingate-Pascha, kann unter den besten Offizieren Englands seine Auswahl treffen.

Dove-Bey, in der englischen Armee Hauptmann, hat hier den Rang und das Gehalt eines Kaimakam, eines ägyptischen Oberstleutnants. Er bewohnte ein sehr stattliches Haus, das er sich, wie jeder vornehme Engländer, mit einem in französischen und belgischen Kolonien nicht zu findenden Komfort eingerichtet hat. Die große offene Halle zwischen den beiden Zimmern seines Hauses war mit arabischen Teppichen und Zeltdecken malerisch und geschmackvoll drapiert. Hier, an einem blumengeschmückten, mit schneeweißem Linnen gedeckten Tisch wurden die Mahlzeiten eingenommen, ja sogar das Porzellan und Silber, in der Steppe ganz unerhörte Luxusartikel, fehlten hier nicht. Und im Einklang damit stand die vorzügliche englisch-afrikanische Küche, deren Genüsse von einem geräuschlos tätigen, in ein weißes arabisches Gewand und Turban gekleideten Darfurneger serviert wurde. Kurz, ich hatte das behagliche Gefühl, der europäischen Zivilisation zurückgegeben zu sein.

Da der nächste Nildampfer erst in ein bis zwei Wochen in Redjaf zu erwarten war, blieb ich drei Tage in Yei. Manch angeregtes Gespräch führte ich in dieser Zeit mit meinem liebenswürdigen Gastfreund über die europäische politische Lage und die englischen und deutschen Verhältnisse. Meine erste Frage nach unserer Begrüßung hatte natürlich dem Kriege gegolten, und zu meiner Beruhigung hatte ich erfahren, daß die Krisis vorüber sei. Mit Interesse hörte ich aus dem Munde dieses Offiziers die mir später in Chartum und Kairo oft wiederholte Ansicht, daß Englands Gegensatz zu Deutschland keine andere Ursache habe als die Furcht vor einem deutschen Angriff. Im übrigen stieß ich bei englischen Offizieren überall auf eine hohe Achtung für deutsches Wesen, die sich bis zu einer, wenn auch nicht sehr offen zur Schau getragenen, in der gemeinsamen Rassenabstammung begründeten inneren Sympathie steigerte.

Schon seit meinem Überschreiten der anglo-ägyptischen Grenze war mir aufgefallen, daß die mit einem lichten Busch bestandenen Bachübergänge auf mehrere hundert Meter Entfernung abgeholzt waren. Meine Vermutung, es handle sich hier um ein Vorbeugungsmittel gegen die Schlafkrankheit, bestätigte sich. Ein schottischer Arzt hatte diese vortreffliche, auch in deutschen Kolonien durchgeführte Maßregel getroffen. Ihm unterstand auch das umfangreiche, mehreren hundert Kranken Raum bietende Lager in Yei. Bei dessen Besuch überzeugte ich mich, daß sich die Kranken hier sehr wohl fühlten und, anders als in französischen und belgischen Schlafkrankenlagern, gar nicht daran dachten fortzulaufen. Gute Behandlung und gute Verpflegung allein bewirkten dieses Wunder.

Dove-Bey überhäufte mich mit Liebenswürdigkeiten. Als er, der selber ein leidenschaftlicher Jäger war, erfuhr, daß ich auf dieser Reise noch keinen Elefanten geschossen hätte, riet er mir, auf meinem Wege nach Redjaf mein Weidmannsheil zu versuchen. Zwischen Loka und Redjaf böte jede Pirsche sicherste Aussicht auf Erfolg. Er gab mir seinen bewährten Leibjäger, den Polizeisoldaten Abderahman, als Führer mit, lieh mir sein einziges Maultier als Ersatz für das, welches

ich nach Dungu zurückschicken mußte, und vertraute mir sogar seine kostbare Doppelbüchse an, ein Selbstspanner-Expreßgewehr Kal. 450, das auf Elefanten wirksamer ist als meine Mauserbüchse 9,3. So war ich auf das denkbar Beste ausgerüstet, und dankbar für die mir erwiesene glänzende Gastfreundschaft nahm ich von Dove-Bey Abschied. Schon auf dem Wege nach dem nur zwei Tagereisen entfernten kleinen Posten Loka fanden wir zahlreiche frische Elefantenfährten, aber das ungeheuer hohe Gras, in welchem ich sogar auf dem Maultier sitzend verschwand, ließ ihre Verfolgung wenig aussichtsvoll erscheinen. Zudem sagte mir mein Führer Abderahman, daß das Gelände hinter Loka günstiger und die Elefanten dort noch häufiger wären.

Loka ist der letzte Posten vor Redjaf auf der Route zum Nil. Er ist klein und hübsch gelegen, hat aber seit Übernahme der Enklave durch die Engländer seine frühere Bedeutung eingebüßt. Heute ist er Sitz eines ägyptischen Mamurs (das niederste Verwaltungsorgan) und Garnison einer kleinen, von einem Ägypter geführten sudanesischen Abteilung. Der landschaftliche Reiz Lokas beruht auf der Nähe mehrerer hochragender Granithügel, die sich meist zusammenhanglos wie gewaltige Monolithe erheben; der Lokaberg (Abb. 81) ist der größte dieser Art.

Je mehr man sich dem Nil nähert, desto hügeliger wird die Landschaft. Auch der Charakter der Flora ändert sich, insofern als neben den bereits erwähnten Kandelabereuphorbien Bambusdickichte immer häufiger werden. Die Elemente dieser Bambuswälder sind etwa zehn Meter lang, erreichen also nicht die stattliche Höhe, die wir während unserer vorigen Expedition im Vulkangebiet nördlich des Kiwu-Sees feststellten. Während der heißen Tageszeit sind diese schattigen Haine beliebte Aufenthaltsorte für die Elefanten (s. die bunte Tafel).

Zwei Tagemärsche, nachdem wir Loka hinter uns gelassen hatten, hörten wir nicht weit von der Karawanenstraße Elefanten trompeten. Obwohl ich aus Erfahrung wußte, daß nur junge, in einer Herde vereinigte Elefanten zu trompeten pflegen, aber niemals alte Bullen, sogenannte Einzelgänger, auf die es weidgerechten Jägern allein ankommt,

Elefantenfamilie im Bambusdickicht bei Lado.
Aquarell von E. M. Heims

beschloß ich doch, der Herde zu folgen, schon um mir endlich wieder einmal die Aufregung des Anblickes dieser Riesen zu verschaffen. Das Gras war auch hier noch sehr hoch, und ich mußte im Sattel bleiben, um wenigstens eine kurze Strecke weit vor uns blicken zu können. Die Elefanten hatten durch das hohe Gras eine zwei bis drei Meter breite Gasse gebahnt, auf der es sich bequem reiten ließ. Der vor mir marschierende Abderahman hielt die Richtung nach den minutenfrischen Fährten. Plötzlich blieb er stehen, lauschte und sagte mir leise, die Elefanten seien dicht in der Nähe. Ich richtete mich noch einmal im Sattel auf, aber nichts war zu sehen. Vor uns, in etwa hundert Meter Entfernung, lag ein Bambusdickicht. In diesem rauschte es.

Im Nu glitt ich vom Maultier, ergriff die schwere Büchse und folgte dem vorsichtig vor mir herpirschenden Sudanesen. Kaum hatten wir das Dickicht betreten, als er mich am Arme packte, auf eine keine fünfzehn Schritt entfernte graue Masse zeigte und unwillig den Kopf schüttelte. Sein geübtes Auge hatte sofort erkannt, daß wir eine Kuh vor uns hatten, während ich mich noch vergeblich bemühte herauszufinden, wo an dieser grauen Fläche vorn und wo hinten sei. Es lag nicht in meinem Sinne, eine Kuh zu schießen. Das wußte mein Führer, und geräuschlos, wie wir gekommen waren, pirschten wir wieder zurück. Wir folgten noch einmal der weiter führenden Elefantenstraße, die sich bald darauf, in andern Bambusdickichten, in einzelne Fährten teilte. Hier war Reiten unmöglich. Es ging bergauf und bergab in einem Busch, der nur eine wenige Meter weite Fernsicht gestattete. An ganz frisch geknickten Bambusstauden und am noch rauchenden Mist merkten wir, daß wir der Herde unmittelbar auf den Fersen sein mußten. Endlich klang das mir nur zu gut bekannte Gurgeln und Gluckſen an mein Ohr, das ein mit Wasser gefüllter Elefantenmagen von sich gibt. Abderahman „verhoffte" einen Augenblick, dann deutete er auf eine vor uns durch das Dickicht schimmernde Lichtung, und in beschleunigtem Schritt eilten wir dort hinauf.

Eine Blöße von vielleicht hundert Metern Länge und fünfzig Metern Breite unterbrach hier den Bambuswald. An ihrem Rande lagen

einige meterhohe Felsblöcke. Auf einen von ihnen sprang ich und hatte nun einen aufregenden Anblick. Vor uns und neben uns, an einem Dutzend Stellen zugleich, rauschte und brach es in dem Bambusdickicht. Ab und zu wurde ein Quadratmeter großer braungrauer Fleck, ein gewaltiges Ohr oder ein Rüssel sichtbar, immer aber nur kurze und dünne Zähne. Wir befanden uns inmitten einer Herde von Elefantenkühen und Kälbern. Die Situation wurde unangenehm, da einige der Tiere direkt in unserer Richtung liefen und uns vielleicht, wenn auch nur aus Versehen, — denn Elefanten in Herden greifen nicht an — auf die Füße treten konnten. Selbst der kaltblütige Abderahman, dessen Schneid und Tapferkeit ich tags darauf bewundern konnte, wurde unruhig und gab mir den Rat zu schießen. Natürlich mußte es blindlings geschehen, denn erstens hatte ich kein genaues Ziel und zweitens wollte ich weder eine Kuh noch ein Kalb, sondern nur einen besonders starken Bullen erlegen.

Ein Höllenspektakel erhob sich, als mein Schuß über die Bergwand rollte. Rings um uns rasselten und krachten die geknickten Bambusstangen unter den Tritten der davonstürmenden Kolosse. Eine alte Elefantenmutter, die keine zehn Meter vor uns ihren breiten Schädel durch das Dickicht steckte, hob auf den Schuß den Rüssel in die Luft, kehrte wie ein Zirkusgaul auf der Hinterhand um und ging im Trott davon. Wir aber, Abderahman und ich, traten enttäuscht, keinen guten Elefanten gesehen zu haben, den weiten Weg ins Lager an.

Um diese Zeit gäbe es hier nur Kühe, Kälber und junge Männchen, die alten Bullen ständen eine Strecke weiter entfernt, sagte mir mein erfahrener Führer. Seine Worte wurden von dem Wärter des Rasthauses, in welchem ich übernachtete, bestätigt und mir gleichzeitig ein fünf Stunden entferntes, abseits von der Karawanenstraße liegendes Dorf genannt, in dessen Nähe sich stets alte Einzelgänger aufhalten sollten.

Am nächsten Morgen brach ich vor Sonnenaufgang dorthin auf, nur von Abderahman und einem Boy begleitet. Meine übrigen Leute wollte ich mit den notwendigsten Lasten nachkommen lassen, wenn sich an dem neuen Platz gute Elefanten vorfänden. Durch eine hübsche

Parklandschaft schlängelte sich der schmale, selten begangene Eingeborenenpfad. Mächtige Schirmakazien standen in großen Abständen in einer mit verhältnismäßig niedrigem Gras bedeckten Steppe. Die Elefantenwechsel wurden seltener, die einzelnen Fährten aber größer, mein Führer schien also die Wahrheit gesagt zu haben. Um die Mittagsstunde waren wir in dem winzigen Dorf, dessen Oberhaupt sofort Leute aussandte, um Elefanten zu bestätigen. So unglaublich es klingt, nach kaum zwei Stunden kehrte einer von ihnen mit der Meldung zurück, zwei starke Elefanten ständen in geringer Entfernung vom Dorfe; zwei starke Elefanten mit Zähnen so dick wie mein Schenkel.

Das war es, wonach ich suchte. Schnell wurden die Beinwickel neu gebunden, die Büchse geschultert und, nur von Abderahman begleitet, folgte ich dem Führer. Schon nach einer halben Stunde standen wir auf dem Fleck, wo der Eingeborene die Elefanten gesehen hatte; aber diese hatten nicht auf uns gewartet. Wie ein Polizeihund untersuchte mein Sudanese das niedergetretene Gras, dann entschied er sich für eine der kreuz und quer verlaufenden Fährten, und vorsichtig pirschend gingen wir bergan. Er hatte sich nicht getäuscht. Nach wenigen Minuten deutete er nach vorn und da sah ich, kaum zwanzig Schritte entfernt, die ungeheure Stirn eines gewaltigen Bullen. Er schien zu schlafen, denn er bewegte nicht einmal die Ohren. Langsam hob ich die schwere Doppelbüchse und hielt auf den Rüsselansatz. Aber das Korn tanzte auf dem großen braunen Fleck, denn mein Herz schlug mir zum Zerspringen, und als es knallte, lag der Elefant nicht, wie er sollte, am Boden, sondern hob den Rüssel, klappte die Ohren von der Dimension einer großen Tischplatte nach vorn, machte wie die Kuh am Tage vorher eine Hakenwendung und trottete von dannen.

Es war der stärkste Elefant, den ich je gesehen, und das Gefühl, ihn verloren zu haben, ein sehr peinliches. Es ist eben ein höchst schwieriges Ding, auf einen Elefanten spitz von vorn zu schießen. Auch S. K. H. der Kronprinz machte diese in seinem Jagdtagebuch sehr hübsch beschriebene Erfahrung.

Zwar folgten wir dem Elefanten noch bis nach Sonnenuntergang, aber ich hatte keine Hoffnung, ihn wiederzusehen, denn ich glaube nicht, daß eine Kugel, die in den mächtigen, verhältnismäßig kleine Elefantengehirn umgebenden Knochenlamellen des Schädels steckt, dem Tier ernstlichen Schaden verursacht. Mein schwarzer Führer war gleichmütiger als ich. „Es war Allahs Wille", sagte er nach Mohammedanerart und „vielleicht gelingt es morgen." Und wieder behielt er recht, wenn es auch leicht hätte anders kommen können.

In der Frühe des nächsten Tages wurden mir zwei andere Elefanten gleichfalls nahe beim Dorfe gemeldet, die nicht kleiner sein sollten als die mir leider entgangenen. Wir fanden bald ihre frischen Fährten und folgten ihnen durch Bambuswälder und offene Steppe. Nach zweistündigem Marsch sahen wir die beiden mächtigen alten Herren, etwa hundert Meter voneinander und ebenso weit von uns entfernt, durch die nur niedriges Gras tragende offene Steppe ziehen. Wer von den beiden die größten Stoßzähne trug, war von hinten nicht zu erkennen, und daß ich sie alle beide erlegen könnte, so gut wie auszuschließen. Deshalb schickte ich Abderahman nach vorn, um auszukundschaften, welcher der beste Bulle sei.

Der Sudanese war noch nicht dreißig Schritt von mir entfernt, als er schon auf den Elefanten zeigte, in dessen Fährten ich pirschte. Kurz entschlossen ging ich aus dem Wechsel nach links heraus, um den Elefanten breit zu haben. Abderahman tat das gleiche. Er trug mein Mausergewehr und meine sämtlichen Patronen. Ich selber hatte die entsicherte schwere Doppelbüchse in der Hand. Es war verabredet, daß ich die beiden Patronen der Elefantenbüchse schnell hintereinander verschießen sollte, dann sollte mir mein Begleiter den Mauser reichen und, während ich hieraus schoß, die Doppelbüchse wieder laden.

Da blieb der Elefant ganz unerwartet stehen, machte eine Wendung nach uns hin, hob sichernd den Rüssel und nahm die Ohren nach vorn. „Jetzt oder nie", dachte ich, ging mit dem Korn langsam am linken säulenförmigen Vorderlauf in die Höhe, und mitten auf der Schulter ließ ich meine beiden Schüsse fast gleichzeitig fahren. Die Minuten,

welche nun folgten, werden wohl ewig in meiner Erinnerung haften. Der Elefant nahm uns, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, im schärfsten Tempo an. Mein Gewehr war leer. Abderahman stand mit allen meinen Patronen dreißig Schritte entfernt zwischen mir und dem anstürmenden Elefanten. Ich wartete nicht, bis der Sudanese mir die Mauserbüchse bringen würde, sondern gab wie ein Hase Fersengeld.

Nie in meinem Leben bin ich so gerannt! Mein Turnlehrer hätte seine helle Freude daran gehabt. Vielleicht dreißig Schritte machte ich vom Elefanten weg, dann schlug ich einen Haken und verbarg mich hinter dem nächsten, kaum mannshohen Strauch, platt auf dem Boden liegend, genau wie es die Neger tun. Aber während ich noch lief, hörte ich ein eigentümliches rasselndes Geräusch bei meinem Verfolger, und blitzartig schoß mir der Gedanke durch das Gehirn, er müsse schwere Lungenschüsse erhalten haben. Gleich darauf knallte es, und wenige Augenblicke später rauschte etwas Großes an mir vorüber.

Totenstille trat ein. Ich erhob mich, stieg auf den kleinen Baum und sah Abderahman noch fast an derselben Stelle stehen, wo ich ihn im kritischen Moment verlassen hatte. Ein wenig beschämt fand ich mich wieder bei ihm ein und vernahm nun den folgenden Hergang:

Abderahman hatte sofort gesehen, daß meine beiden schweren Kugeln den Elefanten tötlich verwundet hatten und ließ sich durch seinen ungestümen Angriff nicht weiter irritieren. Er richtete vielmehr sein Augenmerk auf den zweiten unverwundeten Bullen, der ihn ebenfalls annahm. Diesen ließ er bis auf drei Meter — in dem niedergetretenen Gras war die Entfernung leicht festzustellen — an sich herankommen und schoß ihn dann mit meiner Mauserbüchse auf den Kopf. Das Tier bekam einen solchen Chock, daß es auf der Stelle abbog und davonlief.

Inzwischen war der von mir beschossene Elefant, ohne seinen Angriff zu Ende führen zu können, zusammengebrochen. Ich lud zunächst meine Doppelbüchse, dann näherten wir uns vorsichtig dem lang ausgestreckt liegenden Riesen von hinten, und Abderahman zog ihn am Schwanze. Als er hierauf nicht reagierte, wußten wir, daß das Drama

ein Ende hatte. Ich schüttelte dem nicht sonderlich aufgeregten Sudanesen die Hand. Manchen Fall von Kaltblütigkeit und Furchtlosigkeit hatte ich erlebt, dieser aber grenzte ans Wunderbare und übertraf sie alle. Man muß sich der fanatischen Kämpfe der Mahdisten, seiner Landsleute, gegen die Engländer erinnern, um ihn sich erklären zu können.

Der Elefant (Abb. 83) war ein guter, selbst für diese Gegenden, denn er trug 89 Kilo Elfenbein. Die Kunde von seinem Tode verbreitete sich schnell. Schon nach wenigen Stunden belebte sich die anscheinend so menschenarme Steppe, und Hunderte von Negern schleppten Körbe von Fleisch in ihre zum Teil fernen Dörfer. Nur die Knochen und die Haut wurden den Geiern überlassen.

Drei Tage nach diesem Ereignis machte ich meinen letzten Landmarsch in Afrika. Schon am frühen Morgen grüßte uns, von den Strahlen der aufgehenden Sonne rosig beleuchtet, der Redjafberg, ein einzeln ragender, steiler Granithügel von mehrern hundert Metern Höhe. Hinter ihm, wußte ich, liegt der Nil.

Noch einmal sengte die Sonne auf meinen nur noch durch Heftpflaster zusammengehaltenen Tropenhelm, noch einmal keuchten und ächzten meine Leute unter der Bürde ihrer schweren Lasten. Aber heute beklagten sie sich nicht und machten keine Pausen, wie sonst nach jeder kurzen Strecke Weges. Und ich empfand diesen letzten glühend heißen Marsch wie einen Spaziergang, so wie ich seinerzeit den ersten empfunden hatte. Als wir auf der staubigen Straße den Fuß des Hügels erreichten, lag ein weit ausgedehntes Tal vor uns, und in dessen Mitte glitzerte im Sonnenglast ein breites silbernes Band: der Altvater Nil!

In mir jubelte es, und in einem Augenblick überströmenden Dankgefühls faltete ich die Hände. Meine Kamerun- und Togojungen schrien und tobten. Nun war die ihnen schier endlos dünkende und gründlich verhaßt gewordene Reise, die sie immer ins Blaue hinein und immer weiter weg von ihrer geliebten Heimat geführt hatte, glücklich beendet. Hier wußten sie, würde ein Schiff ankommen, das sie in ihr

81. Der Lokaberg bei Unwetter. (S. 84.)

82. Redjaf am Weißen Nil. (S. 91.)

83. Stolze Beute. (S. 90.)

Heimatland zurückbringen würde. Das war der ideelle Grund ihrer Freude, der materielle war die Aussicht auf einen Ochsen, den ich ihnen für den Tag versprochen hatte, wo wir am Nil angelangt wären.

Der kleine Posten Redjaf (Abb. 82) liegt zwischen dem Berge gleichen Namens und dem Nil. Er besteht aus einem Sudanesendorf, vier oder fünf Regierungsgebäuden und einem halben Dutzend Faktoreien griechischer und indischer Händler. Als Endpunkt des Dampfschiffverkehrs auf dem Weißen Nil hat er für den Elfenbein- und Kautschukhandel nach dem Kongo eine erhebliche Bedeutung.

Mein erster Gang galt dem Mamur, einem syrischen Arzt, um meine seit mehrern Monaten hier lagernde Europapost in Empfang zu nehmen. Gleichzeitig schrieb ich zwei Telegramme, die von Gondokorro, dem zwanzig Kilometer weiter nördlich am Nil gelegenen Endpunkt des Telegraphen, meine glückliche Ankunft am Nil dem bereits in Europa weilenden Herzog und meinen Nächsten melden sollten. Dann ging ich hinab zum Strom. Sinnend schaute ich auf seine schwarzbraunen, rasch dahineilenden Fluten und dachte zurück an meine nun zu einem glücklichen Ende geführte Reise und an ihre Freuden und Leiden. Was überwog? Schon in diesem Augenblick war es mir, als seien alle die großen und kleinen Beschwerden, alle die Mühseligkeiten und Enttäuschungen, die Fieberanfälle und anderen Krankheiten ein Nichts gewesen.

Es vergingen noch zwei Wochen, bis der fahrplanmäßige Dampfer der Sudan Development and Exploration Company kam. Anfangs hatte ich genug zu tun mit dem Auflösen meiner Karawane, Packen, Berichte- und Briefeschreiben. Später wurde ich ungeduldig und oft und öfter stieg ich auf den Berg und sah mit dem Glas nach Norden. Endlich, am 17. September, lag eine schwarze Wolke über dem Papyrusdickicht, das den Nil im Norden umrahmt: der Rauch des Dampfers „Gordon-Pascha". Mit schneckenmäßiger Geschwindigkeit schien er mir nach Süden zu kriechen. Schließlich aber lag er am Ufer. Meine Boys begrüßten ihn mit einem Hipphipp hurrah. Das Gepäck wurde noch an diesem Abend an Bord geschafft, und am andern Morgen dampften wir ab.

Hiermit hatte meine Forschungsreise ihr Ende erreicht. Was nun folgte, war eine Vergnügungstour, wie sie Stangen alljährlich in den Wintermonaten unternimmt. Wissensdurstige verweise ich auf Meyers oder Baedekers Reisehandbuch „Ägypten", worin die Fahrt auf dem Weißen Nil bis nach Gondokorro hinauf beschrieben ist. In Chartum feierten Wiese und ich nach dreizehnmonatiger Trennung ein freudiges Wiedersehen. Unsere Sammlungen übergaben wir dort einem Speditionsgeschäft zur Beförderung nach Europa über Port Sudan, kleideten uns wieder nach europäischem Muster, und ließen gern die freundlichen Einladungen der englischen Offiziere über uns ergehen. Und dann empfing uns das Pharaonenland mit seinen leuchtenden Farben, seinen Wundern aus Stein, dem Zauber orientalischen Lebens und den Annehmlichkeiten seiner großen Hotelpaläste. Dieses alles genossen wir in vollen Zügen und als letztes die größte Freude des Weitgereisten: die des Wiederzuhauseseins!

Neunzehntes bis vierundzwanzigstes Kapitel.

Deutsch-Kongo und Südkamerun.

Von Dr. Arnold Schultze.

Am untern Sfanga.

Neunzehntes Kapitel.

Am Stanleypool und Fahrt nach Molundu.

In den letzten Augusttagen des Jahres 1910 entfaltete unsere Expedition eine fieberhafte Tätigkeit am Ufer des Stanleypool bei Kinshassa. Unter dem spärlichen Schatten der riesigen Affenbrotbäume (Abb. 84), die seit Stanleys Zeiten so manche Expedition nach dem Innern haben aufbrechen sehen, und an der Landestelle der Kongodampfer davor türmte sich ein großer Berg von Lasten, die der Sichtung harrten. In zwei anstrengenden Arbeitstagen war alles Gepäck geordnet und der größere Teil an Bord der „Valérie" geschafft, die das Gros der Expedition den Kongo und Ubangi hinaufbringen sollte. Der kleinere Teil der Lasten war für den Botaniker Dr. Mildbraed und für mich bestimmt, die wir den Auftrag hatten, anfangs auf demselben Wege wie die Hauptexpedition, dann aber in den Sfanga abbiegend den westlichen Teil der großen afrikanischen Hyläa zu erforschen, der im Süden Kameruns zwischen jenem Fluß und der Westküste sich ausdehnt.

Da bis zur Abfahrt des nächsten nach dem Sfanga bestimmten Dampfers noch mindestens zehn Tage verstreichen sollten, so war uns die Möglichkeit zur Erfüllung eines Wunsches gegeben, der uns auf der Fahrt von Matadi beim Anblick der wechselvollen Landschaft gekommen war. Das reizvolle Nebeneinander von damals dürrer

gelber Obstgartensteppe und von dichten und breiten Waldgalerien, die schon seit Thysville in besonderer Breite und Üppigkeit aufgetreten waren, hatte gar zu verlockend für den Zoologen und Botaniker ausgesehen und versprach reiche Ausbeute für die heimischen Museen. Jetzt war eine günstige Gelegenheit gekommen, die sich bietenden Möglichkeiten auszunutzen. Weil wir uns aber bei der Kürze der Zeit von Kinshassa nicht allzuweit entfernen konnten, auch kaum hoffen durften, die genügende Anzahl von Trägern zusammenzubekommen, so lag der Gedanke nahe, eine der Stationen der Kongobahn als Standort für eine solche Sammeltätigkeit zu erwählen.

Durch das liebenswürdige Entgegenkommen zweier belgischer Bahnbeamten, der Herren Goubert und Schubb, wurden wir in der Ausführung unserer Pläne in liberalster Weise unterstützt. Nachdem wir uns am 30. August von der Hauptexpedition, die am folgenden Tage stromaufwärts dampfen sollte, verabschiedet hatten, brachte der Zug uns, unsere Boys und das nötige Lagergerät nach der Station Kimuenza, 20 Kilometer von Kinshassa entfernt, wo uns bereits auf der Fahrt von Thysville die üppigen Waldgalerien aufgefallen waren, die den zum Stanleypool fließenden Lukayafluß stellenweise in einer Breite von mehreren Kilometern einsäumen. Mit mehr Muße als auf der Hinfahrt konnten wir jetzt das reizvolle Panorama auf uns einwirken lassen, das bei jeder Kurve neue, überraschende Ausblicke eröffnete; bereits vom Zug aus suchten wir fast ungeduldig mit dem Glase die Waldstreifen nach für uns neuen Erscheinungen ab, die sich schon bei flüchtigem Hinschauen neben alten Bekannten aus Kamerun, wie dem unvermeidlichen Regenschirmbaum Westafrikas, Musanga Smithii, in großer Mannigfaltigkeit zeigten.

Hier und da hellten das Dunkelgrün der Galeriewälder purpurne Flecken von blühendem Combretum auf und kündeten das Nahen der Regenzeit. Aber auch in der Steppe fing es an, frisch und grün auszuschlagen, und aus dem Blau und Weiß und Gelb blühender Kräuter leuchtete verlockend das warme Pfirsichrot kleiner, zu den Acräen gehörender Schmetterlinge, der ersten Frühlingsboten.

84. Unter den Affenbrotbäumen von Kinshassa. (S. 95.)

85. Unser Zeltlager bei Kimuenza. (S. 97.)

86. Verlassene Missionsstation bei Kimuenza. (S. 99.)

87. Hymenocardiasteppe bei Kimuenza. (S. 102.)

88. Steppe bei Kimuenza mit Amaryllideen nach den ersten Regengüssen. (S. 104.)

Voll froher Hoffnungen luden wir in Kimuenza unser Gepäck vom Wagen und schlugen nicht weit von dem kleinen Wellblechhaus des schwarzen Stationsvorstehers unter den Bäumen der Obstgartensteppe das Lager auf.

Es war ein idyllischer Platz, an dem wir zum erstenmal unsere neuen Expeditionszelte bezogen (Abb. 85); an einem sanft geböschten Hange des Lukayatals rings umgeben von niedrigen knorrigen Steppenbäumen, die, zum Teil im vollen Blütenflor, umschwirrt waren von Hummeln und Käfern und metallisch schimmernden Nektarinien. Nur die ratternden Züge der Kongobahn, deren Lokomotiven durch den ausgiebigen Gebrauch der Dampfpfeife bewiesen, daß sie schwarzer Führung anvertraut waren, unterbrachen die Stille und erinnerten daran, daß wir uns unmittelbar an einer der größten und wichtigsten Lebensadern des schwarzen Erdteils befanden. Doch das erhöhte für uns nur das Reizvolle unseres Lagerlebens.

Jenseits des Gleises, in tief eingeschnittenem Bett, beschattet von seiner dunklen Waldgalerie, fließt der kleine Lukayafluß dahin. Er hat nicht allzuviel Arbeit gehabt, sein stark gewundenes Bett einzuschneiden, denn die Rundhöckerlandschaft, durch die er fließt, baut sich ganz aus mehr oder weniger lehmigem Sand auf, dessen Anwesenheit jeder Aufschluß, wie etwa einer der tief hinabreichenden Bahneinschnitte, deutlich erkennen läßt. Nur an den tiefsten Stellen hat sich dieser Boden unter dem Druck der darüber liegenden Massen zu mehr oder weniger festem Sandstein verdichtet. Vielleicht hat sich hier ehedem ein riesiger Binnensee ausgedehnt, der in dem Maße eingeschrumpft ist, in dem der Kongo, in unablässiger Arbeit das westafrikanische Randgebirge durchsägend, sein Bett tiefer legte; der immer noch stattliche Stanleypool ist der Rest dieses Sees. Zu bedeutender Höhe, 200 Meter und mehr, erheben sich diese Sandberge — der ehemalige Seeboden — über den Spiegel der Lukaya, und von Brazzaville und Leopoldville aus sieht man ihre rötlichen oder schneeweißen Sandrutsche herüberleuchten, die man der unvernünftigen Waldwirtschaft der Eingeborenen zuschreiben darf. Die Vegetationsdecke, und seien es auch nur Steppen-

bäume und -sträucher, schützt, solange sie nicht vernichtet wird, vor allzuschneller Abtragung durch die heftig niederprasselnden Regen der Tropen.

Es spricht für die Fruchtbarkeit des sandigen Bodens, daß sich hier ein so üppiger Waldwuchs entwickeln kann; denn von den Galerien der Flußläufe strahlt die dunkelgrüne Laubmasse oft weit bis an die Hänge hinauf aus, ja überzieht sogar einzelne der Kuppen, die während der Trockenzeit nur ganz geringe Mengen Feuchtigkeit unter der schützenden Laubdecke halten können. Diese Landschaft, die durch die sanft gerundeten Formen ihrer Hügel, durch ihr dunkles Waldkleid so freundlich an die Berge Thüringens erinnert, könnte reiche Baumwollkulturen tragen. Heute aber, wo in der belgischen Kongokolonie das Hauptinteresse den reichen Montangebieten von Kilo und Katanga gilt, findet jener Wirtschaftszweig ebensowenig Beachtung wie die ansehnlichen Bestände an Wurzelkautschuk, die oft in ganzen Rasen die freien Flächen bedecken.

Schon am ersten Tag unserer Ankunft in Kimuenza überschritten wir, wie so oft in den folgenden Wochen, die schwankende Lianenbrücke, die gerade gegenüber von unserm Lager über den gelben Fluten der Lukaya hing, um im Halbdämmer der dichten Waldgalerie auf neue uns unbekannte Erscheinungen zu fahnden. Gerade hier ist das Gebiet, das durch die botanischen Sammlungen der Jesuitenpatres Gillet und Vanderyst zu einer gewissen Berühmtheit gelangt ist. Hier entfaltete der schöne Bombax lucayensis seine prächtigen Blüten, hier fanden sich die eigentümlichen Zwergbambusarten, und wetteiferten graziöse Dracänen an Stattlichkeit der Stämme mit anderen immergrünen Waldbäumen. Ein echt tropisches Gewebe von Schlingpflanzen umwob und verflocht alles, und nur das auffallende Fehlen epiphytischer Orchideen und Farne bewies die Vorherrschaft des trockenen Steppenklimas. Das Merkwürdigste an diesem Walde aber war das nahezu undurchdringliche Unterholz von Ananas, diesem unverwüstlichen Eindringling, der ursprünglich an den Wegen angebaut, von da aus weiter vordringend ein beredter Zeuge der kulturellen Tätigkeit der früheren Missionsstation Kimuenza ist.

Es waren tragische Umstände, welche die fleißigen Jesuitenpatres veranlaßten, Kimuenza, die Stätte langjähriger Tätigkeit, aufzugeben und an anderer Stelle, bei Kisantu, ganz von neuem zu beginnen.

Bereits bei unserer Ankunft meldeten sich Eingeborene, die von uns Medizin gegen die Folgen von Fliegenstichen begehrten. Dies war gewissermaßen die erste Bestätigung des üblen Rufes, den Kimuenza am Stanleypool hat, wo es uns als Mittelpunkt eines Gebietes geschildert wurde, in dem die Schlafkrankheit ganz besonders schlimme Verheerungen angerichtet hat. Wie die Eingeborenen versicherten, sollten damals ganze Dörfer ausgestorben sein; auch die Mission, hieß es, sei derartig in Mitleidenschaft gezogen worden, daß sie es schließlich vorgezogen hätte, Kimuenza zu räumen. Zur Bekräftigung dessen, was wir hier gehört hatten, stellte sich alsbald die verhängnisvolle Glossina palpalis in Person bei uns vor. Die — Gott sei Dank! — wenigen Exemplare des unheimlichen Insekts, die uns jetzt während der Trockenzeit belästigten, verfolgten uns mit einer Beharrlichkeit und Verschlagenheit, wie sie keine andere der beflügelten Blutsaugerinnen an den Tag legt; ja wir waren sogar in unseren, in der Steppe aufgebauten Zelten nicht sicher vor ihren hinterlistigen Überfällen, Beweis genug, daß die Tsetsefliege die sonnige Steppe durchaus nicht fürchtet.

An einem der ersten Tage unseres Lagerlebens an der Lukaya, einem Sonntag, stattete ich unter Führung des schwarzen Stationsvorstehers der verlassenen Stätte der Mission einen Besuch ab. Durch wechselndes Gelände, offene Obstgartensteppe und immergrüne Galerien, führte mich ein halbstündiger Marsch nach jenem Platz, der durch seine grausigen Erinnerungen ein eigentümlich beklemmendes Gefühl beim Besucher wachrufen muß (Abb. 86). Die umfangreichen Backsteinbauten sind zum Teil noch wohl erhalten, und schnurgerade Mango-, Dracänen- und Ölpalmenalleen weisen neben fremdländischen, üppig emporschießenden Kulturgewächsen auf die ehemalige Pflanzertätigkeit der Jesuitenpatres hin. Aber die Friedhofsstille der im Verfall begriffenen Anlagen in dem sonnenverbrannten Steppengras redet eine deutliche Sprache und erzählt von den Verheerungen der unheimlichen Seuche, der man bisher

immer noch machtlos gegenübersteht. Neben der Station ein ganzes Dorf, gleichfalls vollkommen verlassen. Drei, vier Leute waren hier täglich gestorben, bis man sich endlich entschloß, aus dieser Stätte des Todes zu fliehen. Der verwahrloste Friedhof der Patres vervollständigt das trostlose Bild; ein gußeisernes Kreuz und mehrere hölzerne, meist umgefallen, sind von dürrem Gras und halbverbrannten Schlingpflanzen überwuchert. Das den Friedhof umgebende Gehölz scheint die Brutstätte der todbringenden Fliegen zu sein, die sofort durch aufdringliche Verfolgung zeigen, daß sie immer noch auf dem Posten sind. Hier fehlt merkwürdigerweise jede Spur von Wasser — die Mission war gezwungen, das Wasser von weither holen zu lassen —, und das spricht dafür, daß die Glossinen nicht an baumbestandene Fluß- oder Bachläufe gebunden sind, während es auffallend ist, daß sie hier bei Kimuenza Bodenstrecken mit losem Sand vor allen anderen Plätzen bevorzugen.

Ein stumpfsinnig dreinschauender Schwarzer bewacht mit seiner Familie von einer tagsüber sorgfältig geschlossenen Hütte aus diese Kulturreste. Ob auch er infiziert ist, habe ich nicht feststellen können. Im allgemeinen wird dieser Platz von den Eingeborenen gemieden.

Es muß ein unheimliches Gefühl für die Missionare gewesen sein, zu sehen, wie einer nach dem andern von Weißen und Schwarzen wegstarb, an einer Seuche, über deren Natur man sich damals noch nicht klar war und die inzwischen große, weite Gebiete Afrikas vollkommen entvölkert hat.

Nur die rigorosesten, die Freizügigkeit der Eingeborenen unterbindenden Maßregeln vermöchten — nach dem heutigen Stand der Wissenschaft — dieser furchtbaren Geißel Einhalt zu tun. Denn ein einziger infizierter Mann genügt, eine ganze bisher gesunde Gegend zu verseuchen, da die Glossinen überall vorkommen.

Bei diesem denkwürdigen Ausflug hatte mich Mildbraed nicht begleiten können. Er klagte über heftige Schmerzen in den Gliedern, die ihn nahezu bewegungsunfähig machten. Als keine Besserung eintrat, mußte er sich schweren Herzens entschließen, das Hospital in

Leopoldville aufzusuchen, und bekümmert sah ich dem Zug nach, der meinen Gefährten am folgenden Tag, es war der 6. September, in Richtung auf die belgische Kongometropole davonführte.

Ich war nun allein mit meinen Boys in unserem großen Zeltlager und suchte meiner trüben Gedanken durch eine verdoppelte Sammeltätigkeit Herr zu werden. So gut es ging, setzte ich Mildbraeds jäh unterbrochene Arbeiten fort.

Wenn schon die Anfänge unserer Sammlungen zu den schönsten Hoffnungen berechtigt und vor allem auf zoologischem Gebiet große Überraschungen gebracht hatten, reiche Schätze an Objekten, die bis dahin zu den größten Seltenheiten gehörten, so hielt das andauernde Ausbleiben der langersehnten Gewitterregen die Entwicklung jener Überfülle hintan, wie sie für die Tropen an günstig gelegenen Plätzen charakteristisch ist. Es war viel zu trocken in Wald und Steppe, und trotzdem das Himmelsblau eigentlich dauernd von dunklen Wolken verhüllt war, hatten erst wenige Regentropfen die ausgedörrte Erde erreicht. Einzig die genügsamen Steppenbäume und -sträucher ließen sich durch die Dürre in ihrer Entwicklung nicht zurückhalten und trieben unverdrossen aus angekohlten Zweigen frisches Grün, das eigentümlich mit dem fahlen Graugelb des verbrannten Steppengrases kontrastierte. Meine Stimmung wurde eine noch weniger gehobene, als von Mildbraed die Mitteilung eintraf, daß es sich bei seiner Erkrankung um Gelenkrheumatismus handle. So konnten unsere Reisepläne möglicherweise Änderungen erfahren, deren Art und Umfang noch gar nicht zu übersehen war. Ein Glück im Unglück war es nur, daß dies Mißgeschick Mildbraed gleich im Anfang der Expedition und an einem Platz heimsuchte, wo er in seiner schmerzhaften Krankheit die beste Pflege haben konnte und wo ihm der tüchtigste Tropenarzt der belgischen Kolonie in der Person des Dr. Broden von Leopoldville zur Seite stand.

Die Versuche, in erreichbarer Nähe unseres Lagers mit meinen ethnographischen Studien und Sammlungen den Anfang zu machen, endeten mit einem Resultat, das zwar sehr betrübend war, über das ich aber nach

den Beobachtungen der ersten Tage kaum sonderlich überrascht sein durfte. Es ist ja ohne weiteres klar, daß durch den Zustrom von Arbeitern für die Bauten an der Bahn von Matadi nach dem Stanleypool Vertreter der mannigfachsten Volksstämme am unteren Kongo in buntem Durcheinander vereinigt werden mußten. Begreiflich ist es auch, daß in diesem Durcheinander viel, ja vielleicht das meiste der völkischen Eigentümlichkeiten verloren gehen mußte. Dennoch suchte ich mit einiger Erwartung das erste in der Nähe gelegene Eingeborenendorf auf, das ich kurz zuvor von einem Hügel oberhalb des Lagers, inmitten einer frisch ausgeschlagenen Waldlichtung, bemerkt hatte. Zwar hatte der Anblick der aus Kistenbrettern hergestellten Türen an den sonst typischen Eingeborenenhäusern meine Erwartungen schon sehr herabgeschraubt. Als ich aber in einem der Häuser eine friedliche Singernähmaschine surren hörte, stellte ich meine ethnographischen Studien in Kimuenza endgültig ein; auf diesem Gebiet war hier nichts mehr zu erhoffen!

Gegen die Mitte des Septembers kam die regnerische Tendenz der Luft siegreich zum Durchbruch. Schon am 13. war aus der blaugrauen Wolkendecke, die den Himmel restlos bezog, lautes Donnern vernehmbar, ohne daß merkwürdigerweise von den vorausgehenden Blitzen irgend etwas zu sehen war. Auch das Gewitter, das am folgenden Tag zum Ausbruch kam, führte sich mit ähnlichen Erscheinungen ein, und nur die elektrischen Entladungen, die zwei heftigen Donnerschlägen vorausgingen, waren dem Auge wahrnehmbar. Der erste Gewitterregen, der nun fiel, war noch schwach und drang nur unmerklich in den durchglühten Boden der Steppe ein. Nachdem so der Bann gebrochen war, folgten sich die Gewitter in immer kürzeren Abständen und mit zunehmender Heftigkeit und immer größeren Niederschlägen. Mit jedem Regenfall erschienen zwischen dem vorjährigen Grase neue bisher nicht gesehene Blüten, nahm das Leben der Insekten in Wald und Steppe sichtbar zu.

Noch aber hatte das lichte Frühlingsgrün der Hymenocardien (Abb. 87), der Strychnosbäume und der Anonen manchen Strauß zu bestehen mit den Steppenbränden, die noch immer unter den verdorrten

Grasreſten aufräumten, praſſelnd über die dürren Lehnen wanderten, den Rauch oft bis zu den unteren Wolkenſchichten hinaufſendend, und die Grasbrände weit über die durſtige Steppe trugen. Dieſe leichten Aſchenreſte ſchwängern die Luft derart mit Rauch, daß ſogar die Bildung von Regen verhindert wird, wie ich mehr als einmal beobachten konnte. Sie legen auch in den Wald allmählich Breſche und arbeiten der Ausbreitung der anſpruchsloſen Steppenformation immer weiter vor. Ihre Urſache iſt darin zu ſuchen, daß die trägen Eingeborenen das Feuer anlegen, entweder um bei Neuanlagen von Farmen den niedergeſchlagenen Wald auf bequeme Weiſe zu beſeitigen oder um dem ſpärlichen Wild die letzten Unterſchlupfsmöglichkeiten zu nehmen, eine ſchlimme Art der Raubwirtſchaft, die große Werte unwiederbringlich vernichtet.

Der ſchwarze Anwohner des Stanleypools iſt in dieſer Hinſicht allerdings nicht ſchlimmer als alle andern Neger, verkörpert aber, abgeſehen von der Indolenz ſeiner Raſſe, wie alle afrikaniſchen Miſchvölker einen recht wenig ſympathiſchen Typ des Bantu. Unglücklicherweiſe war gerade er das nächſterreichbare Verſuchsobjekt für die in Europa geborene und in Leopoldville gepflegte neue philanthropiſche Richtung, die als Reaktion auf die viel erörterten „Kongogreuel" nach der entgegengeſetzten Seite ausartete. Der Schwarze hat dieſen Umſchwung mit dem ihm eigenen Sinn für das Reale überraſchend ſchnell begriffen und — bei der dem Neger angeborenen Neigung, Güte für Schwäche anzuſehen — nichts Eiligeres zu tun, als auf das recht weitgehende Entgegenkommen mit Unverſchämtheit und Aufgeblaſenheit zu antworten. Es fällt das aus dem Grunde ganz beſonders auf, weil man als Vergleich ſtändig die Verhältniſſe im benachbarten franzöſiſchen Brazzaville vor Augen hat, wo in dieſer Beziehung ein ganz anderer Wind weht.

Gegen Ende des Monats waren die Regenfälle bereits ſo ſtark, daß ſogar die Lukaya ſichtbar ſtieg und der Boden dauernd feucht blieb. Wenn auch die an trockneren Tagen immer noch auftretenden Steppenbrände hie und da die Landſchaft in Qualm hüllten, ſo fand das gierige Element doch an der friſchen Pflanzendecke keine Möglichkeit

mehr, sich ungezügelt wie bisher auszudehnen. Neben prächtig blauen Gladiolen und zierlichen Erdorchideen, die tagsüber das Auge erfreuten, öffneten jetzt allabendlich große Amaryllideen zu kurzem Dasein ihre schneeweißen, purpurn gestreiften, von Nachtfaltern umschwärmten Kelche, die vom Abend bis zur Morgendämmerung den Boden der Steppe schmückten und unvergleichlichen Wohlgeruch ausströmten (Abb. 88).

Leider hatte das Nahen der Regenzeit aber auch eine andere weniger angenehme Erscheinung im Gefolge: eine Mückenplage, wie ich sie in Afrika vordem nie erlebt. Auch als ich mich vor Jahren zu topographischen Arbeiten im sumpfigen Ufergebiet des Tschadsees aufhielt, waren mir derartige Mückenschwärme nicht vorgekommen, wie sie allabendlich mit großer Findigkeit durch die kleinsten Öffnungen in das schwüle Innere des geschlossenen Zeltes eindrangen und jede Arbeit zur Qual machten. Da stehende Gewässer in der Umgebung Kimuenzas fehlen, so ist das Überhandnehmen dieser blutgierigen Plagegeister zur Regenzeit nur durch die große Menge von Ananasstauden im Unterholz zu erklären; denn die am Grunde ihrer Blätter angesammelten Wassermengen müssen als geradezu ideale Tummelplätze für die Mückenbrut bezeichnet werden. Daß auch die Glossinen in immer größeren Mengen auftraten, braucht eigentlich kaum erwähnt zu werden.

Die rasche Entwicklung, welche die Flora mit der zunehmenden Häufigkeit der Regen nahm, versprach auch für Mildbraed, den ich inzwischen in Leopoldville besucht hatte, eine vollgültige Entschädigung für die Zeit, da er zur Untätigkeit verdammt war. Zwar hatte mein Gefährte nicht über Langeweile zu klagen, da ihn ein in belgischen Diensten stehender dänischer Offizier, der Kommandant Willemoes d'Obry, der offizielle Geograph der Kongokolonie, reichlich mit Lektüre versah und ihm viele anregende Besuchsstunden widmete. Aber besonders in den Tropen ist es für den Naturforscher schmerzlich, gerade dann ans Bett gefesselt zu sein, wenn draußen alles zu neuem Leben erwacht; und so sehnte auch Mildbraed mit Ungeduld den Tag seiner Entlassung aus dem Hospital herbei.

89. Landſchaft im Sſanga-Delta. (S. 115.)

90. Dampfer „Commandant Lamy“ vor Weſſo. (S. 121.)

91. Überſchwemmtes Dorf am Djah. (S. 122.)

92. Dorf Weſſo am Sſanga. (S. 122.)

93. Zuſammenfluß von Sſanga und Djah. (S. 122.)

94. Station Molundu bei Niedrigwaſſer. (S. 126.)

Ich konnte Mildbraed nicht so oft besuchen, wie ich gewünscht hätte, denn die Fahrt von Kimuenza nach Leopoldville erforderte infolge der ungünstigen Zugverbindung trotz der kurzen Entfernung mit der Rückreise mehr als einen Tag Zeit und gehörte auch sonst mitnichten zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Da die Eisenbahngesellschaft z. B. die einfache Fahrt Kimuenza-Kinshassa in der für Europäer bestimmten Fahrklasse mit 58 Franken berechnet und die andern Fahrpreise dementsprechend sind, so fahren eigentlich nur die Beamten und Offiziere in der ersten Klasse. Der übrige Europäer zieht es vor, sich bescheiden mit Eingeborenen aller Kulturabstufungen in die schmutzigen Bänke der offenen Wagen zu teilen, in denen der unparteiische Rauch der Lokomotive sehr bald alle trennenden Unterschiede der Hautfarbe beseitigt und in denen man Gelegenheit hat, seiner Nase etwaige Empfindlichkeit gegen afrikanische Gerüche abzugewöhnen.

Ein weiter Spaziergang, der mich auf den höchsten Rücken der Umgebung führte, von dem ich einen herrlichen Fernblick über sonnige Weiten hatte bis nach Leopoldville und Brazzaville hin, ja fast über den ganzen Stanleypool, brachte mich darauf, meine nächste Reise zu Mildbraed zu Fuß zurückzulegen. Die Ausführung dieses Gedankens habe ich nicht zu bereuen brauchen; denn auf meiner Wanderung, zu der ich der Bequemlichkeit halber den Bahnkörper benutzte, sah ich erst, wie viel doch dem Auge auf schneller Bahnfahrt verloren geht.

Der Marsch über die Bahnschwellen war indes weit anstrengender, als ich gedacht hatte, besonders vor Dolo, wo die Sandhügel zu einer weiten Ebene mit unbedeutenden Dünenketten abgetragen worden sind, und der Flugsand fast bis an den oberen Rand der Schienen reicht. Die schneeweißen Sandflächen mit ihrer kurzen Grasnarbe täuschen hier eine Landschaft vor, die lebhaft an die Dünenküste der Nordsee und ihrer Inseln erinnert; es fehlt, um diesen Eindruck zu vervollständigen, nur das Heidekraut. Meine Fußwanderung fand wie bei meinem ersten Aufenthalt in Leopoldville ihren Abschluß in der Avenue Souverain, die zu dem Hospitalhügel führt. Als ich hier in der brennenden Sonne hinaufstieg, spürte ich denn doch meine Beine.

und da mein Bedarf für diesen Tag gedeckt war, zog ich es vor, die Rückreise mit der Bahn anzutreten.

Am 8. Oktober traf endlich Mildbraed wieder im Lager ein, und wir konnten nun die wenigen Tage, die bis zur Abfahrt unseres Dampfers übrigblieben, gemeinsam durch die Landschaft streifen. Hier lernte ich denn auch Mildbraeds Art zu sammeln kennen, das Botanisieren mit Glas und Büchse. War irgendwo in der Höhe der höchsten Baumkronen ein mitnehmenswerter Ast mit Blüten oder Früchten entdeckt, der nicht etwa durch Schlingpflanzen mit dem übrigen Laubdach des Waldes zusammenhing, so wurde er mit Explosivmunition heruntergeschossen. Das war aber bei der geringen Breite des aufs Korn genommenen Objekts und dem unbequemen Anschlag durchaus nicht einfach, und es kostete oft viele Patronen, bis der begehrte Ast aus schwindelnder Höhe zum Boden herunterkam. So war für die mitgebrachte Sammlung von etwa 200 Baumarten, die nur auf solche Weise zu beschaffen waren, ein Aufwand von mehr als 4000 Patronen notwendig. Unendlich viel schwieriger gestaltete sich aber der Fall, wenn es sich darum handelte, einer der oft prächtig blühenden Lianen beizukommen. Dann mußte neben dem Gewehr auch noch die Axt und die Geschicklichkeit gut kletternder Eingeborener zu Hilfe genommen werden. Überhaupt macht sich der Laie daheim beim Anblick der fertigen Sammlungen nur in den seltensten Fällen eine richtige Vorstellung von den Mühen und Anstrengungen, die der Sammler oft auf sich nehmen muß, nur um einen einzigen, dem Nichtfachmann vielleicht unscheinbar vorkommenden Gegenstand zu erlangen.

Der Morgen des 17. Oktober sah uns beim Abbruch unseres Lagers, und unsere Kameruner Boys waren in der größten Aufregung ob der bevorstehenden Abreise; denn sie schienen im Glauben zu sein, daß wir nun nichts Angelegentlicheres zu tun hätten, als nach ihrem „Country" zu reisen. Wenn man nicht aufpaßte, schleppten sie einem alles unter den Fingern fort, um es in den bereitstehenden Eisenbahnwagen zu packen.

Es war bereits Abend, als wir in Kinshassa im „Hotel

Kosmopolite" unsere Glieder zur Ruhe legten, nicht ohne vorher festgestellt zu haben, daß auch hier die Moskitos sich der anbrechenden Regenzeit freuten und sich bemühten, dem Menschen das Leben nach Kräften sauer zu machen. Die folgenden Tage brachten viel Arbeit und waren mit Vorbereitungen für unsere bevorstehende Dampferfahrt ausgefüllt, bei denen uns der gerade anwesende Herr Roell, von der deutschen Kongofirma Walther Karl, nach besten Kräften unterstützte.

Ein Gewitter, das sich in der Nacht vom 19. auf den 20. Oktober über Kinshassa entlud, zeigte bereits vollkommen den Charakter des afrikanischen Tornados mit all seiner elementaren Gewalt. Die Wucht des Sturmes war so groß, daß die großen Früchte der Adansonien von den sparrigen Ästen gerissen wurden und durch ihren Fall auf die Wellblechdächer der Häuser eine wahre Kanonade verursachten, die den Höllenlärm der entfesselten Elemente noch verstärkte.

Der folgende Tag brachte statt der erhofften Abkühlung ungewöhnliche Schwüle, die sich mir besonders fühlbar machte, da ich nicht gut aufzuschiebende Besorgungen in der französischen Hauptstadt Brazzaville zu erledigen hatte, vor allem auch dem Generalgouverneur Merlin, der in den nächsten Tagen die Heimreise antreten sollte, meine Aufwartung machen wollte.

Am Stanleypool, dem Brennpunkt des ganzen Kongobeckens, hat alles einen Zug ins Große, so daß ich mich über den Fahrpreis von 20 Franken für die kurze Überfahrt von Kinshassa nach Brazzaville nicht wundern durfte. Dagegen schien mir zu der heutigen Bedeutung der französischen Hauptstadt ihre weitläufige Anlage noch nicht im richtigen Verhältnis zu stehen. Die Entfernungen in Brazzaville sind derartige, daß ich, um die wenigen Geschäfte abzuwickeln, drei Stunden auf den Beinen sein mußte, immer auf den neuangelegten sonnigen Straßen, ein fragwürdiger Genuß, zumal ich mich, meiner Mission entsprechend, in den nicht mehr gewohnten, eng geschlossenen weißen Anzug und einen gestärkten Kragen gezwängt hatte, dessen Widerstandskraft allerdings bei 30 Grad Celsius bald besiegt war. Zum Glück hatte ich Gelegenheit, meinen äußeren Menschen in einer englischen

Faktorei aufzufrischen, so daß ich mit gutem Gewissen der Einladung des Generalgouverneurs zu einem offiziellen Frühstück folgen konnte, bei dem ich die liebenswürdigen, geselligen Talente der Beamtenschaft von Brazzaville und ihrer Damen kennen lernte.

Wer das rasche Wachstum neuangelegter afrikanischer Tropenstädte miterlebt hat, der findet es schließlich ganz selbstverständlich, daß die europäische Kultur mit all der verfeinerten Eleganz des Gesellschaftslebens seit langem dort eine Pflegestätte hat, wo Stanley vor 35 Jahren noch das Dorf des Kannibalenhäuptlings Mankoneh vorfand. Immerhin machte ich mir klar, daß der Palast des Gouverneurs von Brazzaville der Platz sein würde, an dem ich für lange Zeit von dem meisten Abschied zu nehmen hatte, was europäischen Zuschnitt trug.

Am nächsten Morgen brachten wir in aller Frühe unsere Expeditionslasten nach Brazzaville, aber die Befolgung der lästigen, für den Durchgangsverkehr auf dem Sanga geltenden Zollbestimmungen, von denen wir trotz aller seitens der französischen Beamten erwiesenen Liebenswürdigkeit nicht befreit werden konnten, hielt uns noch den ganzen Tag in Atem. Spät abends erst war die letzte Last an Bord des „Commandant Lamy", eines Heckraddampfers von 150 Tonnen Ladefähigkeit, und wir hatten alles Anrecht auf eine wohlverdiente Nachtruhe.

Unsere Hoffnungen auf erquickenden Schlaf wurden leider schmählich enttäuscht, da die erste Nacht an Bord zu einer echt afrikanischen wurde. Unsere Kabinen waren sogenannte moskitosichere, d. h. solche, bei denen Fenster und Türen einen Bezug von Drahtgaze haben. Hierdurch ließen wir uns verleiten, unsere Moskitonetze in dem durch die Zollbehörden plombierten Gepäck zu verstauen, eine Vertrauensseligkeit, die wir schwer zu büßen hatten. Denn die Fenster ließen sich trotz aller Anstrengungen nicht schließen, und durch eine nur fingerbreite Lücke strömten die Mücken des Stanleypool herein und vollführten einen wahren Hexensabbat in den schwülen Kammern, so daß wir kein Auge zutun konnten und jämmerlich zerstochen wurden.

Zum Glück verwirklichten sich die Befürchtungen nicht, die wir

an unsere erste Nacht an Bord geknüpft hatten, und der „Commandant Lamy" erwies sich als ein Dampfer, der im allgemeinen mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet war und auf dem es sich ganz gut leben ließ. Der anfangs etwas verschlossene Kapitän, ein breitschultriger Bretone, taute später auf und war ein liebenswürdiger Gesellschafter.

Als unser Dampfer früh am Morgen des 23. Oktober die Trossen loswarf, waren fast alle Kabinen besetzt. Unter den Passagieren, meist Angestellten der französischen Konzessionsgesellschaften, befand sich auch der aus Mülhausen stammende Hauptmann Schmoll, der neue Leiter des französischen Postens N'goila, und sein Leutnant. Beide hatten bereits viele Jahre in den Tropen gelebt, der Hauptmann zuletzt in Tonkin und Annam. Dann machte, ebenfalls dienstlich, Herr Audrain, der oberste Beamte des Zollwesens in der französischen Kolonie, die Reise mit; er wurde von seiner Gattin begleitet. Das Ehepaar wußte sehr interessant von Neukaledonien zu plaudern, wo es jahrelang gelebt und die ungesunden Verhältnisse einer Deportationskolonie kennen gelernt hatte. Dem Einfluß von Herrn Audrain hatten wir es zu danken, daß später bei der Landung in Wesso — im Gegensatz zu Brazzaville — die Handhabung der Zollbestimmungen uns gegenüber etwas gemildert wurde, ein Umstand, den wir dankbaren Herzens zu würdigen wußten.

Der Beginn der Fahrt gab eine sehr gute Vorstellung von dem gewaltigen Umfang des Stanleypool. Erst gegen Mittag hatten wir diese seeartige Erweiterung des Kongo und ihre waldbedeckten Inseln im Rücken, während der Charakter der Ufer zunächst derselbe blieb. Diese sind mit zum Teil steilabfallenden, etwa 150 Meter hohen Bergen aus Sandstein oder vorherrschend sandigem Boden eingefaßt, deren Steilhänge sich scharf durch die braunrote oder schneeweiße Färbung abheben und durch ihr Aussehen Francis Pocock, Stanleys treuen Begleiter auf dessen erster Kongofahrt, zu einem Vergleich mit den Kreidefelsen der englischen Küste veranlaßten. Zahlreiche frische Einstürze am Ufer beweisen, daß das Material nicht sehr fester Natur sein kann.

Der sogenannte „Chenal" des Kongo, in den wir nun kamen,

die Strecke, auf welcher die gewaltigen dunkelbraunen Waſſermaſſen in ein ſchmales, aber deſto tieferes Bett zuſammengepreßt werden, ehe ſie ſich vor den letzten Fällen noch einmal zum Stanleypool erweitern, führt die ganze Großartigkeit des Rieſenſtroms vor Augen, weil ſeine Dimenſionen noch — überſehbar ſind. Die Fahrt bleibt vorläufig aber auch aus dem Grunde ſehr reizvoll, weil die ſtändig wechſelnde Uferſzenerie in Bergen und Hügeln einen wirkungsvollen Hintergrund hat. Üppige Galerien von wechſelnder Breite und oft imponierender Höhe löſen auf dieſer Strecke die dürre Steppe ab, oder es kommt auch vor, daß das eine Ufer — vorwiegend das belgiſche — nur mit Obſtgartenſteppe beſtanden iſt, während das gegenüberliegende dichter Urwald bedeckt. Stellenweiſe bringen die graugrünen Fächerkronen ſtarrer, oft in dichten Hainen beiſammenſtehender Boraſſuspalmen oder im Fluß treibende Inſeln von gelbblühendem Ambatſch etwas Neues, Fremdartiges in die Landſchaft.

Der Dampfer nimmt unverdroſſen ſeinen Weg ſtromauf, vom Sonnenaufgang bis zum Abend, und hält nur an den Holzplätzen oder dort, wo die einbrechende Dunkelheit allabendlich die Weiterfahrt unmöglich macht. Meiſt wird dann verſucht, ein Dorf oder ſonſt eine geeignete Stelle für die Landung zu erreichen. Dann muß außer dem Maſchinenperſonal das ganze ſchwarze Volk das Schiff verlaſſen, um nicht der Verſuchung zu nächtlichen Diebſtählen ausgeſetzt zu ſein, wie ſie ſonſt an der Tagesordnung ſein würden. Vor allem die Ehrlichkeit der Bangalas ſteht, trotz äußerlich zur Schau getragener Frömmigkeit, ſehr niedrig im Kurs, ſo berechtigt auch deren guter Ruf als unentbehrliche Flußlotſen und Schiffsleute ſein mag. Nur beſondere Fälle können ein Abweichen von der Fahrteinteilung veranlaſſen, die durch die jeweilige Nähe der erreichbaren Halteplätze oder die Lage der Holzſtationen gegeben iſt.

Zwei ſolcher Fahrtunterbrechungen lernten wir am dritten Tag unſerer Fahrt kennen. Wir hatten in der Frühe gerade den oberen der beiden ſtählernen Turmmaſten paſſiert, an denen der Draht der Telegraphenleitung nach Coquilhatville die impoſante Mündung des

Kassai (Kwah) überspannt, als der Dampfruderapparat den Gehorsam verweigerte und uns zwang, vor Berghe-Ste. Marie festzumachen. Dieser unfreiwillige Aufenthalt gab wenigstens Gelegenheit, in Ruhe eines der landschaftlich schönsten Bilder am Kongo zu mustern.

Der Kassai ist einer von den wenigen Nebenflüssen des großen afrikanischen Stromes, der durch seine deutlich ausgeprägte Mündung überhaupt in Erscheinung tritt. Man könnte die Mündung des Kassai vielleicht mit jener der Mosel bei Koblenz vergleichen, mit dem Unterschiede nur, daß jener natürlich viel gewaltiger ist als selbst der Rhein. Da der Fluß an seiner Mündung zu beiden Seiten von Hügeln eingeengt ist, so folgt daraus ohne weiteres, daß er bei den ungeheuren zu Tal geführten Wassermengen von Kassai und Sankuru von sehr bedeutender Tiefe sein muß. Auf dem linken Ufer der Mündung liegt das wichtige Kwamouth, auf dem rechten die belgische Missionsstation Berghe-Ste. Marie, die in einer heute durch die Schlafkrankheit entvölkerten Umgebung ganz ihre frühere Bedeutung verloren hat, aber auf allen Karten fettgedruckt ist, als ob es sich um eine große Stadt handelte. Man trifft es überhaupt oft, daß Orte, die in der Entdeckungsgeschichte Afrikas irgendeine Rolle gespielt haben, auf den Karten durch den Druck ausgezeichnet werden, auch wenn sie vielleicht gar nicht mehr existieren.

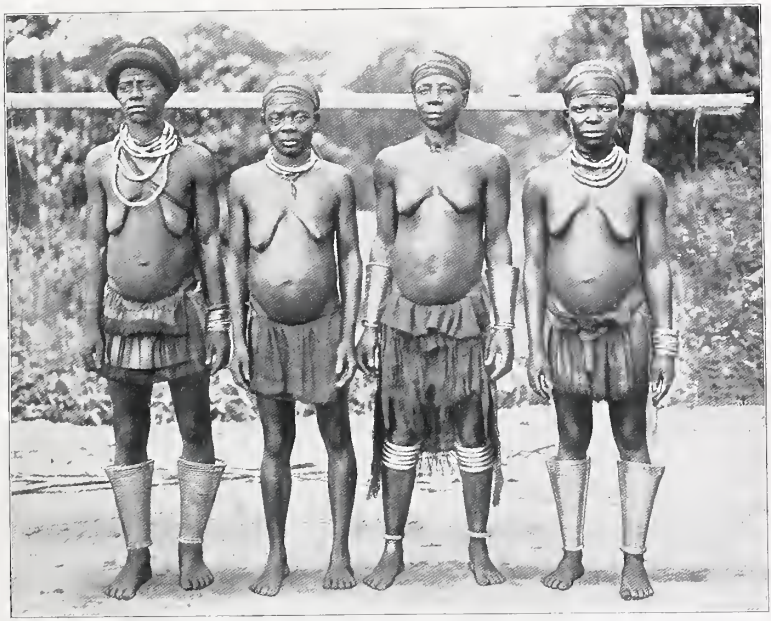
Unsere „Panne" war nicht von langer Dauer, da der Kapitän, wie fast alle Führer der Kongodampfer Ingenieur von Fach, den kleinen Schaden in kurzer Zeit wieder ausgebessert hatte. Kurz nach Mittag erlebten wir aber noch ein anderes Intermezzo. Ein gewaltiges Unwetter zog mit großer Geschwindigkeit von Süden herauf und zwang uns, an der nächsten günstigen Stelle dicht ans Ufer zu gehen, dort festzumachen und den Sturm abzuwarten. Diese Vorsichtsmaßregel hatte ihren guten Grund; die Dampfer liegen nicht sehr tief im Wasser und sind so bei starkem, seitlichem Winddruck in hohem Grade der Gefahr zu kentern ausgesetzt. Das rechtzeitige Achten auf solche Tornados, die im Handumdrehen losbrechen können, ist eine der wichtigsten Obliegenheiten der Navigation auf dem Kongo.

Es waren uns bisher nur wenige andere Fahrzeuge begegnet, darunter einer der ganz großen Kongodampfer, die nicht für den Passagierverkehr eingerichtet sind und lediglich dem Transport des Baumaterials für die neuen Schienenwege am oberen Kongo dienen. Einstweilen war die Aufmerksamkeit immer noch durch die Nähe der wechselvollen Uferbilder in Anspruch genommen, und erst oberhalb M'ponya, das wir in der Frühe des nächsten Tages passierten, waren wir aus dem „Chenal" des Kongo und damit seinem landschaftlich schönsten Teil heraus.

Jetzt dehnte sich der Spiegel des Flusses bis zu einer Breite von etwa 5 Kilometern aus, und schon vor Bolobo, der großen belgischen Station, bei der unsere Leute sich mit Lebensmitteln für den kommenden Teil der Reise versorgten, kamen wir in das Inselabyrinth des Kongo, das jede Schätzung der Breite unmöglich machte. Unwillkürlich drängt sich beim Anblick des Kongo, wie er jetzt fast unverändert in seinem ganzen Mittellauf erscheint, der Vergleich mit dem Spreewald auf, einem Spreewald in riesige Dimensionen übertragen. Denkt man sich das Kanalnetz dort unendlich mannigfaltiger, verworrener und ausgedehnter, einen Teil der Wasserarme um ein Vielfaches verbreitert, alle aber erheblich tiefer; denkt man sich an Stelle der erlenbestandenen Inseln solche mit nicht allzu hohem, aber fremdartig anmutendem Sumpfwald, so bekommt man eine ungefähre Vorstellung von dieser Strecke des Kongo. Flüsse, die hier münden, verlieren sich vollständig in dem Gewirre von Kanälen und sind nur für den kundigen Flußlotsen sofort kenntlich. Auch die Alimamündung, die wir um den Mittag des 27. Oktober passierten, schien für uns nichts anderes zu sein als einer der vielen tiefen, stillen Kanäle, wie sie rechts und links die von uns benutzte Wasserstraße mit dem übrigen Labyrinth verbanden und das sattgrüne Sumpfland regellos durchschnitten.

Ganz eigenartig und echt tropisch ist die Vegetation, die einen großen Teil der Inseln mit einem fast undurchdringlichen Dickicht überzieht. Zwar könnten die graugrünen Büsche von Parinarium und die einförmigen Alchorneen mit ihrem langweiligen pappelartigen

95. Mi-Sfangaweiber im Kanu. (S. 129.)



96. Mi-Sfangaweiber mit Beinfpiralen. (S. 119.)

97. Überſchwemmungswald bei Weſſo. (S. 122.)

Laube heimische Sträucher vortäuschen. Aber die dunkeln Kopalbäume oder die zähen Rotanglianen, die mit ihren Angelpeitschen und den graziösen Wedeln alles durchweben, die lang über den Boden dahinkriechen oder bis in die höchsten Baumkronen hinauf klettern, würden diese Illusionen bald wieder zerstören. Oft flicht sich der Rotang zu reinen Beständen zusammen, in denen nichts anderes hochkommt und in deren Einerlei nur die großen Fruchttrauben der Palme weithin leuchtende rotgelbe Farbenflecke bilden.

Wie im Spreewald, so sieht man aber auch in diesem Inselladyrinth freie, weite, grüne Flächen, die freilich oft genug an ihren Rändern nur noch aus einem trügerischen, schwimmenden Krautgeflecht bestehen, das durch die Wellen des vorüberfahrenden Dampfers in schwingende Bewegung gerät. Solchen Stellen entstammen die schwimmenden Ambatsch- und Papyrusinseln, die man zusammen mit den hellgrünen, Salatköpfen gleichenden Rosetten der Pistia stratiotes im ganzen unteren Kongo treibend antrifft.

Alle diese Gebiete zeigten jetzt fast gar kein Tierleben, sollen aber, wie man uns sagte, in der Trockenzeit sehr wildreich sein. In einem kleinen Dorfe unterhalb Mokutimpoko, wo wir am 27. Oktober abends anlegten, sahen wir einen ganzen Hügel von Elefantenschädeln aufgetürmt, eine stumme Anklage gegen den Vernichtungskampf, dem die armen Dickhäuter von seiten des Menschen ausgesetzt sind.

Viel mehr als bei irgendeinem anderen Flusse Afrikas wird bei der Fahrt auf dem Kongo die Aufmerksamkeit des Reisenden auf die Färbung des Wassers hingelenkt. Die eigentümlich braune Farbe des Kongo, die selbst an der Mündung des Riesenstroms noch hunderte von Kilometern weit im Meere wahrnehmbar bleibt, ist auf pflanzliche Zersetzungsprodukte der Urwälder zurückzuführen, in denen das vielverzweigte Flußnetz des Kongobeckens seinen Ursprung nimmt; auch in den Bächen unserer heimischen Moore findet sich diese braune Farbe. Zwar kommt es vor, daß durch Zuflüsse mit erdigen Bestandteilen das Wasser auf weite Strecken hin trübe wird und dann wie mehr oder weniger dunkler Milchkaffee aussieht, bald aber haben die wie

Filter wirkenden Rotanginseln oder steiniger Untergrund die erdigen Bestandteile gefällt, so daß das Wasser wieder vollkommen klar dahinfließt, einer ganz dunkeln Teeabkochung vergleichbar, über geringen Tiefen schön rotbraun, über größeren Tiefen dunkelbraun, fast schwarz; der Schaum, den die Schaufelräder des Dampfers aufwerfen, erscheint topasgelb.

Ganz ähnlich wie bei den dunkelgefärbten Wässern der südamerikanischen Hyläa scheinen auch im Kongobecken die Fluß- und Bachläufe mit Teefarbe der Moskitobrut wenig zuzusagen, so daß wir seit Brazzaville kein einziges Mal mehr an den nächtlichen Halteplätzen über Stechmücken zu klagen hatten, obschon sich die Franzosen in Bonga in anderem Sinne äußerten. Auf das Wohlbefinden der schlimmen Glossina allerdings macht die Beschaffenheit der Flußläufe nicht den mindesten Eindruck, sie ist unverwüstlich und findet sich überall wieder. Nachdem wir bei dem großen Platz Kunda oberhalb der Alimamündung drei unserer Passagiere gelandet hatten, gelangten wir, ohne daß es uns zum Bewußtsein kam, in das gemeinsame Mündungsdelta des Likuala-Mossaka, des Sanga und des grünen Likuala („Likouala-aux-Herbes") und damit in das Gebiet, das inzwischen für Deutschland so aktuell geworden ist. Am folgenden Morgen hielten wir vor dem großen Ort Bonga, wo einige der französischen Passagiere der lange gezähmten Jagdlust freien Lauf lassen konnten. Bei ihrer Pirsch auf Nashornvögel und Strandläufer ließen sie die köstlichen Schilderungen ihres Landsmannes Daudet glaubhaft erscheinen.

Bald darauf bog der „Commandant Lamy" bei strömendem Regen in einen der Flußarme ein, die periodisch wechselnd, eine ganz verschiedene Stromrichtung zeigen, je nachdem der Likuala-Mossaka oder der Sanga Hochwasser hat. Das Landschaftsbild behielt seinen bisherigen Charakter, wurde aber von Stunde zu Stunde schöner und kam in der wechselnden Beleuchtung, die die hochaufgetürmten Wolkenballen zurückstrahlten, wundervoll zur Geltung.

Wir hatten uns kaum darauf gefaßt gemacht, an diesem Tag noch derartige Überraschungen zu erleben, wie sie jetzt die durch-

fahrenen Landschaften am Sanga boten. Zunächst erschien gegen Mittag mit dem vorübergehenden Auftreten festeren Bodens zum erstenmal seit langem wieder das, was man als urwaldartige Formation bezeichnen konnte, wenn auch der große und verwirrende Artenreichtum der tropischen Hyläa durchaus fehlte. Die häufigste der großen Baumarten schien die bisher schon oft angetroffene Copaifera, der Kopalbaum, zu sein. Dann kamen wieder Rotangdickichte von einer fabelhaften Üppigkeit, abwechselnd mit weiten sattgrünen Grasinseln. Das allerwunderbarste aber war für uns das massenhafte Auftreten der Borassuspalme, dieses trockene Standorte liebenden Steppenbaumes par excellence. Hier tritt er mitten in den Urwaldparzellen auf oder verleiht, in ganzen Gruppen auf den feuchten Wiesen stehend, der Landschaft einen außergewöhnlichen Reiz. Man muß so vollkommen in den hergebrachten Vorstellungen über die Existenzbedingungen dieser Fächerpalmen befangen gewesen sein, wie Mildbraed und ich, um das Erstaunen zu begreifen, das ihr Vorkommen an so ungewohnten Orten und dazu noch in solcher Üppigkeit wachruft.

Die Grasfluren dieser Parklandschaft müssen zur Trockenzeit ein ideales Gebiet für den Weidmann sein; jetzt zeigte sich nur ein vereinzelter Büffel, der auf etwa 400 Schritt zum Dampfer herüberäugte und dann in schwerfälligem Galopp durch das hohe Gras flüchtig abging.

Wenn sich bei einer Flußfahrt die Szenerien an einem Tag wiederholen, so wirkt das leicht ermüdend. Für diese Strecke des Sanga aber traf das gewiß nicht zu, und mit stummem Entzücken schauten Mildbraed und ich auf das unvergleichliche Bild. Gegen Abend waren die weiten Uferflächen mit ihrem fortwährendem Wechsel der Kulissen so einzigartig, so schön, daß es sich kaum beschreiben läßt. Schwerlich dürfte es im tropischen Flachland Afrikas landschaftlich etwas schöneres geben! Auf dem linken Ufer des vom „Commandant Lamy" durchfahrenen Sanga-Armes in einer Breite von etwa 15 Kilometer, auf dem rechten in einer Breite von ungefähr 8 bis 10 Kilometer, zog sich dieser herrliche Naturpark hin, der größte und großartigste, den ich je gesehen (Abb. 89). Man denke sich den Englischen Garten in

München ins Kolossale vergrößert, die einzelnen Wiesenflächen dort auf 3 bis 4 Kilometer verbreitert und mit viel höherem Graswuchs, statt der Isararme mit ihrem blaugrauen Wasser ansehnliche und tiefe Flußarme von der dunkeln Teefärbung der Kongofluten und an Stelle der Busch- und Baumpartien kleinere Flächen eines unberührten schweigenden dunkeln Urwaldes, an dessen Rand sich die etwa 20 Meter hohen weißgrauen Spindelstämme der Borassuspalmen wie Zwerge ausnehmen. So zeigte sich uns die Inselwelt des unteren Sanga, eines Nebenflusses des Kongo, der nicht einmal zu den größten zählt. Wenn man sich das vergegenwärtigt, bekommt man eine ungefähre Vorstellung von den Dimensionen des zweitgrößten Flußgebietes der Erde.

Als die anbrechende Dämmerung an diesem Tag Halt gebot, war am Ufer weit und breit kein trockenes Plätzchen für die schwarzen Passagiere zu finden, und so mußten sie denn eine Nacht an Bord belassen werden. Auch am nächsten Morgen blieben die Ufer zunächst wie bisher; dann aber traten die freien Kampinen zurück und machten stattlichem Wald mit riesigen Klainedoxastämmen Platz. Soweit die dichte grüne Wand einen Einblick in das Innere des Waldes gestattete, konnten wir erkennen, daß die Stämme selbst weitab vom Ufer im Wasser standen. Fast überall streckten sich die Äste der Uapaca oder der Trichilia retusa, deren merkwürdige Blätter aussehen, als ob sie an der Spitze abgeschnitten seien; sie bildeten weit über den Wasserspiegel förmliche Lauben, die oft genug von Landolphia-Lianen übersponnen wurden. Tierleben zeigte sich fast gar nicht; nur Zikaden, die ihr schrilles Gezirp bis zum Dampfer herüber hören ließen, und einige bunte Falter, die die blühenden Schlingpflanzen umgaukelten, schienen sich in dem Überschwemmungswalde wohl zu fühlen. Viel mehr bot dem Auge die Ufervegetation selbst mit ihrem Blütenschmuck und den mannigfachen Formen des Laubes.

Unentwegt stand Mildbraed mit seinem scharfen Glas an der Reling und musterte sehnsüchtig die oft zum Greifen nahe Uferflora des durchschnittlich — über die freie Wasserfläche gemessen — nur noch 200—250 Meter breiten, aber sehr tiefen Flusses. In einer

98. Papilio antimachus an der Tränke, $^1/_2$ nat. Gr. (S. 123.)

99. Papilio antimachus an der Tränke, ½ nat. Gr. (S. 123.)

Flußbiegung kam der Dampfer plötzlich des Botanikers geheimsten Wünschen zuvor. Das Steuerruder versagte, wie schon einmal an der Kassaimündung, und unter Krachen und Gepolter und dem Geschrei der Schwarzen fuhr der „Commandant Lamy" in die pufferartig wirkende Ufervegetation hinein. Während alles rannte, rettete und flüchtete, hatten Mildbraed und seine botanisch bereits gut dressierten Boys die Situation erfaßt und rissen von den blütenbedeckten Ästen, die einen Teil unseres Brennholzes von Deck fegten und das Eisengestänge der Reling verbogen, herunter, was sie erreichen konnten. Schmunzelnd legte Mildbraed vier ihm unbekannte Pflanzen in die Presse. Die Situation hätte übrigens doch recht unangenehm werden können, wenn der unfreiwillig angesteuerte Punkt statt aus weichem Sumpfwalduser aus Fels bestanden hätte.

Eine etwas höher gelegene Stelle, die wir am Nachmittag sichteten, trug größere Bestände der Ölpalme, die nun immer seltener wurde, bis sie beim Eintritt in die eigentliche Hyläa — von wenigen, in der Nähe der Dörfer angepflanzten Exemplaren abgesehen — vollkommen verschwand.

In den wenigen Tagen unserer Dampferfahrt war es uns so recht zum Bewußtsein gekommen, wie schnell sich mit dem Vordringen nach Norden die Zonen folgen, die von den jeweils vorhergehenden durch jahreszeitlich andere Verteilung der Niederschläge ausgezeichnet sind. Als wir vom Stanleypool aufgebrochen waren, hatten dort gerade die ersten schweren Tornados getobt, die die Regenzeit in den Tropen einzuleiten pflegen. Jetzt waren wir schon mitten in dem Gürtel, der seine regenreichste Jahreszeit hatte, und wenige Tagereisen nur trennten uns von der Zone, in der sich die Anzeichen der kommenden Trockenzeit bemerkbar machen mußten.

Es war sehr schwül und warm jetzt, und am letzten Tag auf der südlichen Halbkugel lief der Dampfer von einem Gewitter in das andere hinein und einer drohenden schwarzgrauen Wolkenmasse entgegen, die ununterbrochen den ganzen nördlichen Horizont einnahm. Nachdem es die Nacht über ohne Pausen in Strömen geregnet hatte, passierten

wir in der Frühe des 30. Oktober an einer kleinen Wiesenfläche, auf der die letzten Borassuspalmen standen, den Äquator und waren damit zugleich im reinen Urwaldgebiet.

Am Nachmittag brach endlich die Sonne durch die Wolken, machte dafür aber ihr langes Feiern durch eine unerträgliche schwüle Hitze wett. In der klaren Luft kam jetzt der Urwald in seiner ganzen überwältigenden Formenfülle und Mächtigkeit zur Geltung. Bis zu 50 Meter und mehr Höhe erhoben sich die Urwaldbäume bei dem kleinen Holzplatz, an dem wir unsere Vorräte an Brennstoff auffrischten. Auch hier stand der Wald auf mindestens fußhoch überschwemmtem Gelände, und der wenige Geviertmeter große Raum, den die Hütten der beiden eingeborenen Holzfäller einnahm, lag nur um wenige Finger Breite über dem Spiegel des Sanga, der, wie deutliche Spuren erkennen ließen, kurz zuvor sogar diese kleine Zufluchtstätte unter Wasser gesetzt hatte. Unsere Versuche, hier mit Hilfe eines Kanus bis zu einer geeigneten Sammelstelle vorzudringen, gaben wir schnell auf, als ein Blick durch das lichte Unterholz uns darüber belehrte, daß der ganze Wald, soweit das Auge reichte, unter Wasser stand. Mögen diese Überschwemmungen auch nur während einer gewissen Zeit des Jahres auftreten und größere Strecken überhaupt ganz verschonen, so sind sie doch ein ernstliches Verkehrshindernis für Fußgänger und weisen die Eingeborenen fast ganz auf den Flußverkehr hin.

Immer häufiger bekamen wir jetzt die Anwohner des Flusses, die kannibalischen Mi-Sanga, zu Gesicht. Während in der freien Parklandschaft, wo an geeigneten Plätzen kein Mangel ist, die Dörfer der Eingeborenen versteckt liegen und daher wenig in Erscheinung treten, sind sie hier, wo die Auswahl an günstig gelegenen Baustellen keine große ist, auf schmale Streifen längs des Ufers beschränkt, die dem Urwald abgewonnen wurden und nach dem Wasser zu von dem senkrecht abgespülten Bord des Flusses begrenzt werden. Das Erscheinen eines Dampfers scheint für diese Naturkinder trotz des nun schon Jahre bestehenden europäischen Verkehrs immer noch ein Ereignis zu sein, denn alt und jung bildet gaffend und mit offenen Mäulern Spalier,

die Weiber in dem blinkenden Schmuck gewichtiger eiserner oder messingner Beinspiralen und mit turbanartigen unter Kopftüchern verborgenen Frisuren (Abb. 96, 107), die Männer schnurrig anzusehen durch die Zöpfchen, zu denen die Haare der Schläfen und oft auch die des Kinnbartes ausgeflochten sind.

Auch die Tierwelt trägt jetzt mehr als bisher zur Belebung der Landschaft bei. Kleine Gesellschaften von Affen, drei oder vier verschiedenen Arten angehörend, spielen in den Kronen der herrlichen großen Uferbäume und suchen sich bei Annäherung des Dampfers durch tollkühne Sprünge auf die Äste der nächsten Urwaldriesen oder in das dichte Unterholz in Sicherheit zu bringen. Krokodile — in allerdings sehr bescheidenen Abmessungen — sonnen sich auf toten Baumstämmen im Wasser, ein schneeweißer Silberreiher starrt unbeweglich von einem dürren Ast in die trübe Flut, mit geräuschvollem Flügelschlag kreuzt ein schwarzer Nashornvogel die Bahn des Dampfers, Schwärme von Graupapageien lassen hoch in der Luft ihr behagliches Schwatzen und Pfeifen vernehmen, oder in dem freien Raum zwischen den Uferbäumen schwebt im Glanze seiner himmelblauen Schwingen ein großer Falter, der stattliche Papilio zalmoxis (Abb. 122), über dem Spiegel des Flusses.

Solch freundliche Bilder zeigte die Natur jetzt aber nur während der wenigen Regenpausen. Die erste Nacht auf der nördlichen Halbkugel war nichts weniger als angenehm. Alle Verhältnisse trugen dazu bei, den Feuchtigkeitsgehalt der Luft auf das denkbar höchste Maß zu steigern. Bei absoluter Windstille war der Himmel vollkommen bedeckt und sandte zeitweilig Regen in senkrecht fallenden Tropfen hernieder. Und dazu dies ungeheure Überschwemmungsgebiet ringsum! Denn zweifellos standen weite Flächen des Urwaldbodens bis an den Likuala-Mossaka unter Wasser, und ähnlich lagen die Verhältnisse auf dem linken Sfangaufer. So war denn die ganze Atmosphäre mit Feuchtigkeit geschwängert. Alle Gegenstände fühlten sich feucht an, und obschon es nicht übermäßig warm war, bedeckte sich der Körper, unfähig auszudunsten, mit kleinen Schweißperlen. Ein

gefährliches Wetter! Nichts, was einmal feucht geworden ist, wird unter solchen Verhältnissen trocken, und wir hatten große Mühe, unsere Sammlungen vor dem Verschimmeln zu bewahren.

Bei dem Holzplatz Likunda, den der Dampfer am letzten Oktobertag anlief, war ein längerer Aufenthalt geplant, weil sich am Kessel irgendein Schaden gezeigt hatte. Hier hatte ich ein kleines Abenteuer, das unter Umständen für mich recht unangenehm hätte werden können.

Da die Sonne schließlich zum Durchbruch kam, ging ich mit einem meiner Kamerunboys, dem seine Wohlbeleibtheit später den Namen „Matabum" (soviel wie „Dickwanst") eintrug, an Land. Wir verfolgten einen gewundenen Weg im dichten Sekundärwald. Auf dem Rückweg ging ich etwas vom Pfade ab, als plötzlich der Boden unter meinen Füßen schwand und ich in die Tiefe stürzte. Ich hörte, wie der Junge erschreckt „Massa, Massa" rief und fand mich zu meiner großen Bestürzung in einer von den Mi-Ssanga geschickt angelegten Fallgrube. Zunächst sah ich gar keine Möglichkeit wieder herauszukommen, da die über drei Meter tiefe Grube sich birnförmig nach unten erweiterte und meine Versuche, an den Wänden emporzuklimmen, sofort die Erde zum Nachstürzen brachte. Aber schnell hatte sich mein Begleiter auf die Erde geworfen und mir mit Hilfe eines langen Stockes herausgeholfen, wobei ihm indessen vor Entsetzen die Tränen über seine dicken Backen liefen. Ein unbehagliches Gefühl beschlich mich bei dem Gedanken, was passiert wäre, wenn ich den Spaziergang allein gemacht hätte, und ich pries im Innern meine Gepflogenheit, im afrikanischen Busch niemals ohne Begleitung auszugehen.

Am Nachmittag des ersten November erreichten wir den großen Ort Likilemba, wie auf der Karte steht, oder Ikerimba, wie es die Mi-Ssanga nennen, auf einer flachen Aufschüttung von rötlich sandigem Lehm gelegen, die in acht Meter hoher, ziemlich steiler Böschung zum Hochwasserspiegel des Flusses abfällt. Hier war die bei weitem höchste Bodenerhebung, die wir bis jetzt am Ssanga angetroffen hatten. Die Anwesenheit zweier Franzosen, die, im weißen Anzug schon von weitem sichtbar, zur Begrüßung des Dampfers am Ufer standen, wiesen auf

100. Niederlassung der Pygmäen am Djah. (S. 126.)

101. Heraufziehender Tornado. (S. 141.)

die Bedeutung des Ortes hin, der durch seine günstige Lage eines der wichtigsten und größten Mi-Ssanga-Dörfer ist.

Ringsum war auf weite Entfernung und anscheinend schon seit längerer Zeit der Urwald Kulturen gewichen und stellenweise durch ein dichtes, fast kellerdunkles Palisota-Unterholz ersetzt worden, durch das die schmalen Farmwege der Mi-Ssanga führten und — deren stille Gräberstraßen. Die Pietät den Toten gegenüber ist ein sympathisch berührender Zug der Mi-Ssanga, den sie mit vielen andern kannibalischen Völkern gemeinsam haben, wie denn überhaupt die Menschenfresserei gerade bei solchen Stämmen gefunden wird, die sich einer verhältnismäßig hohen Kultur erfreuen. Ein Spaziergang, den ich mit Mildbraed durch den Waldfriedhof von Likilemba machte, zeigte uns sorgfältig angelegte flache Grabhügel in runden Nischen, die aus dem krautigen Unterholz herausgeschlagen waren. Auf den Gräbern waren Gegenstände aufgebaut, an denen das Herz der Toten im Leben gehangen hatte, zierliche Erzeugnisse des heimischen Handwerks, wie kunstvoll geflochtene Körbchen, aber auch solche europäischen Ursprungs wie Petroleumlampen, leere Konservenbüchsen u. a. Die Grabhügel der Frauen waren mit dem abgerollten, gewichtigen Beinschmuck der Verstorbenen geschmückt, der ganz so aussah wie die Spiralen von Sprungfedermatratzen und höchst grotesk wirkte. Viel Arbeit war auf die Anlage der Häuptlingsgräber verwandt, die ein großer, mehrere Meter hoher Hügel bedeckte. An verschiedenen Stellen waren, ganz wie auf europäischen Friedhöfen, Ruhebänke für die Besucher der Gräber angebracht, eine Einrichtung, die wir später bei andern Völkern wieder antrafen.

In Likilemba war es, wo wir zum erstenmal auf unserer Reise Einzelheiten über das interessanteste Wild der Urwälder am Ssanga hörten. Die Europäer des Postens zeigten uns die Photographie eines wenige Tage zuvor ganz in der Nähe erlegten Gorillas, gegen den die daneben stehenden großen Mi-Ssanga-Leute wie Zwerge aussahen.

Am 2. November trafen wir bei hellem Sonnenschein in Wesso ein, dem großen französischen Zollposten an der Mündung des Djah (N'goko) und dem Bestimmungsorte unseres Dampfers (Abb. 90). Der

Liebenswürdigkeit unseres Kapitäns hatten wir es zu danken, daß wir bis zur Abfahrt des andern Fahrzeugs, das uns nach Molundu bringen sollte, noch an Bord bleiben durften. Und das war viel wert für uns, denn die Unterkunftsverhältnisse an Land waren alles andere eher als glänzend, da die der Wichtigkeit des Platzes entsprechenden Neubauten noch im Entstehen begriffen waren.

Wesso (Abb. 92) ist seiner günstigen Lage nach zum wichtigen Platz geschaffen; am Zusammenfluß zweier großer schiffbarer Flüsse (Abb. 93), liegt es im Gegensatz zu seiner Umgebung erheblich über dem Hochwasserspiegel der Regenzeit und hat auch in nächster Umgebung fruchtbares Farmgelände, von dem es nicht, wie meist bei den Plätzen am Sanga und Djah, durch Sumpfgebiete abgeschnitten ist (Abb. 91). Diese hochgelegene Fläche, eine flache, senkrecht zum Flusse verlaufende Bodenschwelle, ist bereits vollkommen unter Kultur genommen und wird von gut gehaltenen Wegen durchzogen, die anfangs unter kühlen, schattigen Bambusalleen dahinführen, dann durch langweiligen Sekundärwald und ausgedehnte Pisang- und Maniokpflanzungen unter einzelnen Baumriesen, den letzten Zeugen ehemaliger Urwaldpracht. Hier herrscht überall rege Betriebsamkeit; grobknochige, von Öl triefende Mi-Sanga-Weiber, klappernd in ihren Arm- und Beinspiralen, schleppen resigniert auf dem Rücken die schwere Last, große Kiepen, weit über den Rand beladen mit Mehlbananen oder den übelduftenden Maniokwürsten. Sobald man sich aber den Grenzen des Kulturlandes nähert, lernt man wieder das Übel kennen, das die wirtschaftliche Förderung dieses Urwaldgebietes so ungemein erschwert, die trostlose Unwegsamkeit der tief gelegenen Sumpfstrecken, bei denen der eben noch so bequeme Pfad kläglich im schwarzen Morast endet. Gegenüber von Wesso, auf dem linken Sanga-Ufer, und diesseits dicht oberhalb und unterhalb des Ortes dehnt sich wieder der unwirtliche Überschwemmungswald, zur Regenzeit nur im Kanu zu passieren, oder bestenfalls durch gewagte Kletterkunststücke auf gestürzten Baumstämmen und durch geschickte Sprünge von einer über das Wasser ragenden Baumwurzel zur andern (Abb. 97).

An einer solchen Stelle und zwar am Rande einer Lagune, dicht beim Dorfe, war es, wo ich am Tag St. Huberti ein zwar von den herkömmlichen afrikanischen Beutetieren abweichendes, darum aber nicht weniger edles Stück Wild zur Strecke brachte, den größten aller afrikanischen Schmetterlinge, den riesigen Papilio antimachus. Wir hatten diesen Fürsten unter den Tagfaltern bereits unterhalb Likilemba vom Dampfer aus beobachtet, als das mit seinen Schwingen fast einen Fuß klafternde Tier einem Vogel gleich über den Hütten des Dorfes Bussinde schwebte. Hier an der Lagune hatte ich das kaum erhoffte Glück, den begehrenswerten Falter mit dem Netze zu decken, als er sich keck unter die an der Tränke stehenden Ziegen mischte, um seinen Durst im feuchten Uferschlick zu stillen. Der begeisterte Zoologe wird das Hochgefühl verstehen, das ich hatte, als ich den riesigen Urwaldfalter aus dem Netz nahm, dessen erstes bekanntes Exemplar hundert Jahre lang als das einzige seiner Art die größte Kostbarkeit einer englischen Sammlung blieb, bis Anfang der sechziger Jahre das zweite Stück nach Europa kam. Ich hatte dann das Glück, diese Art an derselben Stelle noch mehrfach zu beobachten, ja sogar in Freiheit zu photographieren und damit eine Natururkunde zu erhalten, die ganz einzig in ihrer Art dasteht (Abb. 98, 99).

Inzwischen war, von der französischen Station N'goila am Djah kommend, der flachgehende Schraubendampfer „de Brazza" eingetroffen, auf dem wir unsere Fahrt bis Molundu fortsetzen sollten. Die stolze Bezeichnung „Vapeur à deux hélices" die er in den Listen der französischen „Messageries fluviales" führt und unsere daran geknüpften Vorstellungen entsprachen nicht ganz dem, was wir zu sehen bekamen, als wir das erstemal an Bord kamen und uns dem Kapitän Helleberg, einem jungen Dänen, vorstellten. Über die erste Jugend war der „de Brazza" längst hinaus und er ließ fast alle Bequemlichkeiten vermissen, welche die Fahrt auf dem „Commandant Lamy" so angenehm gemacht hatten. Nachdem wir uns an Bord häuslich eingerichtet hatten, soweit das möglich war, setzte sich der „de Brazza", am 7. November früh in Bewegung, bis oben hin vollgepfropft mit

Menschen und Lasten, steuer- und backbords behangen mit je einem schwer beladenen Leichter. Wir ergingen uns in allerlei pessimistischen Vermutungen über Verlauf und Dauer der bevorstehenden Fahrt. Gleich an der Mündung des Djah schoß das Wasser mit solcher Gewalt dahin, daß unser Schiff nicht nur nicht vorwärts kam, sondern sogar ein Stück rückwärts getrieben wurde, bis sich der Kapitän entschloß, auf das andere Ufer zuzuhalten, wo die stark in Anspruch genommene Maschine imstande war, der Strömung Herr zu werden.

Da es auf dem „de Brazza" keine Kabinen gab, außer der des Kapitäns, und der einzige Schutz gegen Witterungseinflüsse in der Überdachung des Oberdecks und seitlichen Persennings bestand, so eröffnete die Fahrt bei dem Schneckentempo, in dem wir vorwärtskamen, und den schweren Regengüssen, die allen gegenteiligen Behauptungen der meteorologischen Tabellen zum Trotz mit unverminderter Gewalt fielen, wenig angenehme Aussichten. Die acht europäischen Passagiere, die an Bord waren, richteten sich, so gut es ging, auf dem kaum 30 Geviertmeter großen Oberdeck ein, das Wohn-, Eß- und Schlafraum zugleich war, aber auch noch von einem großen Teil des Gepäcks eingenommen wurde; es gehörte viel Findigkeit dazu, nachts die Betten so aufzustellen, daß sie nicht unter eine der schadhaften Stellen des Daches zu stehen kamen. Wenn abends die Persennings heruntergelassen waren, um dem tropischen Regen wenigstens von der Seite den Eintritt zu wehren, und die Gesellschaft rauchender Männer beim trüben Licht einer armseligen Lampe um den schmalen Tisch saß, erinnerte die Szene lebhaft an eines der Wirtshausbilder alter flämischer Meister.

Sehr verschiedenartig und oft anregend waren die Gesprächsstoffe, die zur Erörterung kamen, da die meisten von uns viel von der Welt gesehen hatten. Ein interessanter Typ war ein hochaufgeschossener verwittert aussehender Herr, der als ehemaliger Offizier lange in Algier gestanden hatte und jetzt als „Kautschuksachverständiger" im Dienste einer französischen Gesellschaft hinausging. Er war mir schon seit Brazzaville aufgefallen durch seine eifrigen Studien in einem kleinen

Buch, die ihn instand setzen sollten, die Kautschukpflanzen von Kakao und andern tropischen Nutzgewächsen zu unterscheiden. Ein anderer, der in seiner Kindheit den Jagden in Fontainebleau zugesehen hatte, ließ auf einem großen Piqueurhorn lustige Jagdfanfaren ertönen, die sich in vielfachem Echo an den grünen Waldmauern der Ufer brachen und mich an die Zeit erinnerten, da ich selbst vor Jahren der schnellen Meute über die herbstlichen Äcker und Wiesen des Havellandes gefolgt war.

Bei dem französischen Ort N'gali, der inmitten prächtiger Kautschukpflanzen liegt, verließen uns zwei unserer Mitreisenden, darunter der „Kautschuksachverständige", und dadurch wurde etwas mehr Platz und Bewegungsfreiheit geschaffen.

Die Landschaftsbilder am Ufer wirkten infolge der trüben Witterung sehr monoton, aber in das einförmige Grün des Waldes brachte jetzt die immer häufiger werdende Spathodea mit ihren großen scharlachnen Blüten bunte Farbenflecke hinein. Recht eigentümlich nahmen sich vereinzelte, kegelförmige und mit dichtem Urwald bedeckte Hügel aus, die nach Passieren des Dorfes N'kongo sowohl auf dem deutschen wie auf dem französischen Ufer sichtbar wurden. Obschon sie fast alle von einer dichten Nebelkappe verhüllt waren, boten sie dennoch eine wohltuende Abwechslung für das Auge, das seit einigen Wochen nichts gesehen hatte als das flache Waldland. Wir glaubten schon, das Alluvialgebiet des Sanga und seiner Zuflüsse hinter uns zu haben. Das war aber eine Täuschung, denn die gesichteten Hügel erwiesen sich lediglich als Inselberge in dem weiten Schwemmland. Auch Tibundi, der erste größere Platz auf dem deutschen Ufer, den wir am Abend des zweiten Tages bei völliger Dunkelheit erreichten, zieht sich am Fuß eines vereinzelten Hügels hin. Es herrschte eine empfindlich kühle Witterung, als wir, mit dicken Jacken angetan, einer Einladung des Herrn Zippelius von der Gesellschaft Süd-Kamerun auf seine Faktorei folgten, die am untern Hange des Hügels liegt. Kurz nach unserer Rückkehr an Bord, gegen 10 Uhr etwa, wurden wir Zeuge einer der Witterungsanomalien, von denen der Südosten von

Kamerun so viele zeigt. Denn trotz des verhältnismäßig niedrigen Thermometerstandes brach ein Gewitter los, das sich sehen lassen konnte, und bei dem notdürftigen Schutz, den das undichte Dach und die schadhaften Leinenbahnen gewährten, eine behagliche Nachtruhe unmöglich machte.

Am Morgen des 9. November wurde die Fahrt zu sehr früher Stunde fortgesetzt, da an diesem Tag Molundu erreicht werden sollte. Die letzte Tagesstrecke bot insofern Abwechslung, als sich noch des Vormittags am Ufer ganze Bestände wahrhaft riesiger Wollbäume — wohl an 60 Meter hoch — mit ihren imponierenden Brettwurzeln zeigten. Mildbraed schloß aus dem massenhaften Vorkommen dieser Baumriesen nach seinen bisherigen Erfahrungen auf altes Kulturland, eine Folgerung, die ich auch mit meinen Beobachtungen in Einklang bringen konnte, da ich bei früheren Gelegenheiten den Wollbaum nur höchst selten im unberührten Urwald angetroffen hatte.

Am Nachmittag entdeckten wir endlich an einer Stelle, wo der grüne Ufervorhang freigeschlagen war, im Dunkel des Waldes vor ihren niedrigen Blätterhütten die ersten Vertreter des Pygmäenvolks (Abb. 100), mit dem wir in den folgenden Wochen noch manche interessante Begegnung haben sollten.

Es war wiederum vollkommen Nacht, als der gellende Laut der Dampfsirene den Europäern des deutschen Zollpostens Molundu (Abb. 94) unsere und der langersehnten Post Ankunft meldete. Kurz darauf erkannten wir auf dem halb unter Wasser stehenden Uferwege im Scheine der Lampe den Regierungsarzt Dr. Hauboldt, mit dem zusammen wir die Fahrt von Hamburg nach dem Stanleypool gemacht hatten. Schon an diesem ersten Abend, den wir im gastlichen Hause des Stationsleiters Koch zubrachten, erhielten wir viele nützliche Anregungen für unsere Arbeiten im Südkameruner Urwald, da unser Gastgeber sich in der kurzen Zeit seines Wirkens überraschend reiche Kenntnisse von Land und Leuten angeeignet hatte.

Pygmäen vor ihrer Hütte.

Zwanzigstes Kapitel.

Forschungsarbeiten auf der Station Molundu.

Man hatte uns für unsern Aufenthalt in Molundu das geräumige „Gästehaus" angewiesen, das, in der Hauptsache ganz aus den riesigen Wedeln der Raphiapalme gebaut, das erste fertige der neuen Stationshäuser war, welche die Wichtigkeit des Platzes in Zukunft besser und würdiger zum Ausdruck bringen sollen, als es die alten stark schadhaften Baulichkeiten vermochten.

Der Zollposten Molundu liegt auf einer flachen, leicht welligen Bodenerhebung, die, der ursprünglichen Walddecke entkleidet, zum größten Teil mit Mehlbananen- und Kassadapflanzungen bedeckt ist, dem Arbeitsfeld der zahlreichen auf der Station beschäftigten Kettengefangenen aus allen Teilen der Kolonie. In den Lichtungen sind nur einzelne Urwaldriesen und die vorhandenen Kautschukbäume, Kickxia elastica, stehengeblieben. Ganz vereinzelt fanden wir an den Wegen angepflanzt junge Exemplare der Ölpalme, die im ganzen Urwaldgebiet Südostkameruns wild nicht vorkommt. Da die Mi-Ssanga für eine Literflasche des begehrten Palmöls bereitwillig 10 Mark zahlen, folgt daraus, welch reiche Einnahmequelle man bei Anlage der Station durch

planmäßige Anpflanzung von Ölpalmen hätte schaffen können; indessen ist es für solche Maßnahmen immer noch nicht zu spät.

An diese Anlagen schließt sich stromabwärts das Dorf der Eingeborenen an, das jetzt durch einen tiefen Wasserlauf vollständig von der Station getrennt und nur im Kanu zu erreichen war. Unsere Ankunft in Molundu fiel in die Zeit des höchsten Wasserstandes, der selbst die nächste Umgebung des Stationshügels, dahinter aber große Strecken des umliegenden Urwaldes vollkommen überflutet hatte.

Die Besuche, die wir in den ersten Tagen unserer Anwesenheit bei den verschiedenen Europäern zu machen hatten, waren nur auf dem Wasserweg möglich. Unser erster Gang galt Herrn de Cuvry, der früher Angestellter der Gesellschaft Süd-Kamerun, jetzt aber selbständiger Kaufmann war; er hatte seine Faktorei dicht beim Eingeborenendorf errichtet und war der älteste Europäer des ganzen Bezirks. Er hatte noch die ersten Zeiten der europäischen Kolonisationstätigkeit inmitten der Kannibalenstämme der Kameruner Südostecke miterlebt und konnte uns von manchen alten Sitten der Mi-Sfanga und N'dzimu, der Kunabembe und Bangandu berichten, Gebräuchen, die damals vor den Europäern ganz offen gezeigt wurden, heute aber nur noch heimlich und ganz versteckt ausgeübt werden.

Viel weiter, zumal unter den bestehenden Verhältnissen, war der Weg bis zu der großen Niederlassung der Gesellschaft Süd-Kamerun oder G. S. K., wie die Bezeichnung meist lautet. Früher war diese Niederlassung an der Mündung des Bumbaflusses in den Djah gelegen, bis einmal bei plötzlichem Eintreten ausnahmsweise starken Hochwassers das nasse Element sogar in einzelne Häuser eindrang, so daß die Europäer genötigt waren, sich und die Waren in den vorhandenen Kanus nach dem rechten Djahufer zu retten, wo ein Inselberg, ähnlich dem bei Tibundi, sich zu ansehnlicher Höhe über das Sumpfgebiet erhebt. Da hatte man sich denn entschlossen, weiter aufwärts am Bumba auf höher gelegenem Gelände mit dem Bau ganz neuer Anlagen zu beginnen, der Anlagen, denen auch unser Besuch galt. Jetzt herrschte übrigens wieder dasselbe Hochwasser, das damals die Veranlassung zu

102. Inneres eines Mi-Sfangahauſes. (S. 143.)

103. Dorfſtraße von Molundu mit Hühnerhäuschen. (S. 143.)

104. Mi-Sſangaweiber beim Kochen. (S. 143.)

105. Mi-Sſangaweiber bei der Toilette. (S. 143.)

der eingreifenden Änderung wurde und das nach den Aussagen der Eingeborenen periodisch etwa alle fünf Jahre wiederkehren soll.

Die ziemlich weite Kanufahrt nach dem neuen Platz schien uns unter den Verhältnissen, unter denen wir sie machten, eine der genußreichsten Arten des Reisens zu sein, die es in Afrika gibt. Die schlanken Einbäume, von je 6—8 Mi-Sanga nach dem vom Steuermann angegebenen Takt getrieben, schossen pfeilschnell durch die Fluten, und die Grazie, die Sicherheit und Ausdauer der stehend rudernden Leute waren bewundernswert. Oft noch habe ich mich später über den Anblick eines in voller Fahrt befindlichen Mi-Sanga-Kanus gefreut; vor allem die Weiber entfalteten in der Handhabung der langen Ruder eine Gewandtheit, die die geschmeidigen Bronzekörper im vorteilhaftesten Licht erscheinen ließ (Abb. 95). Unsere Fahrt ging vorbei an der soliden Brücke, die auf 10 Meter hohen Pfählen den kleinen Fluß Lupi, der dicht unterhalb des Bumba ebenfalls in den Djah fließt, an der Mündung überspannt. Jetzt reichte die trübe Flut bis unter den Bretterbelag und hatte auch den nahe dabei gelegenen kleinen Europäerfriedhof so weit unter Wasser gesetzt, daß nur noch der obere Teil der Grabkreuze sichtbar blieb. Bei den halb verfallenen Bauten der frühern Faktorei verließen wir, da wir uns die alten Anlagen ansehen wollten, die Kanus und hatten nun noch ein ziemlich langes Stück überschwemmten Weges zurückzulegen, teils auf den Schultern der Bootsleute reitend, teils auf großen Steinen balancierend, ehe wir die neuen Anlagen erreichten. Die neue Faktorei bot mit ihren schönen und dauerhaften Häusern ein Bild freundlichen Behagens; am wohnlichsten aber erschien uns das Haus, das sich Herr Höpfner, der stellvertretende Direktor der G. S. K., ganz aus Baumrinde und Raphiawedeln hatte erbauen lassen und das bewies, was sich aus dem heimischen Material bei genügender Sorgfalt machen läßt.

Die große räumliche Trennung der europäischen Anlagen bei Molundu ist in erster Linie durch die Lage der wenigen Plätze bedingt, die der Überschwemmung nicht ausgesetzt sind, dabei aber doch am Fluß liegen. Der Kaufmann Wenig, den wir ebenfalls auf seiner Faktorei

besuchten, hatte sich aus Platzmangel sogar dazu entschließen müssen, seine Faktorei am Djah oberhalb der Bumbamündung anzulegen, so daß er auch in der Trockenzeit die Station nur im Kanu erreichen kann.

Zunächst war gar keine Aussicht vorhanden, daß sich die Witterungsverhältnisse besserten, und die meteorologischen Tabellen, die uns zur Hand waren, bewiesen, daß nur langjährige Wetterbeobachtungen ein einigermaßen zuverlässiges Material ergeben. Der November sollte nur noch ganz geringe Niederschlagsmengen bringen; aber die schweren Regen, die in diesem Monat fielen und die unsere Sammeltätigkeit ungemein erschwerten, wurden von dem Regenmesser der Station mit über 200 Millimeter angegeben. Erst der Dezember, der mit Gewittern einsetzte, leitete den Übergang zur Trockenzeit ein; aber auch noch der Januar muß zu dieser Übergangsperiode gerechnet werden.

Viel überraschender aber waren für uns die eigentümlichen, schon bei Tibundi in ähnlicher Form beobachteten Begleiterscheinungen, unter denen sich hier die Mehrzahl der Gewitter entlud. Meist entwickelten sich diese am frühen Morgen bei verhältnismäßig kühler Witterung aus den Morgennebeln, die fast täglich die Landschaft weithin einhüllten und gegen Mittag durch eine finstere Wolkendecke ersetzt wurden, die aber auch nur in den seltensten Fällen die Sonne zum Durchbruch kommen ließ.

In jeder Beziehung typisch war eines der für Molundu geradezu charakteristischen Morgennebel-Gewitter, das wir in der Frühe des 8. Dezember erlebten. Am Tage vorher war die Luft immer dunstiger geworden, und ohne daß es zur Bildung von eigentlichen Gewitterkumuli kam, war der ganze Himmel bewölkt, und in nicht allzugroßer Ferne wurde Donnern und Blitzen vernehmbar; die elektrischen Entladungen schienen indessen in bedeutender Höhe stattzufinden. Aber vor Sonnenuntergang lösten sich die Wolken auf, ohne daß die elektrische Spannung Gelegenheit zur richtigen Entladung gefunden hätte. Gegen 8 bis 9 Uhr war der Himmel vollkommen sternenklar, aber die enorme Schwüle des Tages war noch keineswegs gewichen. Auch am Horizont war nicht mehr die geringste Bewölkung zu sehen, denn die Sterne mit geringer Erhöhung waren deutlich sichtbar und die hochstehenden

leuchteten mit seltener Klarheit wie daheim in einer sternenklaren Winternacht. Erst gegen Morgen wurde die Temperatur derart erträglich, daß es mir möglich war, in den Schlafanzug zu schlüpfen; ja es wurde dann so kühl, daß ich mich auch noch in meine Wolldecke einwickelte. Wie ich gleich vermutete, herrschte draußen wieder undurchdringlicher Nebel, der bei unverschlossenen Fenstern sicher in die Zimmer gedrungen wäre. Statt heller zu werden, wurde es immer trüber und dunkler, und unter großartiger Rembrandtbeleuchtung — die dunklen Schwaden hingen bis auf den Boden — brach das Gewitter los, ohne daß der Nebel aufhörte und ohne daß die geringste Kumulusbildung zu sehen war. Diese Erscheinung war nur durch die Annahme zu erklären, daß man sich mitten in der Gewitterwolke befand, obschon die geringe Höhenlage von Molundu dagegen sprechen sollte.

Auf alle Fälle handelt es sich hier um meteorologische Verhältnisse, die wohl wert sind, von einem Fachmann zum Gegenstand eines Spezialstudiums gemacht zu werden, denn schwerlich dürfte sich irgendwo auf der Erde in gleich tiefen Lagen etwas Ähnliches finden.

Die durch das Wetter bedingte Beschaffenheit der nächsten Umgebung von Molundu hatte unser Arbeitsfeld räumlich sehr eng begrenzt, da der weiteste mögliche Spaziergang von einer knapp bemessenen halben Stunde in östlicher Richtung von der Station im Sumpfe endete. Einer der besten Sammelplätze, der direkte Weg von der Station zur großen Faktorei am Bumba, war, ebenso wie der am Djah entlangführende, schon kurz hinter der Station vollkommen ungangbar, denn die zweite der Brücken über den Lupi stand sogar bis an das Geländer unter Wasser.

Diese langandauernde Überschwemmungsperiode, die eine einseitige Anpassung erfordert, bedingt ebensosehr Artenarmut der Flora wie der Fauna, und vor allem der Botaniker war recht enttäuscht. Daß allerdings jetzt in der Natur alles zu neuem Leben erwachte, war unverkennbar. Viele der Bäume standen in vollem Flor, wie das herrliche hochstämmige Triplochiton, der „afrikanische Ahorn", mit seinen reizenden weiß und purpurn gezeichneten Blüten. Auch das neuerwachte Treiben

der Insekten, das stets in den Tropen das Ende einer Ruheperiode — sei es Regen- oder Trockenzeit — zum Ausdruck bringt, zeigte bei auffallender Armut an Arten dennoch großen Individuenreichtum. Schillernde Bock- und Prachtkäfer schwirrten um die entlaubten Äste gefallener Bäume und funkelten wie Smaragden in der Sonne. In förmlichen Wolken umschwärmten kleine schwarzbraune Schmetterlinge, Libythea labdaca, die Landungsplätze am Wasser und andere feuchte Stellen, benutzten selbst den Körper des Menschen als Ruhestätte und ließen sich, wenn sie nicht gestört wurden, große dunkle Flecken bildend, am Boden nieder. Ein anderer Schmetterling, die weiße Cymothoe caenis, bot ein seltenes, den Heuschreckenschwärmen der Steppe vergleichbares Naturschauspiel. Ein lediglich aus Männchen bestehender Zug dieses Falters flog am Vormittag des 12. November von Osten kommend über den Stationshügel, setzte über den Fluß und verschwand auf dem andern Ufer im Wald. Der Schwarm, der zeitweise den Eindruck eines mäßig starken Schneegestöbers hervorrief, begann um 9 Uhr, wurde gegen Mittag schwächer und hörte mit dem letzten Nachzügler um 1 Uhr auf.

Noch eindrucksvoller, in des Wortes verwegenster Bedeutung, war aber ein anderes Massenauftreten von Insekten, das wir eines Nachts erlebten, und mit dem jeder, der längere Zeit in den afrikanischen Tropen gelebt, wohl schon Bekanntschaft gemacht hat. Ich hatte mir an dem fraglichen Abend alles zurechtgelegt, um in meinem Zelt Photographien zu entwickeln, als ich bemerkte, daß einer unserer Jungen damit beschäftigt war, im „Boyhaus" mit einer Fackel herumzuhantieren. Auf meine Frage hieß es: „Massa, ants! Ameisen!" Wenn ein Schwarzer im Urwaldgebiet zur Nachtzeit den Ruf „Ameisen" hören läßt, so meint er Treiberameisen und kann mit diesem Schreckenswort ein ganzes Dorf alarmieren. Alle Schreckнisse einer Ameisennacht im Großflußgebiet fielen mir wieder ein, und ahnungsvoll stürzte ich in mein Zimmer. Richtig, da war das unheimliche Knistern zu hören, und beim Schein der Lampe bemerkte ich, daß das Zimmer — Boden, Wände und Dach — schwarz war von Ameisen. Der freie Platz zwischen unserm Haus und dem Boyhaus wimmelte von Ameisen,

die angrenzende Pflanzung wimmelte von Ameisen, alles war schwarz und schien sich zu bewegen. Mit Hilfe von Petroleum, Naphthalin und Feuer machten wir den bissigen Untieren, die natürlich die zahlreichen Kakerlaken unsere Behausung angezogen hatten, das Leben sauer.

Es war eine furchtbare Aufregung. Alle Spinnen, Gekos, Eidechsen und vor allem die Kakerlaken, all das Getier, das in den Tropen mit dem Menschen die Wohnung teilt, suchten ihr Heil in der Flucht, und die Boys schrien laut, wenn sie von einem der großen Trabanten gebissen wurden. Unsern vereinten Anstrengungen gelang es, den Hauptangriff der Treiber in eine andere Richtung zu lenken. Am längsten hielten sich die erbitterten Tiere auf dem Dach. Von den Spitzen der das Dach deckenden Palmwedel hingen sie in förmlichen Trauben herunter und ließen sich von hier auf den Boden fallen. Wehe demjenigen, dem eine Ameise in den Nacken fiel! Unsere große Waldameise ist schon unter Umständen kein zu verachtender Gegner, aber gegen diese schrecklichen Treiber ist sie geradezu zahm zu nennen. Ich glaube sogar, daß dem berühmten Myrmekophilen P. Wasmann in dieser Nacht sein Enthusiasmus vergangen wäre. Bei dichtem Nebelwetter hatten sich aber dann die Ameisen doch rangiert, und die zu einer dreifingerbreiten Kolonne vereinten Armeen — jede Armee Milliarden von Ameisen zählend — zogen in schwärzlichem, unheimlichem Gewimmel weiter. Einige abgesprengte Divisionen hielten sich aber am folgenden Tag noch in der Nähe unseres Hauses, dessen Umgebung wir von Unkraut reinigen ließen, um den Ameisen einen etwaigen Unterschlupf zu nehmen.

Das nächtliche Intermezzo hatte übrigens noch ein Nachspiel im Gefolge. Kurze Zeit nach dem nächtlichen Überfall strömte ein furchtbarer Aasgeruch zwischen den Dielen meiner Wohnung hervor. Als ich die Dielen entfernen ließ, fanden wir neben einer lebenden großen Giftschlange die Kadaver dreier getöteten, die augenscheinlich dem Angriff der wütenden Treiber zum Opfer gefallen waren, denn diese Ameisen töten alles, selbst große Tiere, früher oder später, wenn diese nicht entfliehen können. Im Stall eingeschlossene Hühner, Ziegen, Schafe sind unrettbar

verloren, wenn ihre Behausung in der Marschrichtung der Treiber liegt und der Mensch keine abwehrenden oder schützenden Maßnahmen trifft.

Wie an allen Stellen im Urwald, wo weite Lichtungen, Pflanzungen und Dorfanlagen das ewige Einerlei unterbrechen, gab sich auch bei Molundu die ganze bunte Vogelwelt des Waldes ein Stelldichein. Große Nashornvögel, fünf oder sechs Arten, flogen von Krone zu Krone, Papageien von mannigfacher Färbung und grüne Fruchttauben plünderten die wilden Feigenbäume, und Schwärme fröhlich zwitschernder Bienenfresser umkreisten in schwalbenartigem Flug die hohen Klainedoxen. Durch das Unterholz schlüpften bunte Würger, und die großen scharlachroten Blütenkelche der Spathodea waren umworben von metallschimmernden Nektarinien, diesen reizendsten Vertretern der afrikanischen Ornis. Vor unserem Hause stand eine Kickxia, deren Zweige dicht behangen waren mit Webervogelnestern und manchmal gelb schimmerten vom Gefieder ihrer Bewohner. Die Vögel, viele Hunderte an Zahl, machten einen solchen Lärm, daß oft das Arbeiten unmöglich war; ein abgegebener Schreckschuß ließ das Gezwitscher zwar verstummen, aber nach wenigen Minuten setzte es desto stärker wieder ein.

Von allen Tieren fallen im Urwald die Säugetiere am wenigsten ins Auge. Nicht daß sie gar so selten wären, aber sie sind durch den Wald mit seinen vielfachen Unterschlupfsmöglichkeiten so gut gegen Sicht geschützt, daß selbst die eingeborenen Jägervölker Mühe haben, sich an sie heranzupirschen. Deshalb wird auch der passionierte Weidmann im Urwald selbst wenig auf seine Kosten kommen, es sei denn, daß er in der Lage ist, Tage und Wochen der Jagd auf das edle Hochwild zu opfern; aber auch dann darf er nicht vergessen, daß er trotz aller Jagdleidenschaft nicht die körperlichen Fähigkeiten des Naturmenschen besitzt, die durch Hunderte von Generationen vererbt sind.

Nun gibt es allerdings im Urwaldgebiet Plätze — auch bei Molundu waren es solche —, die von Großwild aller Art gern aufgesucht werden. Das sind die sogenannten „Grasfelder", freie Stellen mitten im Urwald, wie wir sie in ihrer schönsten Ausbildung später auf dem Marsch nach Norden und nach der Küste zu noch kennen

lernten. Von solchen Grasfeldern stammte hauptsächlich auch das wenige wiederkäuende Wild, das uns bei Molundu unsere eingeborenen Jäger nach oft tagelangen vergeblichen Pirschgängen mitbrachten. Kleine Schopfantilopen und in einem Falle auch einer der großen roten Büffel, die sogar den Pflanzungen der Station in den frühesten Morgenstunden unerbetene Besuche abgestattet hatten.

Gerade das interessanteste Haarwild aber kann nur im dichtesten Urwald beschlichen werden. In ihm bildet — bei Molundu wenigstens — das durch seine Monotonie für den Botaniker so schreckliche Krautunterholz von Phrynium und andern ingwerartigen Gewächsen ein nahezu kellerdunkles, muffiges Dickicht; bestenfalls bringen die stachligen Strunke riesiger Raphiapalmen etwas Abwechslung. Es ist eine stille Gesellschaft, die hier haust, ein kleines, seltenes Moschustier im Unterholz, verschlafene Halbaffen, die im dichtesten Geäst wohnen und die erst des Nachts zusammen mit dem Baumschlieser ihre klagende Stimme hören lassen, und seltsame Flugeichhörnchen. Es laufen viel Gerüchte über sonderbare Tiere dieses Waldes um, und wenn hier auch, wie das Beispiel des erst seit kurzer Zeit bekannten Okapi gezeigt hat, noch mancherlei der Entdeckung harren mag, so bedarf alles, was man hört, sorgfältiger Prüfung; denn gar zu leicht läßt das geheimnisvolle Dämmer des dichten Pflanzengewirrs alles in größeren phantastischeren Formen erscheinen, als es in Wirklichkeit ist.

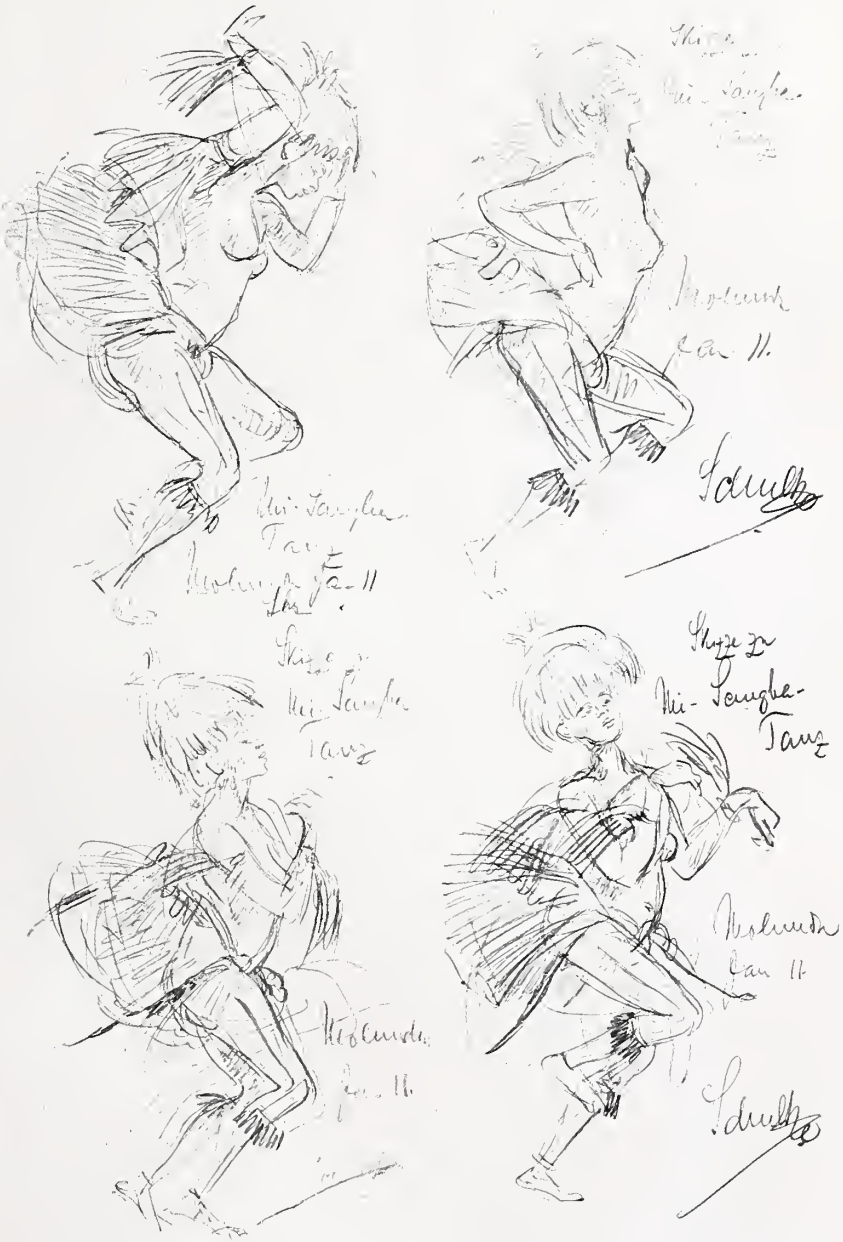
Weitaus das interessanteste Stück Wild dieses Gebietes aber ist der gewaltige Gorilla, der finstere Einsiedler dieser melancholischen Waldeinsamkeiten. Überall in den Dörfern hört man Geschichten von seinem merkwürdigen Gebahren, von Kämpfen, die der Mensch mit ihm ausgefochten, von Überfällen auf einsame Wanderer; Wahres und Erzeugnisse einer aufgeregten Phantasie im bunten Wechsel durcheinander. Man sieht aber der lebhaften Einbildungskraft manches nach, wenn man die in den Dörfern hier und da als kostbare Trophäe aufbewahrten Schädel dieser Waldmenschen mit dem furchtbaren Raubtiergebiß erblickt, und man prüft nach, was an all diesen Erzählungen wahr sein kann und was nicht. Wenn man auch die mit großer

Zähigkeit aufrecht erhaltene Behauptung der Kongostämme, daß der Gorilla Weiber raube, ins Reich der Fabel verweisen muß, so bleibt doch viel von den Erzählungen der Eingeborenen übrig, das man nicht ohne weiteres leugnen kann, weil es von allen Völkern Südkameruns übereinstimmend und so drastisch geschildert wird, daß es an Glaubwürdigkeit sehr gewinnt. Man wird dann auch nicht umhin können, zuzugeben, daß an den phantasievollen Erzählungen des viel geschmähten Reisenden du Chaillu viel Wahres ist.

Die Berichte aller Eingeborenen stimmen darin überein, daß der Gorilla vor allen anderen Plätzen Dickichte von Aframomum bevorzugt, dessen rote Früchte seine Hauptnahrung bilden, und zwar nicht nur im Urwald, sondern auch, wie ich später selbst an den sichtbaren Spuren feststellen konnte, im Sekundärwald, der ja die Bildung solcher Dickichte besonders begünstigt. Sie bekundeten ferner durchweg, daß er sich fast immer nur am Boden bewegt, auch die Benutzung der von Menschen angelegten Wege nicht verschmäht und deswegen verhältnismäßig oft gesehen wird.

Über den viel umstrittenen Nesterbau gingen die Ansichten auseinander. Ich glaube fast, daß dieser wie beim Schimpansen, so auch beim Gorilla den verschiedenen Neigungen der einzelnen Individuen entspricht. Nach dem, was ich aus den Angaben der Leute entnahm, scheinen nur die Weibchen und Jungen in mäßiger Höhe dicht am Stamm niedriger Unterholzbäume in einer Astgabelung eine Art von Lager aus belaubten Zweigen anzulegen, und auch das nur unter besondern Verhältnissen. Von den Männchen wird allgemein erzählt, daß sie stets am Boden lagerten, vielfach mit dem Rücken gegen einen dicken Stamm gelehnt, immer aber auf einer Lage aus Blättern. Diese Version scheint mir nach dem, was ich später selbst sah, die glaubhafteste.

Darin waren sich meine schwarzen Gewährsleute wieder alle einig, daß die alten „Einzelgänger", d. h. die von den übrigen Tieren abgesondert lebenden männlichen Gorillas, auf die sich allein die Erzählungen zu beziehen scheinen, einzeln marschierende Leute ungereizt angriffen, sich aber vielfach einschüchtern ließen, wenn der Gegner irgendeinen blinkenden Gegenstand, wie etwa ein Buschmesser, in der Luft schwenkte.



106. Mi-Sfangatänzerin. (S. 145.)

Nach Skizzen von Dr. Schultze.

107. Mi-Sfangamädchen. (S. 119.)

108. Mi-Sfangatänzerin. (S. 145.)

Allgemein wurde mir die Jagd auf den Gorilla als eine sehr gefährliche bezeichnet. Wenn man das, was mir mehrere Gorillajäger aus ganz verschiedenen Volksstämmen darüber erzählten, mit du Chaillus Berichten vergleicht, so wird man viel Übereinstimmendes finden.

Das schwierigste bei der Jagd auf den Gorilla soll das Abwarten des richtigen Augenblicks sein. Der Gorilla, der den Schwarzen erzürnt hat, wiegt sich von einem Bein auf das andere; dabei stößt er ein furchtbares Gebrüll aus und versucht den Jäger auch dadurch einzuschüchtern, daß er mit seinen langen Armen in das Laub des Unterholzes schlägt. In diesem Moment darf man nicht schießen, da die Bewegungen so schnell und heftig sein sollen, daß ein richtiges Zielen unmöglich ist. Dann kommt der Gorilla auf den Jäger los; wenn er fast bis auf Reichweite heran ist, soll man auf die Brust schießen. Ich glaube allerdings nicht, daß der Schwarze so viel Ruhe behält, den Gorilla bis auf nächste Nähe herankommen zu lassen, denn meiner Meinung nach gehören wirklich Nerven von Stahl dazu, um diesen Augenblick abzupassen.

Sehr charakteristisch ist ein Abenteuer, das mir meine alte Ordonnanz Undene erzählte, ein Gabunmann, der mich schon vor neun Jahren am Tschadsee begleitet hatte und der mir — trotz mancher sonstiger Mängel — in allem, was die Beobachtung der Tierwelt anbetrifft, stets zuverlässig erschien.

Undene war mit Wartung des kleinen Verpflegungspostens N'gato in dem unbewohnten Urwaldgebiet nordwestlich von Molundu betraut und war auf der dort entlang führenden Karawanenstraße, auf der sich die Gorillas mehrfach unnütz gemacht haben sollen, zweimal auf kapitale Männchen dieses Affen zu Schuß gekommen. Mit dem ersten dieser Gorillas erlebte er das hier erzählte Abenteuer, das er mir mehrfach mit großer Lebhaftigkeit schilderte. Er hatte das Tier, ein großes Männchen, mit dem Rücken an einen Baumstamm angelehnt, schlafend vorgefunden und hatte es angeschossen, ohne es zu töten. Der Gorilla kommt mit Gedankenschnelle auf den Schützen zu und faßt dessen Gewehr mit der einen Hand, um es zum Munde zu führen und zu

zerbeißen. Mit der andern Hand sucht er seinen Gegner am Bein zu fassen, um ihn zu Fall zu bringen. Nachdem das Wiederladen bereits die größten Schwierigkeiten gemacht hat, weil der Affe das Ende des Laufs nicht losläßt, versucht der Schütze in seiner Todesangst noch einen Schuß abzugeben und schießt vorbei. Trotz alledem gelingt es ihm, nochmals zu laden und das Gewehr so zu dirigieren, daß er den Gorilla, der fortwährend ein markerschütterndes Gebrüll ausstößt, in die Brust schießt und ihn damit endlich zu Fall bringt. Soweit der Bericht des Soldaten, aus dem jedenfalls das eine hervorgeht, daß die Jagd auf den Gorilla, die sich immer nur auf kürzeste Distanz abspielen kann, rasches Handeln und größte Kaltblütigkeit voraussetzt; groß ist deshalb das Ansehen, das der erfolgreiche Gorillajäger überall genießt.

Die kleineren meerkatzenartigen Affen und der schöne schwarze Colobus mit dem prächtigen weißen Seidenbehang der Schultern und des Schweifes treten im Sumpfwald viel häufiger in die Erscheinung als ihre großen Verwandten, überhaupt häufiger als alle andern Säugetiere, da sie durch ihre tollkühnen Sätze von Baum zu Baum und das dadurch veranlaßte Rauschen im Gezweig viel leichter bemerkt werden, wenn auch immer nur auf kurze Augenblicke.

Im allgemeinen ist aber der Überschwemmungswald in der Nähe der großen Flüsse kein dankbares Sammelgebiet weder für den Botaniker noch für den Zoologen, und wir sehnten uns bald fort in ergiebigere Jagdgründe. Es waren jedoch verschiedene Ursachen, die uns für viele Wochen in Molundu festhielten, und zwar mich noch einen Monat länger als Mildbraed.

Bald nach unserm Eintreffen auf der Station kam von der Küste die Nachricht, daß das Gouvernement in Buea im Hinblick auf die Schwierigkeit der Leuteanwerbung im Molundubezirk die Absendung einer für uns bestimmten Trägerkarawane aus dem Ebolowabezirk veranlaßt habe und daß die Träger bereits im Anmarsch seien. Da man an der Küste unsere weitern Reisepläne nicht kannte, die erst auf die am Djah vorgefundenen Verhältnisse hin gefaßt werden konnten, so hatte man uns, wie sich bald herausstellte, der Sicherheit halber

gleich 150 Träger entgegengeschickt, eine Zahl, die tatsächlich erforderlich gewesen wäre, wenn es in unserer Absicht gelegen hätte, so schnell wie möglich mit allen unsern Verpflegungs- und Sammellasten auf irgendeinem Wege nach der Küste zu marschieren. Da uns aber daran gelegen sein mußte, gerade in den dünn bevölkerten, darum aber zoologisch und botanisch besonders interessanten Gebieten möglichst langsam zu marschieren, so machten wir uns über die Verpflegungsmöglichkeiten der in Aussicht gestellten 150 Mann Sorge, ehe sie noch eingetroffen waren.

Am 3. Dezember kam ein Eilbote von Leutnant Edler von der Planitz, dem Führer der Trägerkarawane, der die dringende Bitte übermittelte, die kleine Expedition so schnell wie möglich von den Dongoschnellen, etwa 60 Kilometer oberhalb Molundu, auf dem Wasserweg abholen zu lassen. Sofort erklärte sich der unermüdliche Stationsleiter von Molundu bereit, die Expedition Planitz abzuholen, und noch an demselben Tag eilte unter seiner Leitung eine kleine Kanuflotille, die allerdings für über 150 Mann nicht ausreichte, den Djah hinauf; sie war bemannt mit den besten Ruderern der Mi-Sanga, Männern und Weibern. Zehn Tage darauf traf Herr Koch mit dem Führer der Karawane in Molundu ein. Leutnant von der Planitz hatte mit seinen Leuten einen ungemein anstrengenden Marsch über Missum-Missum und Eta durch unwegsames, bergiges, obendrein fast unbewohntes Urwaldgelände gemacht und war an den Dongoschnellen bereits in Verlegenheit, wie er seine Karawane verpflegen sollte, als der Entsatz eintraf. Es war nicht möglich, auch die Träger auf dem Wasserweg heranzuschaffen, da die Kanus der von Herrn Koch auf der Hinfahrt angelaufenen Dörfer, auf deren Unterstützung er gerechnet hatte, bereits auf Handelsreisen unterwegs waren. Aber die drohenden Verpflegungsschwierigkeiten waren dadurch behoben worden, daß unter die Leute das Fleisch eines Nilpferdes und eines großen Krokodils verteilt werden konnte, die des Stationsleiters Büchse zur Strecke gebracht hatte. Bereits zwei Tage darauf trafen auch die Träger ein, und zwar in einer Verfassung, die der Fürsorge ihres Führers ein glänzendes Zeugnis ausstellte.

Wenn wir uns noch nicht darüber im klaren gewesen wären, was wir mit den 150 Leuten anfangen sollten, so hätten die Erzählungen des Leutnants jeden Zweifel über die zu treffenden Maßnahmen beseitigt. Denn selbst bei reichlich bemessenen Tagesleistungen war ihm die Verpflegung seiner Leute nur dadurch möglich gewesen, daß er einen großen Teil der Träger durch mitgenommene Vorräte an Reis und Stockfisch belasten mußte. Wir entschlossen uns denn, nur 55, und zwar die kräftigsten der Leute, für unser etappenweises Vordringen zu behalten; der Rest marschierte noch vor Weihnachten mit Leutnant von der Planitz zurück, diesmal allerdings mit Lasten der Gesellschaft Süd-Kamerun und einem Teil unseres eigenen Gepäcks für ein in Yukaduma anzulegendes Depot, so daß wir wenigstens einen Teil der durch die überflüssigen Träger erwachsenen Unkosten decken konnten.

Aber auch noch in anderer Beziehung waren uns die Planitzschen Berichte wertvoll; wir waren uns nunmehr völlig darüber klar, wie recht wir daran getan hatten, von vornherein die Möglichkeit, dicht an der damaligen Kameruner Südgrenze entlang zu marschieren, außer Betracht zu lassen. Wesentlich mitbestimmend für unsere ersten Entschließungen waren die Auskünfte, die wir durch Herrn Koch erhielten und dann auch durch Herrn von Stetten von der G. S. K., der auf Besichtigungsreisen in den kautschukproduzierenden Gebieten seiner Gesellschaft die ganze Südostecke Kameruns besser kennen gelernt hatte, als irgendein anderer der damals in Molundu gerade anwesenden Europäer.

Die Weihnachtsfeier des Jahres 1910 wurde im großen Kreise begangen; auch von auswärts waren einige der „Gummilöwen" erschienen, wie die Südkameruner Kaufleute mit drolliger Selbstironie sich selbst zuweilen nennen. Wie immer in südlichen Breiten, wollte die richtige Weihnachtsstimmung, die nun einmal ohne Tannenduft und winterliche Kälte kaum denkbar ist, nicht so recht aufkommen, obschon durch die Stille der Tropennacht das „O Tannenbaum" schallte, mit dem einem im Glanze der Kerzen strahlenden Azedarachbaum gehuldigt wurde.

Gerade die Tage um Weihnachten zeichneten sich durch große Schwüle aus. Diese wurde aber immer vorübergehend gedämpft durch,

jetzt echt tropische, Tornados, die schwarz und unheimlich schnell, einen Wirbel von Blättern vor sich herjagend, meist von Osten heraufzogen und den Horizont in der Himmelsrichtung ihres Anmarsches dermaßen verdunkelten, daß sich die Stämme der Urwaldbäume weiß gegen die dunkle Wolkenbank abhoben (Abb. 101). Trotz reichlicher Gewitterniederschläge fingen jetzt die überschwemmten Strecken an auszutrocknen und verbreiteten dabei unangenehme Miasmen. Vor Neujahr war der Djah bereits um 6 Meter gefallen, die beiden Brücken über den Lupi waren wieder als solche kenntlich, und an den Brettwurzelstämmen der Sumpfwaldbäume zeichneten sich in großer Höhe die Marken des so schnell abgelaufenen Hochwassers ab; lange noch hielten sich aber Sumpf und Morast in den tiefern Lagen des Waldinnern.

Da wir jetzt auch mit Trägern versorgt waren, stand dem Vordringen nach Norden nichts mehr im Weg. Unser Plan war, etappenweise bis Yukaduma zu marschieren und von hier aus nach einem Abstecher ins Grasland die Reise nach der Küste in ziemlich genau westlicher Richtung fortzusetzen. Es war ferner verabredet, daß zunächst immer der eine von uns in zwei bis drei Tagemärschen Abstand dem andern folgen, jeder aber mit seinen gesamten Lasten marschieren sollte. Durch den Zeitraum, der verstrich, bis der Zurückbleibende mit Hilfe der umkehrenden Träger weiter marschieren konnte, war für uns beide stets genügend Zeit gegeben, die Umgebung jedes Etappenplatzes wissenschaftlich mit ausreichender Genauigkeit zu untersuchen; allerdings hatte es auch seine Unzuträglichkeiten, daß die Leute jeden Weg dreimal zurücklegen mußten. Ein großer Vorteil dieser Reisetechnik bestand vor allem darin, daß der an der Spitze Marschierende den Nachfolgenden immer auf das aufmerksam machen konnte, was ihm für diesen von Wichtigkeit schien; der eine ersparte so dem andern viel Zeitverlust und unnötige Arbeit.

Der erste, der, kurz vor Neujahr, abmarschierte, war Mildbraed. Er ging zuerst nach N'ginda im Bangandubezirk, wohin er schon anfangs November einen Orientierungsausflug gemacht hatte. Er war aber von seinem Aufenthalt daselbst viel weniger entzückt als ich

später; wie es denn wunderbarerweise lange Zeit — trotz aller tropischen Üppigkeit — dauerte, bis Mildbraed Gebiete fand, die er als botanisches Dorado bezeichnen konnte. Eine große Enttäuschung erlebte mein Gefährte vor allem an der Mündung des Bökeflusses in den Bumba, deren Umgebung nach allem, was wir davon gehört hatten, sehr vielversprechend sein mußte. Er fand hier aber nur denselben öden Sumpfwald wie bei Molundu und dazu einen Reichtum an Glossinen, der jedes Arbeiten zur Qual, ja fast zur Unmöglichkeit machte.

Mildbraed konnte seine erste Etappe so lang ausdehnen, weil es für mich in Molundu auf ethnographischem Gebiet noch außerordentlich viel zu tun gab. Die Ausfüllung eines auf alle Einzelheiten eingehenden Fragebogens, der ungefähr über 1000 Fragen enthielt und dessen Beantwortung uns das Museum für Völkerkunde in Hamburg eindringlich ans Herz gelegt hatte, erwies sich als viel schwieriger, als ich geglaubt hatte. Schon die Beschäftigung mit den Mi-Ssanga, dem ersten Volk, dem meine Untersuchungen galten, bewies mir das zur Genüge. Manche Fragen, besonders solche auf abstraktem Gebiet, erforderten, wollte man gewissenhaft sein, viele Stunden, und an manches mußte ich ganze Tage wenden; es war eine Arbeit, bei der Herr Koch mit der trefflichen Kenntnis seiner Untergebenen mich in weitgehendster Weise unterstützte, soweit seine vielseitige Tätigkeit es gestattete.

Unter solchen Verhältnissen blieb mir wenig Zeit, die andern Forschungsgebiete zu pflegen, und ich mußte mich darauf beschränken, mir von meinen Boys allerhand Getier bringen zu lassen, unter dem sich manche interessante Formen fanden. Mir ist aus dieser Zeit noch lebhaft in Erinnerung, wie die Jungen eines Tages ein zwei Meter langes Exemplar der äußerst giftigen afrikanischen Brillenschlange, Naja melanoleuca, den Kopf in eine Astgabel gezwängt, angeschleppt brachten. Die Überführung in das große Alkoholgefäß war mit einigen recht aufregenden Momenten verbunden, bis es meinem Togokoch mit einer geradezu verblüffenden Kaltblütigkeit gelang, das gefährliche Reptil trotz seines Widerstrebens für immer unschädlich zu machen.

Meine ethnographischen Studien waren, abgesehen von allem

andern, mit ziemlich beträchtlichen körperlichen Anstrengungen verknüpft. Ich meine damit nicht die weiten Gänge, die ich in die Dörfer machte, um Ethnographica einzuhandeln, auch nicht den Besuch der weitläufig angelegten Farmen oder der Plätze im Walde, wo die für den Kanubau bestimmten Bäume gefällt wurden, die dann, nachdem sie im Rohen ausgehöhlt waren, mit Halloh und Geschrei auf Holzklötzen bis zum Flußufer gerollt wurden, um dort durch die primitiven Äxte in mühevoller Arbeit in schlanke Fahrzeuge verwandelt zu werden. Das Anstrengende war vielmehr das Arbeiten in den schwülen, verräucherten, zwar langgebauten, aber niedrigen Rindenhäusern (Abb. 102), die nicht immer Arabiens Wohlgerüche einschlossen. Manche Stunde mußte ich in ihnen zubringen, um Skizzen anzufertigen von den bunten, geschmackvoll geschnitzten Kopfbrettern der dicht verhangenen Schlafstellen, von der Anordnung der Räumlichkeiten oder der Konstruktion des Dachgebälks. In ihnen bemühte ich mich, oft vergeblich, aus einem alten „Medizinmann" seine ängstlich behüteten ärztlichen Geheimnisse herauszubekommen, während draußen der Regen in Bindfäden zur Erde prasselte und drinnen der dichte, beißende Rauch, der keinen Abzug fand, die Augen zum Tränen brachte und den Atem benahm. Aber auch viele freundliche Erinnerungen habe ich den Stunden zu verdanken, die ich, das Skizzenbuch in der Hand, in diesem Kannibalendorf (Abb. 103) zubrachte, während ich den Eingeborenen bei ihren Hantierungen (Abb. 104, 105) zusah oder ihren Erzählungen lauschte, die ein wunderbares Gemisch von Wirklichkeitssinn und naivem Aberglauben verrieten.

Viele Vorstellungen erinnern an ähnliche unserer Heimat, wie die, daß der Schrei der Eule den Tod eines Menschen im Dorf anzeige. Daneben finden sich andere, die höchst sonderbar berühren, aber auch manche anfangs unverständliche Handlungen der Eingeborenen erklären. So ist die tief eingewurzelte Furcht vor den Europäern zum großen Teil auf den Glauben zurückzuführen, daß diese, mit ihrer weißen Hautfarbe, Revenants seien, Seelen abgeschiedener Mi-Ssanga, die in veränderter Gestalt unter die Lebenden zurückgekehrt sind. Überhaupt traut man dem Weißen viele übernatürliche Fähigkeiten zu, eine

Auffassung, die eine Parallele in der Rolle findet, die man den hier und da vorkommenden Albinos zuweist, denn solche gelten stets als allwissende „Medizinmänner".

Sehr schwierig ist es, etwas über den heimlich auch heute noch hie und da ausgeübten Kannibalismus zu erfahren, natürlich deshalb, weil allgemein die schweren Strafen bekannt sind, welche die europäischen Behörden darauf setzen. Viele Gebräuche sind so tief eingewurzelt, daß sie auch der europäischen Kultur lange standhalten, und dann sind es fast stets solche, die ästhetisch am meisten von unsern Anschauungen abweichen. So war der kleine Boy von Herrn Koch — er führte den stolzen Namen „Kommandant" — bereits so weit dem Hosenniggertum verfallen, daß er mit unendlicher Verachtung auf die Leute seines Dorfes herabsah und sich nicht scheute, die ältesten Leute, wenn es ihm gefiel, „You nigger" zu titulieren. Aber trotzdem war er nicht dazu zu bringen, sich von dem entstellenden Gebrauch der Zahnverstümmelung auszuschließen; er hatte sich eines Tages seine prachtvollen Zähne spitz schlagen lassen, denn das Gebiß in seinem natürlichen Zustand zu lassen, entspricht nicht den Schönheitsidealen eines Mi-Ssanga.

Am meisten pflegten die Mi-Ssanga — wie alle Neger — aus sich herauszugehen, wenn sie beim Tanz waren, und niemals habe ich einen bessern Einblick in ihr Fühlen und Denken gewonnen, als bei einer Tanzfeierlichkeit, durch die eine verstorbene Frau geehrt werden sollte.

Die Feier, deren Schauplatz die breite Straße des Dorfes Molundu war, nahm bald nach Einbruch der Dämmerung ihren Anfang. Wir hatten kaum auf unsern Feldstühlen Platz genommen, als im geheimnisvollen Schein eines flackernden Holzfeuers die Akteure, d. h. fast die ganzen Dorfbewohner, in Form einer Ellipse Aufstellung nahmen, wobei sie den Raum in der Mitte für die Tanzenden freiließen. Das Orchester bestand aus zwei Trommeln und einigen mit Kerben versehenen Raphiarippen, die wie ein Fiedelbogen über ein Stück Holz gestrichen wurden; dazu kam der nicht unmelodiöse, von Händeklatschen begleitete Gesang der in ihren Beinspiralen klappernden Weiber. Die Tänze, die sich durch fabelhafte Geschwindigkeit und Grazie der

109. Pygmäenniederlaſſung bei Molundu. (S. 147.)

110. Pygmäe auf dem Xylophon ſpielend. (S. 147.)

111. Pygmäen aus der Umgebung von Molundu. (S. 148.)

112. Pygmäenweiber. (S. 148.)

wegungen auszeichneten — meist tanzten nur einzelne Frauen, seltener Paare — zeigten die ganze Leidenschaftlichkeit des Schwarzen. Rasende Bewegungen des Beckens, die eine fabelhafte Gelenkigkeit und Biegsamkeit bewiesen, waren die Hauptpas bei allen diesen Tänzen. Die Beweglichkeit der Beine könnte kaum von den besten englischen Tanzexzentriks erreicht werden. Auch mittanzende Kinder zeigten dieselbe Grazie und Biegsamkeit wie die Erwachsenen.

Nach einiger Zeit wurde die Ellipse der Zuschauer und Musikanten auf einer Seite, von der aus man eine besondere Überraschung erwartete, offengelassen. Mit lautem Beifallsgeschrei wurde eine sonderbare Erscheinung begrüßt, die jetzt in den Bereich des flackernden Feuerscheins trat, eine Frau, deren schlanker, wenn auch schon etwas welker, mit Kaolin weiß bemalter, Körper durch die einfache, aber sehr kokette Kleidung jugendlicher schien, als er unter gewöhnlichen Verhältnissen aussehen mochte (Abb. 108). Das Hauptkleidungsstück bestand aus einem vorn offenen, hier durch einen Schurz ersetzten Rock, der aus mehreren Schichten von Raphiafasern gebildet war und breit und hoch abstand; er war fast in der Form, wie sie unsere Ballettänzerinnen tragen. Die Arme schmückten schleierartige Anhängsel aus demselben Material; auf dem Kopfe wogte ein Aufbau von Federn, und an den Beinen klapperten Büschel von Fruchtkernen. Eine Anzahl von Spangen an Armen und Beinen vervollständigten die Ballettausrüstung, wie sie in dieser Umgebung geschmackvoller kaum gedacht werden konnte. Und nun begann ein Tanz, richtiger eine ganze Reihe Tanzfiguren, die an Leidenschaftlichkeit, an Grazie und rasender Schnelligkeit der Bewegungen alles bisher Vorgeführte überboten (Abb. 106). Die Mi-Ssanga, Männer wie Weiber, verschlangen mit glänzenden Augen jede Bewegung und spendeten in höchster Begeisterung nach jedem Tanz stürmischen Beifall. Bald war die Tänzerin in Schweiß gebadet; aber unermüdlich tanzte sie weiter; immer neue Figuren brachte sie, immer lauter wurde das Beifallsgebrüll, und die Trommeln vollführten einen Höllenlärm. Erst nach Mitternacht zogen wir uns zurück, nachdem wir die Hauptdarsteller beschenkt hatten; aber lange nachher noch hörten

wir vom Dorfe her durch die nebelige Nacht den Lärm, der erst verstummte, als der Morgen dämmerte.

Von den Völkern, deren nähere Bekanntschaft ich in Molundu machte, waren weitaus die interessantesten die Pygmäen, deren erste Vertreter wir während der Fahrt auf dem Djah im Dunkel des Uferwaldes bemerkt hatten, die Ebayegga oder Bayea, wie sie sich selbst nannten, oder Bomanyok, Elefantenjäger, nach der Bezeichnung der Kongovölker. Ich mußte nach der ersten flüchtigen Begegnung allerdings lange warten, bis ich zum erstenmal Zwerge aus nächster Nähe vor mir sah. Denn der Pygmäe heftet sich, worauf schon der Name Elefantenjäger, hindeutet, dauernd an die Fährten der Elefanten und wandert mit diesen planlos im Urwald hin und her.

Zunächst war es mir nur vergönnt, eines der verlassenen Wanderlager — denn die Bezeichnung Dörfer kann man kaum gebrauchen — dieser Urwaldzigeuner in der Nähe von Molundu aufzusuchen. Es war von der Sippe bewohnt gewesen, welche die Bewohner des Dorfes Molundu mit Elefantenfleisch zu versorgen pflegte. Zwischen den Bantus und den im Urwald eingedrungenen Sudanstämmen einerseits und den Pygmäen andererseits besteht nämlich ein Verhältnis gegenseitiger Abhängigkeit insofern, als diese von jenen mit Feldfrüchten, Jagdwaffen und verschiedenen unentbehrlichen Kleinigkeiten versorgt werden, wofür sie einen Teil des begehrten Elefantenfleisches und das erbeutete Elfenbein abgeben. Es handelt sich hier also um einen regelrechten Tauschverkehr. Von einem Untertanenverhältnis der Zwerge zu den andern Völkern, wie manchmal behauptet wird, kann aber nicht die Rede sein, denn den Zwergen, die sich ihrer Wichtigkeit als Fleischlieferanten wohl bewußt sind und denen infolge ihrer wunderbaren Anpassung an den Urwald gar nicht beizukommen ist, ist es gleichgültig, ob sie mit diesem oder jenem Dorf in engern Verkehr treten, zumal sie keinerlei kannibalische Übergriffe von der andern Seite zu befürchten haben. Immerhin ist das gegenseitige Vertrauen zwischen den Pygmäen und den andern Völkern so groß, daß die von diesen über den Europäer verbreiteten Schauergeschichten bei jenen ein williges

Ohr finden. Dadurch wird zum Teil die große Scheu der Bomanyok vor dem Europäer erklärlich, dessen direkter Verkehr mit den Hauptlieferanten des Elfenbeins — und manchmal auch des Kautschuks — natürlich nicht im Interesse der schlauen Bantu- oder Sudanvölker liegt.

In dem verlassenen Pygmäenlager konnte ich zunächst mit Muße die eigentümliche Art der Anlage im dichtesten, nur wenig vom Unterholz gesäuberten Waldinnern und den Bau der primitiven, halbkugelartigen Laubhütten studieren (Abb. 109, 110). Sie erinnern in der Form an die Pontoks südafrikanischer Völkerschaften: ein kaum mannshohes Gestell aus halbkreisförmig gebogenen, mit beiden Enden in der Erde befestigten Stöcken, auf denen dachschindelartig die großen Blätter des Phrynium befestigt sind (Abb. 134). Meine Leute hatten sich später oft, wenn wir im Urwald lagerten, nach dem Beispiel der Pygmäen in ganz kurzer Zeit solche Hütten gebaut, die vor allen Unbilden der Witterung vollkommen schützten.

Endlich, mit dem beginnenden Ablaufen des Hochwassers, das die Elefanten wieder in größere Nähe der Flüsse ziehen mußte, kam auch die frohe Kunde, daß die Pygmäen im Anmarsch seien. Eines Tages wurden mir durch den Häuptling von Molundu zwei Ebayegga vorgestellt, die zwar sehr geringes Körpermaß zeigten, aber sonst wenig von den charakteristischen Eigenschaften der Zwergvölker hatten, soweit sie mir aus den verschiedensten Schilderungen bekannt waren. Es gelang mir schnell, das anfangs große Mißtrauen der sehr ängstlichen kleinen Leute zu zerstreuen und mir vor allem mit ihrer Hilfe die Kenntnis der wenigen Worte zu verschaffen, die mir für den geplanten Besuch ihrer neuangelegten Wandersiedlung unentbehrlich schien.

Als ich das erstemal das Hüttenlager besuchte, trat tatsächlich zunächst das ein, was ich befürchtet hatte. Trotzdem mein Besuch angesagt war, hatte sich das ganze Völkchen, Männer, Weiber und Kinder, möglichst geräuschlos in das dichte, ihre Bauten umgebende Maranthen-Unterholz verzogen, noch ehe ihre Hütten sichtbar wurden, und nur ein brechender Zweig im Dickicht verriet die Richtung, in der sich der letzte Pygmäe entfernt hatte. Als sie aber aus meinem eigenen Munde die

ihnen vertrauten Worte „Mokbea" (habt keine Furcht!) hörten, die ich auf gut Glück in den Wald hineinrief, kamen sie allmählich wieder zurück, erst die Männer, dann die älteren Weiber und schließlich, zögernd, die jungen Frauen, ihre Säuglinge auf den Hüften, gefolgt von den Kindern. Es bedurfte aber doch mehrerer Besuche, bis jedes Mißtrauen so weit beseitigt war, daß niemand mehr bei meiner Annäherung fortlief.

Wenn ich noch Zweifel darüber gehabt hätte, ob die Pygmäen eine von den Bantuvölkern abweichende Rasse seien oder nicht, nach dem, was ich nunmehr sah, hätten sie schwinden müssen. Hier, in der größten Zahl der Leutchen, die ich erblickte, hatte ich wirklich das Pygmäenvolk vor mir, wie es in meinen Vorstellungen gelebt hatte (Abb. 111, 112). Kleine untersetzte, muskulöse Männer und winzige Weiber von gelbbrauner Hautfarbe mit großen weitauseinanderstehenden Augen unter buschigen Brauen, gewohnt das Dunkel des Urwaldes zu durchdringen, Leute mit großen fleischigen Nasen und sehr langen Armen. Auffallend schienen mir auch die starken Augenbrauenwulste und der vorspringende Mund mit den schmalen Lippen (Abb. 115). Einzelne, und zwar Männer wie Frauen, waren ziemlich stark behaart, und einen Mann mit mächtiger Mähne und stattlichem Backenbart hätte jeder Unbefangene für einen Eingeborenen aus dem innersten Australien gehalten (Abb. 113).

Die Gesichtszüge der Bomanyok waren viel weniger plump, als ich sie mir vorgestellt hatte. Wenn sie auch bei manchen Individuen häßlich waren, so fanden sich doch, vor allem unter den Frauen, einzelne recht ansprechende, fast hübsche Köpfe. Nur einige Leute, die mir sofort durch bedeutendere Körpergröße, dunklere Hautfarbe oder die echt negerhaften Lippen aufgefallen waren, machten mir Kopfzerbrechen. Als ich meinen Mi-Ssanga-Führer fragte, ob Vermischungen zwischen seinem Stamme und den Pygmäen vorkämen, stellte er das entrüstet in Abrede und meinte, daß der Mi-Ssanga-Mann, der sich soweit herabwürdige, einer Bomanyokfrau seine Neigung zu schenken, von den Schönen des eigenen Stammes verachtet würde und sich für immer lächerlich mache. Später allerdings gestand er mir „unter dem Siegel der Verschwiegenheit", daß er bei einem der

Jagdausflüge, die ihn längere Zeit vom Dorfe fernhielten und zu einem längern Zusammenleben mit den Bomanyok zwangen, sich leichten Herzens über die guten Sitten seines Volkes hinweggesetzt habe. Die anderen Männer seines Stammes werden es wohl nicht viel besser machen.

Eine der merkbarsten Folgen des Verkehrs, der die Pygmäen in engere Beziehung zu anderen Stämmen bringt, ist die Durchsetzung ihrer Sprache mit fremden Elementen. So hatten, wie ich später feststellen konnte, die Bomanyok aus der Umgegend Molundus bereits viele Worte aus anderen Sprachen übernommen, während andere Sippen, deren Hauptjagdgebiet große unbewohnte Urwaldzonen sind, sich von fremden Einschlüssen ziemlich frei gehalten haben; ähnlich verhält es sich mit ihren Sitten und Gebräuchen. Die meisten Eigentümlichkeiten der Pygmäen lernte ich denn auch später im Bereiche des großen Urwaldgebietes kennen, das sich, nahezu unbewohnt, von Yukaduma nach Norden bis an die Grenzen des Graslandes und auf viele Tagemärsche in westlicher Richtung hinzieht und das mein nächstes Marschziel war.

Ende Januar war ich endlich so weit, daß ich meine ethnographischen Studien in Molundu mit gutem Gewissen beenden durfte, und ich atmete recht erleichtert auf, als ich einen Punkt hinter die Beantwortung der letzten Frage setzte. Mehr als dreißig große Lasten mit ethnographischem, zoologischem und botanischem Inhalt, das Resultat einer dreimonatigen Sammeltätigkeit, lagerten auf dem Faktoreihofe der G. S. K., um mit dem nächsten Dampfer die Reise nach dem Kongo anzutreten, und in der liebenswürdigsten Weise nahmen mir die Herren der Gesellschaft die Erledigung der nötigen Formalitäten ab. Am 28. Januar nahm ich Abschied von der Station Molundu, die mir nahezu ein Vierteljahr Gastfreundschaft gewährt hatte, überschritt zum letztenmal die mir so vertraute Brücke über den Lupi, der, jetzt nur noch ein winziger Bach, tief unter dem Bohlenbelag dahinfloß. Dann strebte ich auf der nach Norden führenden großen Karawanenstraße meinem nächsten Reiseziele zu.

Stummelaffen (Colobus).

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die ersten Wanderungen in der großen Hyläa und der Marsch bis Yukaduma.

Es ist eigentümlich, wie schwer geographische Irrtümer auszurotten sind, wenn sie einmal die Genehmigung wissenschaftlicher Kreise gefunden haben. Einer dieser Irrtümer, die auch heute noch in ernst zu nehmenden geographischen Büchern mit großer Zähigkeit festgehalten werden, ist die mehr oder weniger deutlich ausgesprochene Behauptung, daß für die afrikanischen Tropen das Fehlen jener großartigen Waldungen charakteristisch sei, welche mit unseren Vorstellungen von den Flußniederungen des nördlichen Südamerika und des malaiischen Archipels nicht zu trennen sind.

Als Stanley seine packenden Schilderungen von dem großen Urwald am Aruwimi veröffentlichte, der um ein Haar den Erfolg seiner zur Auffindung Emin-Paschas unternommenen Expedition in Frage gestellt hätte, da glaubte kein einziger Fachgelehrter dem „amerikanischen Reporter". Wie sollten diese Schilderungen auch der Wahrheit entsprechen, wo Forscher wie Schweinfurth nichts von einem solchen Wald im äquatorialen Afrika erwähnten, und andere Gelehrte, wie Pogge und Wissmann, die auf der südlichen Halbkugel im Kongobecken tätig

waren, immer nur von Savannen mit mehr oder weniger breiten Galeriewäldern und vereinzelten Waldkomplexen sprachen?

Und dennoch existiert in Afrika ein Urwald, der an Ausdehnung und Art der Zusammensetzung nur noch in der großen südamerikanischen Hyläa ein Seitenstück hat, der reich ist an Formen wie diese, der eine sinnverwirrende Fülle von Lianen, Farnen und, abgesehen von schönblühenden Formen, auch Epiphyten hat wie diese, dazu aber noch die Rotangpalmen der malaiischen Region; dessen Baumriesen an Höhe der Stämme und Abenteuerlichkeit der Wurzelbildung nicht zurückstehen vor denen irgendwelcher anderen Tropenwaldungen; dessen Raphiapalmen in der Länge der Wedel keine andere Palme der Welt auch nur annähernd erreicht: kurz ein Wald, der in höchstem Maße alles das in sich vereinigt, was wir uns unter tropischer Fülle und Üppigkeit vorstellen.

Diese afrikanische Hyläa, von welcher der durch Stanley bekannt gewordene Urwald nur ein Stück ist, erstreckt sich ununterbrochen als eine in der Breite von 300—1000 Kilometer wechselnde Zone von der Kamerun- und Gabunküste bis zum großen zentralafrikanischen Graben; trotz dieses Zusammenhangs zeigt sie dem aufmerksamen Beobachter einen fortwährenden Wechsel, der sogar Formationen bringt, welche ganz die majestätische Ruhe unserer nordischen Waldungen atmen, dabei aber unendlich viel großartiger sind.

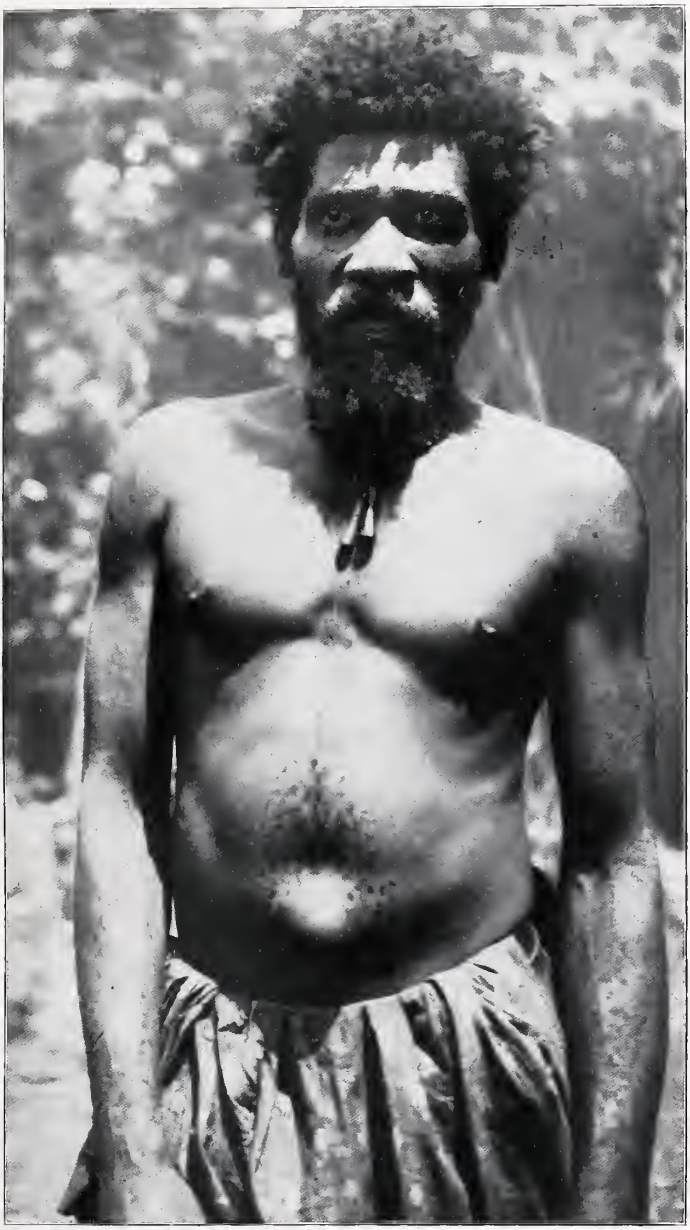
Wenn man auf willkürlich durchgeschlagenem Waldpfade in ihr vorwärts dringt, präsentiert sich die afrikanische Hyläa ganz anders, als sie dem Reisenden vom Dampfer aus erscheint. An den Ufern der Flüsse sind ja die Bedingungen für die Pflanzenwelt fast immer dieselben, und es zeigt sich, wenn man von jungem Kulturland absieht, stets nur die trotz allem Großartigem einförmige, das Auge ermüdende Ufervegetation. Ich konnte es Mildbraed wohl nachfühlen, wie er sich gefreut haben mochte, als er eine Stunde hinter Molundu bei Beginn des mählich ansteigenden Geländes den Sumpfwald verließ.

Wenn hier zunächst der durch frühere Kulturstrecken unterbrochene Wald seine sekundäre Natur nicht verleugnen konnte, so war doch gerade durch die künstlich geschaffenen Lichtungen den stehengebliebenen Einzel-

bäumen eine viel größere Möglichkeit der Entfaltung gegeben. In dem nebeligen Wetter, das während der ersten Tage noch vorherrschte, erschienen die Urwaldriesen noch gewaltiger, als sie es so schon waren. Sowohl seinem Charakter wie auch seiner Zusammensetzung nach erschien dieser Sekundärwald ganz anders als der, den ich fünf Jahre zuvor in Nordwestkamerun kennen gelernt hatte; denn das gewaltige Phrynium- und Maranthen-Unterholz (also Verwandte des Ingwer und der rotblühenden Canna indica) macht mit einer Höhe von fünf und mehr Metern auf den Unbefangenen durchaus nicht den Eindruck eines sekundären Gebildes, also wieder zugewachsener Farmen. Es hebt den imposanten Eindruck der ungeheuren Stämme, die infolge der unbeschränkten Lichtmenge in den Höhen von 50 und mehr Metern Baumkronen von einer Ebenmäßigkeit ausbilden, wie sie die geschlossene Laubmasse des unberührten Urwaldes niemals zulassen würde. Jeder einzelne Baum fast kommt voll zur Geltung, und die bizarren Elchgeweihfarne (Platycerium) (Abb. 114) an den Stämmen und die lang von den Ästen herunterhängenden Büschel von Angrecum und anderen Baumorchideen, die förmliche Lauben bilden, täuschen noch mehr den Eindruck des Unberührten vor.

Auch die Lianen sind von einer Vollkommenheit und von einer Mannigfaltigkeit der Form, wie ich sie noch nie vorher getroffen. Ganz besonders fällt eine rankende Leguminose auf, die in Form eines starken holzigen Bandes von Fingerdicke, aber von Hand- bis Fußbreite nur in wenigen Spiralen um irgendeinen Stamm oder Ast sich herumlegt, um dann als mächtiger Korkzieher bis zu dem nächsten haltenden Baum zu reichen, das verschrobenste Zerrbild der Pflanzenwelt, das man sich denken kann.

Unter den ganz Großen des Waldes zeigt sich in reichlichen Mengen die Kickxia, der Kautschukbaum, dessen silbergraue glatte Stämme durch unzählige Grätenschnitte, vernarbte und frische, sehr beredt hinweisen auf das Produkt, dem allein der Südosten Kameruns vor der Hand seine Bedeutung verdankt. Stattliche Stämme mit geschlossenen dichten Laubkronen, die durch ihre dunkelgrünen kleinen Blätter fast an riesige



113. Pygmäe. (S. 148.)

114. Elchgeweihfarn (Platycerium) an einem Baumstamm. (S. 152.)

115. Bangandu und zwei Pygmäen. (S. 148.)

kugelige Buchsbäume erinnern, wurden mir von Musa, meinem Kunabembejungen, als der wichtige Peki-Baum, Irvingia gabonensis, bezeichnet, dessen Früchte den Eingeborenen dieser Gegenden neben der erst später auftretenden Mimusops djave vegetabiles Fett liefern und der gewissermaßen die Stelle der Ölpalme vertritt.

Auch im Unterholz gab es interessante Erscheinungen in Hülle und Fülle zu sehen, wie denn das Auge im dichten Walde viel mehr gezwungen ist auf das zu achten, was es unmittelbar am Wege erblickt, als in der freien Steppe, wo die fernen Weiten die Aufmerksamkeit von dem Naheliegenden ablenken. Sehr oft kommt hier im Waldesinnern auch der Geruchsinn dem Gesicht zu Hilfe, und nicht immer sind es liebliche Gerüche, die sich im muffigen Dickicht der meist empfindlichern Nase des Europäers aufdrängen.

Schon auf einem der ersten Tagemärsche hinter Molundu stieg mir wiederholt aus dem Unterholze ein furchtbarer Aasgeruch in die Nase, der mir freilich auch schon bei früheren Reisen im Urwalde aufgefallen war. Als ich einmal dem Geruch nachging, entdeckte ich im tiefsten Schatten auf faulenden Pflanzenstoffen eine ganze Kolonie des merkwürdigsten Pilzes, der mir je vorgekommen war. Mit unserer heimischen Stinkmorchel nahe verwandt, trug dieser Pilz unter dem Kopf eine zierliche schneeweiße Netzglocke, die regelmäßig aus tadellosen sechseckigen Maschen geflochten war (Abb. 116). Man konnte sich kaum ein zierlicheres Gebilde denken als diesen Pilz; aber wehe, wenn man sich ihm näherte! Wolken von Aasfliegen summten von ihm hoch, und der Gestank, der von ihm ausging, war so stark, daß sogar meine Leute sich die Nase zuhielten. Der Träger meines Photographenapparats, der eben noch durch die Vertilgung einer Portion Kassada die Unempfindlichkeit seiner Geruchsnerven bewiesen hatte, weigerte sich sogar, länger bei dem Objekt stehenzubleiben, von dem ich mit einiger Selbstüberwindung eine Photographie mit 40 Sekunden Belichtungsdauer anfertigte.

Nichts ist so sehr geeignet, die Beobachtungsgabe zu schärfen, wie längere Wanderungen im Urwald, und bald übt sich das Auge und entdeckt in dem ewigen Halbdämmer ein Leben, das — zu gewissen Zeiten —

seinesgleichen anderen Orts nicht findet. Aber im allgemeinen sind es, wie ich schon andeutete, nicht aufregende Jagden auf Hochwild, welche die Freude des im Urwald tätigen Forschers ausmachen. Wer mit derartigen Erwartungen sein Interesse für den Urwald erschöpft, der bleibe ihm besser fern, denn für ihn wird die Enttäuschung nicht ausbleiben! Wen aber das vielgestaltige Kleintierleben mit all seinen wunderbaren biologischen Erscheinungen und seiner schimmernden Farbenpracht zu fesseln vermag, dem wird der tropische Wald unvergleichliche Genüsse bieten. Der wird nicht müde werden, dem Treiben der sonderbaren afrikanischen Vogelwelt zu lauschen, dem geräuschvollen Fluge der mächtigen Nashornvögel, dem lärmenden Ruf der blauen Turakos und dem Wirrwarr fremdartiger Tierstimmen, das die dämmerigen Hallen des Waldes erfüllt. Noch mehr aber wird ihn die Insektenwelt anziehen, deren funkelnde Schwingen im Unterholz den Mangel an Blumen ersetzen, denn selten nur wird das Auge hier auf eine der riesigen Erdorchideen (Lissochilus) oder die blutroten Scheinblüten einer Mussaenda oder die diskret zarten Blumen einer über den Weg hängenden Vanillenranke gelenkt.

Vor allem sind es die Schmetterlinge, welche die Aufmerksamkeit des Wanderers in Anspruch nehmen, und zwar nicht allein durch ihre wunderbaren Farben, denn die Falter des Urwaldes haben gar eigentümliche Gewohnheiten. Wo faulende Waldfrüchte den Boden bedecken, stellen sie sich ein. In ganzen Schwärmen huschen hier metallglänzende Euphaedren dicht über den Boden, blutrote und orangegelbe Cymothoes bilden leuchtende Farbenkleckse im Dunkel des Laubes, und an der Losung von Leoparden oder Zibetkatzen hat sich eine prächtige Versammlung der allerstattlichsten Falter der Tropen niedergelassen, alles Tiere aus der formenreichen Familie der Charaxes (Abb. 119, 121). Sonst überaus flüchtig und blitzartig die Waldwege entlang eilend, haben sie hier alle Scheu vergessen; begierig saugend, dicht gedrängt einer am andern, sind sie so vertieft in ihr Mahl, daß man aus größter Nähe das wundervolle Mosaik ihrer Flügelunterseite bewundern kann. Hier sind die gewagtesten Farbenmuster vertreten, aber alles ist harmonisch und

reizvoll. Neben dem glänzendsten Silberweiß mit tiefsamtschwarzer Zeichnung finden wir bunte Teppichmuster aller Farben, grell oder in zarten Tönen, und ab und zu leuchtet es dazwischen schimmernd blau oder rot auf, wenn eins der Tiere den allzu aufdringlichen Nachbar mit kräftigem Flügelschlag vertreiben will und dabei die glänzende Oberseite zeigt.

Neben diesen farbenfrohen Vertretern der Kerbtierwelt treten aber auch die unscheinbaren in Erscheinung, oft mehr, als dem Reisenden lieb ist. Vor allem die Ameisen in ihrer unendlichen Formenfülle sind darauf bedacht, daß ihre Anwesenheit nicht übersehen wird. Neben der Treiberameise, auf deren Anwesenheit wir schon vor Beginn unseres Überlandmarsches so fühlbar aufmerksam gemacht worden waren, nötigte uns vor allem die böse schwarze Sima aethiops, welche der großblätterigen Barteria fistulosa für die gewährte Unterkunft in ihren hohlen Zweigen weitgehenden Schutz angedeihen läßt, die größte Hochachtung ab. Wer einmal aus Versehen an einen Zweig der Barteria gestoßen ist, der sieht sich vor, daß es ihm nicht ein zweites Mal passiert, und unsere Leute machten jedesmal einen respektvollen Umweg, wenn sie dieser Pflanze und ihrer ominösen Beschützer ansichtig wurden. Mildbraed hatte bei seinen botanischen Arbeiten durch Ameisen viel auszustehen und mehr als einmal klagte er darüber, daß selbst die heruntergeschossenen Äste der höchsten Kronen von diesen Tieren wimmelten.

Fast gleichzeitig mit dem Übergang von dem tiefgelegenen Überschwemmungsland zu höher und trockener gelegenen Gebieten, also in Entfernung eines Tagemarsches von Molundu, beginnt eine interessante, sehr ausgedehnte Völkerenklave, das Land der Bangandu, eines Sudanstammes, der inmitten von Urwald-Bantus, der Mi-Sanga, N'dzimu, Kunabembe und anderer Kongovölker seine politische Selbständigkeit bewahrt hat. Wäre es mir nicht vorher gesagt worden, so hätte ich es zunächst sicher übersehen, daß wir jetzt im Gebiete eines ganz andern Volkes reisten. Allerdings war mir bereits in Nyombo, dem ersten Bangandudorf, in dem wir nächtigten, die etwas andere Bauart der Häuser aufgefallen, die mit ihrem gebogenen Dachfirste

bereits Anklänge an das zeigten, was ich später an der Grasland-grenze sah; aber in der Haartracht und vielem anderen hatten die Bewohner getreulich die umliegenden Stämme kopiert. Überhaupt war es nicht zu verkennen, daß die ehemaligen Steppenbewohner noch heute fortwährend ausprobieren, was von ihren alten Gepflogenheiten für die ganz anderen Verhältnisse paßt.

Würde der Ethnograph aus dem, was er im Banganbudistrikt sieht, sichere Schlüsse herleiten wollen, wie etwa solche über Verbreitung und Herkunft verschiedener Waffen, so würde er bald in große Verlegenheit kommen. Vor allem die für die Völkerkunde so bedeutungsvolle Grenze der verschiedenen Wurfmesserformen haben sich längs der wichtigen Karawanenstraße Molundu-Yukaduma-Bertua ganz wesentlich, und vermutlich erst in allerletzter Zeit verschoben. Die Schuld trägt hier indirekt der Kautschukhandel; denn überraschend schnell und mit sicherem kaufmännischem Instinkt waren die Haussas, diese Handelsjuden des mittlern Sudan, dahinter gekommen, daß mit Gummi auch für sie etwas zu machen sei. So war ich denn nicht sonderlich erstaunt, als ich eines Tages sogar in Kinshassa am Stanleypool auf eine kleine Haussakolonie stieß! Während meines Marsches nach Norden begegneten mir fast täglich Haussas, meist Mann und Frau, hochbepackt mit Tauschwaren, mitten im Urwald, in dem sich die Sudantobe recht wunderbar ausnahm. Gewandte Geschäftsleute, hatten sie für mich stets ein freundliches „Sanu" oder „Lafia" auf den Lippen. Wer aber weiß, wie eingreifend der alles nivellierende, wenn auch meist nur äußerliche Einfluß der Haussa ist, der wird auch begreifen, wie sehr er dazu beiträgt, daß sich die völkischen Grenzen verschieben oder doch undeutlich werden.

In dem idyllisch gelegenen Dorfe Limbi trafen wir eine merkwürdige Einrichtung. Wer den Ort betreten will, dessen Längsrichtung senkrecht zur Straße verläuft, muß durch ein über 10 Meter breites hallenartiges Gebäude, das beiderseits mit eingebauten Alkoven versehen und nur für Weiber bestimmt ist (Abb. 117). Auch hier handelte es sich, wie ich später sah, nur um eine rein örtliche Einrichtung, die durchaus

nicht allgemein ist. Tatsächlich war ich erst, nachdem ich das letzte Bangandudorf verlassen hatte, in der Lage, mir ein Bild von den Sitten und Gewohnheiten dieses eigentümlichen Volkes zu machen, denn in jeder Ortschaft traf ich auf irgendetwas, das ich bisher nicht gesehn hatte.

Auf alle Fälle fand ich überall das Bestreben, die Dörfer im Verhältnis zur jeweiligen Leistungsfähigkeit der Einwohner so behaglich wie möglich zu gestalten (Abb. 124). Vor allem die sanitären Einrichtungen, die ja immer einen sehr guten Kulturmesser abgeben, standen auf einer verhältnismäßig sehr hohen Stufe, zumal sie sogar dem ästhetischen Empfinden in einer Weise Rechnung trugen, wie ich sie bis dahin in Afrika bei ursprünglichen Negern niemals angetroffen hatte. Auch das Schamgefühl der Bangandu war schon ziemlich differenziert; denn mir fiel es auf, daß sogar die im Kindesalter stehenden Mädchen, wenn sie mit den Knaben zusammen badeten, niemals die kleine Binde ablegten, die sie ständig trugen. Ich habe überhaupt manche Gründe zu glauben, daß bei aller Harmlosigkeit eine gewisse Zurückhaltung zwischen den Geschlechtern besteht und daß demzufolge das Ansehen, das die Frau genießt, vor allem sobald sie Mutter ist, bei den Bangandu höher steht als bei den meisten der umwohnenden Bantustämme. Niemals habe ich eine Handlung wahrgenommen, die auf Geltung solcher Grundsätze schließen ließ, wie sie einmal einer meiner Pangweträger — es war dazu noch ein Mann, der bei den Schönen viel Glück hatte — recht brutal zum besten gab, daß nämlich die Frauen „so so beef", nichts als ein Stück Vieh, seien.

Ein Platz, von dem ich besonders viele Beiträge für meine völkerkundlichen Aufzeichnungen erhoffte, war der große Platz N'ginda, in dem ich mich fünf Tage aufhielt, da Graf Baudissin, der die dortige Faktorei der G. S. K. leitete, sich großen Ansehens bei den Bangandu erfreute und mir somit wertvolle Auskünfte erteilen konnte. Ihm und dem Kaufmann Schmidt von der Firma de Cuvry, der sich einen kleinen Tagemarsch weiter, in N'gufi (Abb. 125), angesiedelt hatte, verdankte ich wertvolle Bereicherungen meiner ethnographischen Sammlung. Beide waren mir behilflich bei meinen Nachforschungen über das

Handwerk der Bangandu, vor allem deren Schmiedearbeiten. Es gelang mir indessen, nur noch Aufzeichnungen zu erhalten über die ehedem gut entwickelte Eisenindustrie, vor allem über die Gewinnung großer Eisenluppen aus dem erzhaltigen Gestein.

Aus Mangel an Rohmaterial beschränkt sich heute das Schmiedehandwerk — wie allgemein in den umliegenden Urwaldgebieten — auf die Erzeugung eiserner Gerätschaften, die unter Zuhilfenahme des Doppelblasebalges und des einfachen Hammers aus eingeführtem Roheisen hergestellt werden.

Wenn im Schmiedehandwerk die Bangandu die Lehrmeister der umwohnenden Völkerschaften gewesen sind, so haben sie von diesen die Weberei erlernt. Das einfache, nur von Männern in Betrieb gesetzte Gerät, auf dem die schönen und dichten Stoffe hergestellt werden, gleicht im Prinzip fast vollkommen dem Webstuhl des klassischen Altertums (Abb. 128). Das Material, feiner und weicher, dabei aber doch zäher Bast, wird aus den Blattfiedern der Raphiapalme gewonnen, eines der nützlichsten Bäume des ganzen Urwaldgebietes. Da dicht bei N'ginda ein Bachlauf vorbeifloß, den ausgedehnte Raphiasümpfe einfaßten, beschloß ich diese Gelegenheit zu genauen Messungen der Wedel zu benutzen, über deren Länge ich immer ganz verschiedene Angaben gehört hatte. Auf eine für den längsten Wedel in Aussicht gestellte Prämie hin zerstreuten sich meine Leute im Sumpf und brachten bald die mächtigen Blätter, jedes zwei bis drei Trägerlasten schwer, angeschleppt. Was auf dem großen Faktoreihof ausgebreitet vor mir lag, übertraf meine allerkühnsten Erwartungen; von all diesen Wedeln maß keiner unter 17 Metern, der größte aber hatte gar die stattliche Länge von 20 Metern! (Abb. 118.) Ich freute mich an einem gut kontrollierbaren Beispiel bewiesen zu haben, daß die afrikanische Hyläa den anderen tropischen Urwäldern an Üppigkeit der Formen zum wenigsten gleich kommt.

Am 2. Februar marschierte ich von N'ginda weiter, im Schatten eines prachtvollen Hochwaldes, der reich war an blühenden Monodorastämmen. Es ist unmöglich, diesen Baum zur Blütezeit im Urwalde zu übersehen, denn der Geruch, den er dann verbreitet, nötigt unwillkürlich

nach oben zu blicken. Man braucht nicht lange zu suchen, bis man die großen orchideenartigen Blüten gefunden hat, die in Mengen an den Zweigen hängen oder, bereits abgefallen, den Boden bedecken. Der Duft, der von den Blüten ausströmt, ist das herrlichste, was ich an Blütengerüchen kenne, und ist schwer zu definieren. Auf irgendeine Weise festgehalten müßte er das lieblichste Parfüm abgeben.

Die Geländeformation, die kurz vor N'gusi, weniger ausgeprägt bereits bei N'ginda beginnt, ist sehr charakteristisch für große Strecken, durch die sich die Bangandustraße hinzieht. Eine wellige, nach Norden unmerklich ansteigende Ebene, die Oberfläche mächtiger Schuttmassen, in die sich Bäche tiefe steilwandige Schluchten eingesägt haben, Schluchten mit sumpfiger Sohle und üppigen Raphiabeständen. Anstehendes Gestein zeigt sich zunächst nicht, aber an den glitschigen Hängen, welche die Träger mit ihren Lasten bei dumpfer Schwüle hinab- und hinaufklettern, treten große, vom Regen halb aus dem rötlichen Lehm gewaschene, kugelige Blöcke zutage, wie ich sie in ähnlicher Form bereits bei Molundu gesehen hatte — hier allerdings wie Findlinge an der Oberfläche liegend; in beiden Fällen sind sie wahrscheinlich durch längere Wanderungen zu ihrer heutigen Form abgerundet. Immer und immer wieder trafen wir von jetzt ab diese bald größeren, bald kleineren Blöcke des merkwürdigen, eisenhaltigen Gesteins, für das der Ausdruck Laterit geprägt wurde, bis wir es schließlich fast an den Grenzen des Graslandes in Gestalt anstehender Felsflächen sahen, und damit all seine Erscheinungsformen kannten, und berechtigt waren, Betrachtungen über sein so verschiedenartiges Vorkommen anzustellen.

Es war sehr interessant zu sehen, wie oft und wie unvermittelt sich der Charakter des Urwalds änderte. Das eigentümlichste von allem waren die geschlossenen Bestände des stattlichen Macrolobium Dewevrei, die uns zwar bereits bei N'ginda aufgefallen waren, die aber erst bei dem kleinen Dorfe Odjimo große Flächen bedeckten. Es müssen hier Existenzbedingungen vorliegen, die nur dieser einen Baumart zusagen, die aber anscheinend durchaus nichts mit der größern oder geringern Bodenfeuchtigkeit zu tun haben. Durch die

Einheitlichkeit der Zusammensetzung, das spärliche Unterholz, das fast völlige Fehlen der Lianen, die gleichmäßige Schicht abgefallenen Laubes am Boden, die tief ansetzenden Kronen der gleichwohl mächtigen Stämme war hier etwas entstanden, das unendlich ruhig und erhaben wirkte; man wurde ungemein an einen nordischen Eichenwald erinnert, obwohl die riesigen fünfteiligen Fiederblätter bei näherer Betrachtung diese Illusion wieder zerstörten.

Die Nacht, die wir in Odjimo zubrachten, war sehr unruhig.

Einer meiner Leute, den ich zur Jagd auf Schopfantilopen in den Wald geschickt hatte, behauptete, vor Einbruch der Dämmerung von einem Gorilla angegriffen worden zu sein und diesen angeschweißt zu haben. Ein Teil der Träger, der mit Lampen und Fackeln sofort auf die Suche ging, kehrte nach längerer Zeit aus dem Urwald mit negativem Resultate heim; durch die lange Abwesenheit hatte er aber einer Armee von Treiberameisen Gelegenheit gegeben, ungestört von den verlassenen Quartieren Besitz zu ergreifen, was Veranlassung zu einer nächtlichen „Ameisenschlacht" wurde, die das ganze Dorf in Aufregung versetzte und erst lange nach Mitternacht mit einem Rückzug der bissigen Kerfe endete.

Unser nächstes Quartier war das große Dorf Djimbuli-Mapo, dessen Bedeutung schon aus dem Vorhandensein von vier „Banyos" ersichtlich ist, wie die aus dauerhaften Stämmchen erbauten Blockhäuser genannt werden. Unter geschickter Ausnutzung kleiner Bodenerhebungen sind diese soliden Verteidigungsbauten so angelegt, daß man von ihren Schießscharten aus die ganze Dorfstraße unter wirksames Feuer nehmen kann. So wirkte die langgestreckte Ortschaft sehr imposant und zugleich durch den umgebenden Urwald landschaftlich ungemein reizvoll. Eine riesige, am Waldrande stehende Albizzia, das Wahrzeichen von Djimbuli, war wohl über 60 Meter hoch und reichte mit ihrer weit ausladenden Krone über die Dächer des Dorfes. Mit ihren dicht bewachsenen Ästen bildete sie einen kleinen botanischen Garten für sich; denn, durch das Fernglas gesehen, schien die Welt der Orchideen, Farne und anderen Epiphyten, die sich dort oben angesiedelt hatte, von einem unglaublichen Artenreichtum.

116. Netzglockenpilze (Dictyophora). (S. 153.)

117. Weiberhaus in einem Bangandudorf. (S. 156.)

118. Raphiawedel von 20 Meter Länge bei Nginda. (S. 158.) ×

119

120

121

122

123

119. Charaxes an Leopardenlosung. (S. 154.) 120. Schwalbenschwänze. (S. 201.) 121. Charaxes castor. (S. 154.)
122. Papilio nireus und zalmoxis (S. 119.) an der Tränke. (S. 201.) 123. Goliathus giganteus an Vernonia. (S. 245.)

In den landschaftlich schönsten Teil des Bangandulandes kamen wir aber, als wir am Morgen des 4. Februar von Djimbuli aufbrachen. Diese Schönheit der Landschaft wird bedingt durch einen ausgesprochenen Wechsel zwischen Berg und Tal, wenn auch die Höhenunterschiede keine allzu großen sind. Immer im Schatten des Urwaldes marschierend, in den mächtige Dracänenbäume mit zierlichem Laub einen neuen Einschlag brachten, langte meine Karawane keuchend vor dem Aufstieg auf den Hügel an, auf dem das Dorf Boenga liegt.

Ich hatte bereits aus Mildbraeds Briefen und anderen Mitteilungen viel über das hochgelegene Boenga gehört; ich war aber doch überrascht, als ich nach dem langen Aufenthalt im Flachland zum ersten Male wieder auf einem Platze stand, den man als Berg bezeichnen konnte, wenn er auch kaum höher als 100 Meter über das Niveau des Bumba sich erhebt. Boenga wird allgemein als einer der wenigen Punkte bezeichnet, von dem aus man über umfassende Ausholzungen weg einen Überblick über das Waldland gewinnt. Nachdem ich so lange Zeit nur an das Schauen in grüne Blättermassen und in Säulenhallen ragender Urwaldstämme gewohnt war, wirkte diese Fernsicht auf mich geradezu wie eine seelische Erleichterung, und sehnsüchtig suchten meine Augen am Horizont eine andere, wenn auch noch so bescheidene Erhebung. Aber alle Anstrengungen waren vergeblich, denn auch im Südwesten, wo ich der Karte nach auf Berge rechnen durfte, war nichts dergleichen zu sehen, und überall, wohin das Auge blickte, schloß eine kaum gewellte Linie die bläuliche Ferne rundum ab. Der langgestreckte Hügel von Boenga ist aus demselben Material aufgebaut, auf dem auch Molundu steht, dem letzten Produkt eines Verwitterungsprozesses, dem nur noch einige eisenhaltige Blöcke, im Aussehen fast einem roten Gummischwamm gleichend, standgehalten haben.

Der Aufenthalt in Boenga war vor allem meinen ethnographischen Studien sehr förderlich. Der alte Häuptling, der Typ des verschlagenen Dorfmachthabers, gab mir wertvolle Auskünfte, aus denen ich ersah, daß die Völkerverschiebung, die das Eindringen der Bangandu im

Sfanga-Djah-Dreieck zur Folge hatte, jungen Datums ist und sich zu einer Zeit abgespielt hat, die erst wenige Dezennien zurückliegt. Der Häuptling hatte selbst als junger Mann an den von Bertua ausgehenden Wanderungen und den anschließenden Kämpfen teilgenommen, aber seine Erzählungen klangen wie Sagen aus grauer Vorzeit. In Boenga erfuhr ich ferner zum erstenmal, daß einzelne merkwürdige Bräuche, die mir schon längst aufgefallen waren und die durch ihre Absonderlichkeit Hinweise auf etwaige Zusammenhänge der Bangandu mit anderen Völkerschaften Afrikas versprachen, ebenfalls erst von der Einwanderung im Urwaldgebiete her datieren. Man sieht daraus, wie vorsichtig man im Konstruieren ethnographischer Zusammenhänge sein muß und welch sorgfältiger Tätigkeit es bedarf, um zuverlässiges Material zusammen zu bekommen.

Schon bei N'ginda waren mir Bangandumänner aufgefallen, die durch ihre eigentümliche Tracht, dichte Röckchen aus Raphiafasern, fast wie die Marschallinsulaner aussahen (Abb. 129). Mildbraed erinnerten sie, wie er mir später schrieb, an die Leute von Bukoba und ihren Grasschurz. Es handelte sich lediglich um eine nach der Einwanderung im Waldlande erfundene luftigere Bekleidung, die an Stelle der bisher von den frisch beschnittenen Männern getragenen heißen und gesundheitswidrigen Rindenstoffschurze in Aufnahme gekommen war. Dies eine Beispiel beweist, wie sehr die Bangandu bemüht waren, sich und ihre Gewohnheiten den gänzlich veränderten Bedingungen anzupassen; es zeigt aber auch ganz allgemein die große Schwierigkeit, die der ethnographischen Tätigkeit aus der Neigung der Schwarzen erwachsen, mit nüchternem Wirklichkeitssinn und ohne irgendwelche falsch angebrachte Pietät rücksichtslos das über Bord zu werfen, was ihnen eines Tages als unzweckmäßig erscheint und durch etwas Besseres ersetzt werden kann. Nicht nur das leider überall unheimlich schnell einreißende Hosenniggertum wird durch diesen Sinn für das Reale erklärt, nein, auch auf Gebieten, wo man es am wenigsten vermuten sollte, ist er die Haupttriebfeder. So spielen bei allen religiösen Anschauungen und den uns so kraß scheinenden Auswüchsen des Aberglaubens

nüchterne Erwägungen einzelner Leute, die der großen Menge an Pfiffigkeit über sind, eine größere Rolle, als man bei flüchtigem Hinsehen zu glauben geneigt ist.

Fast noch malerischer gelegen als Boenga war unser nächstes Quartier, das Dorf Kumilla, das einen Hügel krönt, der sich an der Mündung des Lokomo in den Bumba etwa 100 Meter über dem Flußspiegel erhebt; noch schöner schien mir von hier aus der Blick über das weite Waldland zu sein. Der Hügel, auf dem Kumilla liegt, beweist durch seinen Aufbau, vor welch schwierige Rätsel die Morphologie Südkameruns den Geologen stellt; er scheint aber immerhin auf ein außerordentlich hohes Alter all dieser Landschaften hinzudeuten. Dort, wo der Berghang ziemlich steil zum Bumbaufer abfiel, fand ich ganz unten dicht über dem Flußspiegel eine kleine Stelle, wo der dichte Wald etwas wie einen geologischen Aufschluß frei ließ. Hier sprudelte aus weißem Sandstein, dessen Schichtung infolge starker Zerstörung kaum noch zu erkennen war, eine prachtvolle Quelle mit klarem, kühlem Wasser. Über dieser Schicht türmte sich wieder eine mächtige Lage des als Lateritboden bekannten rötlichgelben lehmigen Verwitterungsproduktes mit den eingeschlossenen Blöcken. Das wunderbarste von allem aber waren ziemlich große Quadern von rotem Sandstein, die neben ansehnlichen Lateritstücken oben auf dem Hügel, halb eingebettet in den weichen Waldboden, wie erratische Blöcke umherlagen. Da das wenig widerstandsfähige Material einen längern Transport im Schotter irgendeines frühern Flußlaufes ausschließt, bleibt nur die Annahme, daß hier die letzten Spuren einer längst abgetragenen Sandsteinablagerung vorliegen, die, durch — vor der Hand — unerklärliche Verhältnisse vor restloser Beseitigung geschützt, selbst die weit vorgeschrittene Zerstörung darunterliegender Schichten überdauert haben, wenn man dieser Erscheinung nicht noch kompliziertere Vorgänge zugrunde legen will.

Neben geologischen und zoologischen Arbeiten war mein Aufenthalt in Kumilla reichlich mit ethnographischen Feststellungen ausgefüllt. Kurz vor meiner Ankunft hatte hier ein großes Beschneidungsfest

stattgefunden, von dem noch die auf der Dorfstraße als Schaugerüste eingerammten Bäumchen herrührten. Leider aber erschwerte mir das Mißtrauen der Bangandu gerade hier meine Nachforschungen in einer der heikelsten Fragen und alles, was ich erfuhr, klang so phantastisch, daß ich wenig befriedigt war. Erst als ich an der Grenze des Bangandubezirks war, sollte ich, durch einen glücklichen Zufall begünstigt, zum Ziel kommen.

Bei nur vorübergehendem Aufenthalt in einem jungfräulichen Forschungsgebiet ist so vieles von Zufälligkeiten abhängig — die völkerkundliche Tätigkeit meiner Vorgänger hatte sich lediglich auf das Sammeln ethnographischer Gegenstände beschränkt — und zumal die ohne genügende Sprachkenntnisse gewonnenen Resultate werden stets der Nachprüfung bedürfen. Der, welcher zuerst seine Beobachtungen über ein neues Forschungsgebiet der Öffentlichkeit übergibt, nimmt damit immer ein gewisses Odium auf sich. Ihn muß das Bewußtsein trösten, daß durch das Bedürfnis, Irrtümer zu berichtigen, viel leichter eifrige Mitarbeiter gewonnen werden, als wenn alles unbeanstandet hingenommen werden kann.

In Kumilla hatte ich zum erstenmal Gelegenheit, eine Waffe in Tätigkeit zu sehen, die mir schon wiederholt in der Hand einzelner Bangandumänner aufgefallen war, die Armbrust (Abb. 126, 127). Über die Wege, auf der die Waffe Tells bei den Bangandu Eingang gefunden hat, sind die Ansichten sehr geteilt; Tatsache ist, daß sie sich sowohl bei den Fangstämmen findet, wie bei den Sudanvölkern, die von Norden her in den Urwald eingedrungen sind, während sie beispielsweise bei den Mi-Ssanga nicht in Gebrauch ist.

Die Leute sind recht geschickt in der Handhabung dieser Waffe, mit der sich eine erstaunliche Treffsicherheit erzielen läßt; denn das Wild, auf das die kurzen Pfeile verschossen werden, bevölkert nur die Kronen der hohen Bäume, es sind Affen und Vögel. Während für die Jagd auf Vögel Pfeile ohne irgendwelche Zutaten verwendet werden, sind die für die Affenjagd verwandten Geschosse ausnahmslos mit Saft aus Strophanthuskernen bestrichen, einem Gift, welches das getroffene

Tier fast augenblicklich tötet. Bei den Bewohnern von Kumilla, deren Armbrustschützen vor mir Proben ihrer Treffsicherheit ablegten, sind die Pfeile durchweg nicht vergiftet, da nur Vögel geschossen werden, der Affe aber Totemtier ist und nicht getötet werden darf.

Der Totemismus der Bangandu ist etwas von dem wenigen, für das nicht lediglich praktische Gesichtspunkte maßgebend sind, und ähnlich verhält es sich mit allem, was mit dem Tode zusammenhängt. Ganz wie bei den Mi-Ssanga wird auch bei den Bagandu ein sehr weitgehender Totenkult getrieben, wie denn in dieser Beziehung überall große Übereinstimmung herrscht (Abb. 130). Vor allem die Umständlichkeiten, die der Tod eines Häuptlings verursacht, finden sich fast überall im Südostkameruner Waldgebiet wieder. Es ist indes sehr schwierig, über die Förmlichkeiten, die bei solchen Gelegenheiten erfüllt werden müssen, etwas zu erfahren, da alles mit großer Heimlichkeit betrieben wird; es ist somit der Verdacht nicht ausgeschlossen, daß es dabei ohne Menschenopfer nicht abgeht. Bei den Bangandu werden — wie übrigens auch vereinzelt bei den Mi-Ssanga und durchweg bei den Kunabembe — bedeutendere Persönlichkeiten in hohlen Bäumen oder in den natürlichen Nischen zwischen zwei Brettwurzeln beigesetzt, wie mir übereinstimmend angegeben wurde; aber niemals war es mir gelungen, einen solchen Totenbaum im dichten Urwald zu entdecken.

Zwar sind die sogenannten Begräbnisplätze der Häuptlinge weithin kenntlich gemacht durch große, vom Unterholz gesäuberte Plätze im Wald, die, von Form dreieckig, sich mit einer Seite an den Weg anlehnen und mit der Spitze angeblich auf das Grab hinzeigen. Da aber die Gräber unauffindbar sind, so ist wohl anzunehmen, daß die Dreiecke absichtlich falsch orientiert werden, um unnötiges Nachsuchen durch Europäer zu vermeiden. Auch das, was mir mein Kunabembe-Junge darüber sagte, bestärkte mich in diesem Verdacht. In der Regel sind diese Totenplätze nach dem Wege zu mit einem Jagdnetz, wie es zum Einkreisen des Wildes verwendet wird, oder mit einem Vorhang aus Raphiabast abgesperrt, und eine über die ganze Länge des Platzes längs des Pfades gespannte Liane bezeichnet durch

eingeknüpfte Stücke Holz die Zahl der von dem Abgeschiedenen erlegten Feinde (Abb. 131).

Am meisten wurden meine Studien über die Bangandu in Peum, dem letzten Dorf dieses Stammes, gefördert, da ich mich hier acht Tage aufhalten mußte, um Mildbraed Gelegenheit zum Weitermarsch zu geben. Mildbraed befand sich schon eine ganze Reihe von Tagen im sogenannten Bange-Urwald, an den Peum, vom Lokomofluß getrennt, grenzt; er war also nicht mehr weit von mir. Der Bange-Urwald war die erste „tote" Urwaldstrecke, die wir zu passieren hatten, mit andern Worten, eines der völlig unbewohnten Gebiete, in denen man auch unter Zurücklegung von Gewaltmärschen nicht in der Lage ist, innerhalb eines Tages eine menschliche Siedelung zu erreichen. Diese „toten" Urwaldstrecken, deren Gefahren niemand so anschaulich geschildert hat wie Stanley, machen stets die Mitnahme von Proviant nötig und bilden besonders dort, wo sie mehrere Tagemärsche erfordern, ein recht unbequemes Verkehrshindernis.

So war es zweifellos ein großes Verdienst des rührigen Leiters von Molundu, daß er, selbstverständlich unter lebhaftem Protest der Eingeborenen, den Anfang damit gemacht hatte, diese „toten Buschstrecken" zwangsweise mit Dörfern zu besiedeln, um so der höchst fatalen Verpflegungsschwierigkeiten Herr werden zu können. Natürlich läßt sich so etwas nur ganz allmählich, und auch nur bei kürzeren Strecken durchführen, und als wir im Gebiete reisten, waren die Pflanzungen noch nicht so weit, um Erträge zu liefern. Wie weit hierbei der passive Widerstand der für die Besiedlungszwecke in Aussicht genommenen Eingeborenen mitsprach, ist schwer festzustellen. Aber darüber kann kein Zweifel herrschen, daß gerade diese Art Kulturaufgabe den Eingeborenen höchst unsympathisch ist.

Hierbei ist vor allem ein sehr gewichtiger Grund maßgebend: die Schwarzen, denen noch die Zeiten lebhaft in Erinnerung sind, da gegenseitige Befehdung der Stämme die Regel war, können sich heute, wo sie unter dem Regiment der Europäer stehen — und so sehr lange ist das nicht her —, immer noch nicht daran gewöhnen, in den „toten"

Urwaldstrecken etwas anderes zu sehen als trennende Völkerscheiden. Alle anderen Gründe spielen gegenüber diesem wichtigsten Argument gar keine Rolle.

Der Aufenthalt in Peum war für mich dadurch so wertvoll, daß ich hier meine Kenntnisse über die Bangandu besser vervollständigen konnte, als ich zu hoffen gewagt hatte. Hierbei kam mir ein glücklicher Umstand zustatten: eine der Frauen des Häuptlings litt dermaßen an rheumatischen Schmerzen, daß sie jede Nacht das Dorf mit ihrem Wehgeschrei erfüllte. Als ich nun — ich will es gestehen, nicht ganz ohne selbstsüchtige Beweggründe — die Störerin unseres nächtlichen Schlafs durch eine scharfe Einreibung, die ich zufällig zur Hand hatte, von ihren Schmerzen befreite, zeigte mir der bis dahin ziemlich zugeknöpfte Gatte ein Zutrauen, auf das ich gar nicht mehr gerechnet hatte und das meiner Arbeit sehr förderlich war.

Es war mir jetzt vor allen Dingen möglich, über die Zeremonie, die im Leben des Bangandumannes eine so wichtige — und schmerzliche — Rolle spielt, näheres zu erfahren, zumal der Häuptling sich ihr bei den jüngsten Festlichkeiten selbst noch hatte unterwerfen müssen. Besonders war es mir immer aufgefallen, daß man stets nur Männer im vorgeschrittenen Lebensalter in der Tracht des ominösen Bastrockes sah, niemals, wie man eigentlich hätte annehmen sollen, Knaben oder allenfalls jüngere Männer. Alles, was ich bisher über diesen auffallenden Umstand gehört hatte, erschien mir so widersprechend und unlogisch, daß ich es ohne weiteres verwarf. Erst der Häuptling von Peum klärte mich einwandfrei über diesen heiklen Punkt auf. Da erfuhr ich denn zu meiner großen Überraschung, daß die rituelle Zeremonie gleichzeitig als eine Art von Sexualtherapie sehr segensreich wirke. Ich halte das sehr wohl für möglich, zumal wenn man bedenkt, welch wichtige Rolle die Autosuggestion auch im Leben dieser Naturvölker spielt.

Daß bei dieser wichtigen Begebenheit für den nötigen Nimbus gesorgt wird, versteht sich von selbst, und große Festlichkeiten und Schmausereien sind davon unzertrennlich. Die Zeremonie, während deren ganzer Dauer Weiber und Kinder in den Häusern bleiben, findet

mitten auf der Dorfstraße statt und ist nur den Männern sichtbar, die sich ihr bereits früher haben unterwerfen müssen und die nun von den Kletterbäumen aus dem bedeutsamen Ereignis zusehen. Darauf begeben sich alle Beteiligten zu einem eingezäunten und dicht verhangenen Platz im Wald (Abb. 132), zu dem sie auch in der Folgezeit täglich für einige Stunden zurückkehren und den sonst niemand betreten darf, bleiben hier den ersten Tag und kehren dann, mit dem Bastrock angetan, in ihre Behausung zurück.

Als einmal das Vertrauen der Peumleute gewonnen war, legten sie jede Scheu vor mir ab, ohne indes jemals aufdringlich zu werden, wie ich es bei anderen Eingeborenen so oft beobachtet hatte. Vor meinem Zelt spielten die Dorfkinder so fröhlich und harmlos, als ob kein Weißer im Ort sei. Oft habe ich des Abends mit großer Freude den Buben und Mädchen zugesehen, als sie mir im hellen Mondenschein ihre netten Bewegungsspiele vorführten, die zum Teil von recht melodiösen Gesängen begleitet waren (Abb. 135).

Es ist wunderbar, wie viel Ähnlichkeit diese Spiele mit denen unserer Kinder haben. Sie sind natürlich hier auf afrikanische Verhältnisse zugeschnitten, und es versteht sich von selbst, daß die bei Negern so wichtige Essensfrage darin eine große Rolle spielt. Waren bei diesen Spielen Knaben und Mädchen gemeinsam beteiligt, so zeigte sich bei anderen, ganz entsprechend unsern heimischen Verhältnissen, die deutliche Hinneigung auf die späteren Pflichten der verschiedenen Geschlechter: die Jungen tollten an hohen hölzernen Spielgestellen herum, die sie sich im Wald erbaut hatten; die kleinen Mädchen spielten mit Puppen. Es waren die denkbar einfachsten Puppen, die ich jemals gesehen, denn sie bestanden aus weiter nichts als aus einem recht gewichtigen Stück des saftigen Bananenstammes, das liebevoll an einem Bastgurt auf der Hüfte herumgeschleppt wurde. Um die Illusion, als ob sie Mutter seien, zu erhöhen, hatten sich die kleinen Wesen aus dütenartig gedrehten Phryniumblättern künstliche Brüste hergestellt, die an einem unter den Armen durchgezogenen Faden befestigt waren und sich höchst drollig ausnahmen.

124. Bangandudorf. (S. 157.)

125. Faktoreiplatz N'gufi im Urwald. (S. 157.)

126. Bangandu beim Spannen der Armbrust. (S. 164.)

127. Bangandu-Armbrustschütze. (S. 164.)

128. Bangandu am Webstuhl. (S. 158.)

Der Aufenthalt in Peum wird mir immer eine der liebenswürdigsten Erinnerungen bleiben, die sich für mich an Afrika knüpfen, denn manche vergnügte Stunde habe ich inmitten der fröhlichen Naturkinder zugebracht. Noch am Abend vor meiner Abreise war mein ganzes Zelt voll von Peumleuten, Männern, Weibern und Kindern, die meine von ihnen aufgenommenen Photographien sehen wollten. Als sie es fertig hatten, das Figürliche aus der Photographie herauszusehen und die bekannten Gesichter zu finden, brachen sie in schallendes Gelächter aus, wie über einen guten Witz; dazwischen ertönten „Ahs" und „Ohs" des höchsten Erstaunens. Jedenfalls hatte ich mit dem Vorzeigen von Photographien in meinem Leben noch keinen derartigen Effekt gemacht wie bei diesen einfachen Leuten.

So gern ich mich, schon aus ethnographischen Rücksichten, an diesem idyllischen Platz längere Zeit aufgehalten hätte, so konnte ich doch nicht länger bleiben; denn auch hier, wie so oft später im Verlauf der Expedition, legte die Schwierigkeit der Trägerverpflegung ein energisches Veto ein. In der Frühe des 14. März kletterten die Träger, die inzwischen Mildbraeds Gepäck eine Etappe weiter nach vorwärts bewegt hatten, mit meinen Lasten den steilen Hang zum Lokomofluß hinunter, turnten über die malerische, auf einem gestürzten Baum erbaute Knüppelbrücke und verschwanden auf dem jenseitigen tief gelegenen Ufer in dem düstern unbewohnten Urwald, der für die folgenden drei Tage unser Aufenthaltsort werden sollte (Abb. 133).

Inzwischen hatte sich trotz vereinzelter Regenfälle immer mehr die Herrschaft der schon weit fortgeschrittenen Trockenzeit geltend gemacht, und der riesige Urwald, der sich weit und unbewohnt vor uns ausdehnte, lag scheinbar wie ausgestorben da, düster und tot. Kein Vogel, kein Insekt kreuzte den Weg. Das schwarzgrüne Dunkel, aus dem sich die mächtigen kerzengeraden Stämme des Triplochiton (Abb. 138), der Piptadenia africana und der anderen Riesen mit ihren weit ausladenden oder abenteuerlich geformten, brettartigen und hochansetzenden Wurzeln hell heraushoben, verharrte in geheimnisvollem, ablehnendem Schweigen. Aber gerade diese Stille verstärkte den Eindruck des Unberührten, des

Großartigen. Alles Leben schien jetzt noch mehr als sonst der geschlossenen dichten Laubdecke zuzustreben, die, 40, 50 Meter über dem Boden, alles nach oben ans freie Sonnenlicht zwingt.

Unten am Boden, wo jetzt zur Trockenzeit das belebende Naß verschwunden war, schien für die bunte geflügelte Kleintierwelt — und sie allein bringt ja Leben in den Urwald — kein Platz mehr, an dem sie sich wohlfühlen konnte. Aber hoch oben in den luftigen Wipfeln über dem düstern Waldinnern mußten jetzt wohl bessere Lebensbedingungen zu finden sein, denn reichlicher Laubfall und frisch gefallene Blüten am Boden wiesen auf eine beginnende erhöhte Lebenstätigkeit der Bäume hin. Aber abgesehen von der den Tropen eigentümlichen Erscheinung der Cauliflorie, d. h. dem Ansetzen von Blüten und Früchten am Stamm, ja selbst dicht über dem Boden, war nur selten das Sprossen und Treiben sichtbar. Es wirkte aber, wenn es durch eine zufällige Lücke im grünen Blätterdach den Blicken erreichbar wurde, auf den Beschauer desto mehr durch die Art, in der es sich betätigte. Lange eigentümlich zerzauste Büschel, von gelber, roter oder violetter Farbe hingen hier fuß- oder gar meterlang von den Ästen. Aber es waren keine Blütenbildungen, was sich hier zeigte, sondern die eigentümliche Art, in der viele tropische Bäume ihre neuen Zweige hervorbringen und die der Botaniker als „Ausschüttung" bezeichnet. In überraschend kurzer Zeit, fast sichtbar, werden hier die ganzen Zweige mit Blattstielen und Blättern als weiche, schlaff herabhängende Masse bis zu ihrer vollen Größe ausgebildet; erst dann richten sie sich auf und nehmen an Stelle der blassen, bunten Farbentöne ihre endgültige Färbung an.

Nach längerem, planmäßigem Suchen mit dem Glas entdeckt dann auch der Kundige, daß einzelne der Urwaldbäume von Blüten purpurn, goldgelb oder schneeweiß gefärbt sind und so förmliche Riesensträuße bilden, die oft einen betäubenden Wohlgeruch zur Erde senden, für den man selbst mit einem gut ausgebildeten Geruchserinnerungsvermögen vergebens etwas gleiches aus der Heimat sucht. Man rät auf Narzissen, auf Robinien, auf Jasmin, Geißblatt oder Tuberosen, auf Wein- oder Lindenblüten; aber diese Düfte sind doch wieder etwas

ganz anderes, und man stellt mit Staunen fest, wie unendlich mannigfach die Zahl der Wohlgerüche ist. Käme einem irgendeiner dieser Urwaldgerüche später jemals wieder vor, man würde sich seiner sofort wieder erinnern und ihn niemals mit einem andern verwechseln, ebensowenig wie den Geschmack der Ananas mit dem eines Gravensteiner Apfels.

Daß mein Gefährte im Wald eifrig tätig gewesen war und manchen harten Kampf mit den Baumästen und Lianen ausgefochten hatte, sah ich an den leeren Patronenhülsen und an den mächtigen Blütenzweigen, die hie und da unten am Boden lagen und deutlich die Wirkung von Mildbraeds Botanisiermunition zeigten.

Es gibt kein schöneres Lagern als das im Urwald, vorausgesetzt, daß die Jahreszeit nicht gar zu ungünstig ist, und mit besonderer Liebe habe ich mir gerade im Urwald die Lagerplätze ausgesucht. Das ist freilich nicht immer ganz einfach. Denn abgesehen von den Wasserverhältnissen, von denen man die Wahl des Platzes abhängig zu machen hat, muß man im Wald auch darauf achten, daß man nicht etwa unter Bäumen lagert, die durch abgestorbene Äste eine Gefahr bilden. Aber auch dann erfordert die Einrichtung des Lagers fast immer mehr oder weniger umfangreiche Ausholzungen. Trotz aller dieser Umständlichkeiten ist ein Lagerplatz im Wald auf jeden Fall dem auf der Dorfstraße vorzuziehen, wo man niemals vor der Nachstellung durch beflügelte Quälgeister, wie Moskitos und Sandfliegen, sicher ist, wo man sich meist den vollen Strahlen der Sonne aussetzen muß und wo man vor ständigen Palavern der Schwarzen nicht zum Arbeiten kommt.

Mein erstes Lager im Bange-Busch war zugleich das erste Waldlager wieder seit vielen Jahren, und mit vollem Bewußtsein gab ich mich dem Genuß dieser wunderbaren, großartigen Einsamkeit hin. Meine Fangträger waren in sehr fröhlicher Stimmung, denn einer der Jäger hatte eine kleine Antilope erlegt; sie ließen ihre wohlklingenden Gesänge hören und tanzten dazu. Und während der von den verglimmenden Lagerfeuern hochsteigende bläuliche Rauch in den Kronen des dämmerigen Waldes sich verlor, brach schnell die Tropennacht herein. Ein tausendstimmiges Konzert nächtlicher Musikanten

aus der Insektenwelt, die den Tag über geschwiegen hatten, löste allmählich den Gesang meiner Leute ab, die nach und nach verstummten.

Alles lag längst in tiefem Schlaf, als der aufgehende Mond zwischen Stämmen, Lianengewirr und dem so mannigfach gestalteten Laub sichtbar wurde. Sein kaltes Licht ließ die abenteuerlichen Silhouetten der fremdartigen Gebilde wie Gestalten aus einem Zauberwald erscheinen, den eine kühne Phantasie geschaffen. Es wurde jetzt kühl, fast kalt, und fröstelnd hüllte ich mich in meine Decken; es war die kälteste Nacht, die ich im Urwaldgebiet erlebte, und dennoch zeigte das Schleuderthermometer vor Sonnenaufgang immer noch 17 Grad, eine Temperatur, die dem Europäer daheim noch hoch erscheinen mag, dem verwöhnten Tropenmenschen aber Unbehagen verursacht. Wir waren ziemlich klamm und verfroren, als wir uns kurz nach Sonnenaufgang in Marsch setzten.

Die Dauer der Tagemärsche im unbewohnten Urwald ist durch die Lage der gegebenen Lagerplätze fast noch mehr bedingt wie in den bewohnten Gebieten, denn man muß in Rücksicht auf die mitgenommenen Vorräte sehr genau vorausdisponieren und tut gut daran, früh aufzubrechen. Die geeigneten Plätze im Urwald sind meist kenntlich durch die Holzkohlen früherer Lagerfeuer, denn in einem Gebiet, das so reich ist an Kautschuk, werden die Urwaldpfade viel mehr betreten, als man denkt. Wir fanden hier und da auch größere, bereits verlassene Lager von Kautschuksammlern, ja selbst die originellen Nachtfangvorrichtungen an Bach- und Flußläufen, welche die durch weithin leuchtende Feuer angelockten Fische veranlassen, einen engen Durchgang zu passieren, in dem sie von oben her gespeert werden.

Die beiden auf Veranlassung der Station Molundu im Bange-Urwald vor kurzem angelegten Siedelungen, eine freundliche Abwechslung in dem ewigen Einerlei des Urwaldes, schienen so recht die großen Schwierigkeiten zu beweisen, die solche Neugründungen zu überwinden haben. Denn auch in den Tropen brauchen die Pflanzungen eine gewisse Zeit, bis sie ertragsfähig sind, und für die schwarzen Kolonisten, die den Zweck der ihnen gewordenen Aufgabe nicht einsehen, ist es

129. Bangandu im Baſtſchurz. (S. 162.)

130. Totenhäuschen im Dorfe Yukaduma. (S. 165.)

131. Begräbnisplatz eines Banganduhäuptlings bei Rumilla. (S. 166.)

wenig sympathisch, sich ihre täglichen Lebensmittel für die Dauer eines Jahres von weither besorgen zu müssen.

Im Gebiete dieser Neuanlagen begann der schönste Teil des Bange-Urwaldes, dessen landschaftliche Reize vor allem auch durch den Wechsel von ansehnlichen Bodenwellen und tiefen Bachschluchten gehoben wurden, alles geologisch betrachtet aber nur eine Wiederholung von dem, was mir schon im Banganduland aufgefallen war. Auch hier fanden sich streckenweise in buntem Durcheinander mächtige gerundete Sandsteinblöcke und große Quadern des rötlichen Lateritgesteins an der Oberfläche des Bodens, alle dicht bewachsen mit Flechten und Algen. Erst ganz zuletzt stieß ich in einem Bachbett auf anstehenden Glimmerschiefer und darauf liegendes grobes Geröll.

Ganz einzigartig durch die Ausbildung der Individuen war die Pflanzenwelt. Unser letzter Lagerplatz im Wald lag in der Nähe einer Vegetationsformation, die vielleicht eine der erhabensten und großartigsten ist, die es in der afrikanischen Hyläa gibt. Die Riesenstämme des Triplochiton, jener gewaltigen Sterculiacee mit den Ahornblättern, bildete hier einen lichten Hain, fast ohne jedes Unterholz und demzufolge mit weitem Durchblick. An diesen Bäumen wirkt alles so ebenmäßig und ruhig, daß sie in geschlossenen Beständen eines der fremdartigsten Landschaftsbilder schaffen müssen, die dem Kenner der afrikanischen Tropen im Urwaldgebiet begegnen können. Auch hier unter den Triplochiten war überall Grabesruhe; das Tierleben war wie ausgestorben, nur einige Perlhühner wechselten flüchtig über den Weg und verschwanden in den Farnkräutern am Boden.

So hatte uns das erste große Stück unbewohnten Urwaldes, das wir durchquerten, zwar die ganze Pracht tropischen Pflanzenlebens in all seiner Mannigfaltigkeit gezeigt, hatte aber von seiner Tierwelt so wenig sehen lassen, daß meine hochgespannten Erwartungen sehr enttäuscht waren und daß ich es mir von nun an zum Grundsatz machte, die Erwartungen für alle mir neuen Gebiete von vornherein möglichst herunterzuschrauben.

Mit dem Erreichen des Bangeflusses hatten wir die „tote"

Waldzone hinter uns, und nach einer recht peinlichen Passage über die sogenannte „Bangebrücke", wie euphemistisch ein impertinent glatter Baumstamm bezeichnet wurde, der hoch über die trüben Fluten hinwegführte, beendeten wir unsern Marsch auf dem hohen Steilufer des Bumbaflusses bei der Faktorei der G. S. K. Ihre Lage ermöglichte einen weiten Ausblick über eine reizvolle Flußlandschaft mitten im Urwald. Im Hause des Faktoreileiters Laubmeister fand ich Mildbraed, den ich noch am selben Morgen botanisieren „gehört" hatte, inmitten eines Berges von gefüllten Pflanzenpressen vor. Er war indes viel weniger von der Flora der ersten von uns durchreisten „toten" Urwaldstrecke erbaut, als mich meine eigenen Eindrücke glauben ließen; dennoch entschloß er sich, für einige Tage zu der aussichtsreichsten Stelle des Bangebusches zurückzukehren. So gewann ich Zeit, mir in dem nahegelegenen Dorf Bange, dem Geburtsort meines Boys Musa, dessen Landsleute, die berüchtigten Kunabembe, anzusehen.

Wer sich in diesen Gebieten nach der Karte orientieren will, wird sich kaum zurechtfinden, denn der fortwährende Ortswechsel, zu dem alle Völker Südostkameruns in so hohem Maße neigen, läßt selbst die besten kartographischen Arbeiten in ganz kurzer Zeit veralten. Es wird später zu den wichtigsten Pflichten der Verwaltung gehören, den Eingeborenen eine größere Stetigkeit anzugewöhnen, denn das heute befolgte Prinzip, alle paar Jahre neue Urwaldgebiete unter Kultur zu nehmen, unter vollständiger Aufgabe der alten, ist ein arges Raubsystem und vernichtet unwiederbringlich große Werte.

Auch das Dorf, in dem Musa, die Zierde der Kunabembe, vor Jahren das Licht der Welt erblickt hatte, lag nicht mehr dort, wo es nach der Karte liegen sollte. „Massa them town J be born live now for some other place", sagte er in seinem Negerenglisch, als wir zusammen nach seiner „town" aufbrachen, die eine Stunde weiter westlich lag, als die Karte sie angab. Als wir durch das Dorf Bange wanderten, merkte ich, wie Musa, im funkelnagelneuen Khakianzug, den Fez auf dem Ohr, die Büchse über der Schulter, sich als „big man" fühlte. Er hätte um keinen Preis der Welt diese erhebenden Augen-

blicke hingegeben, so als Triumphator unter seinen Landsleuten Einzug zu halten. Dieses Selbstbewußtsein Musas ist uns später mehrfach zu statten gekommen, denn wenn wir ihn irgendwohin zum Quartiermachen vorausgeschickt hatten, konnten wir sicher sein, daß er einen Sagenkreis um uns gewoben hatte — von dem er selbst natürlich auch profitierte! —, der alle Verpflegungsschwierigkeiten spielend beseitigte.

Nach allem, was mir Musa von seinen Landsleuten erzählt hatte, war ich angenehm enttäuscht durch die freundlichen Bilder, die mir das Dorf Bange zeigte. Nackte Buben spielten mit Peitsche und Kreisel auf der saubern Dorfstraße vor den schnurgerade ausgerichteten Rindenhäusern, und die Weiber und Mädchen (Abb. 140), die im Schmuck gewichtiger messingner Halsbänder von der Farmarbeit zurückkehrten, schienen durch Büschel roter Blüten, die sie durchs Ohrläppchen gesteckt hatten, auf eine fröhliche, heitere Lebensauffassung hinweisen zu wollen. Und dennoch sind gerade die Kunabembe derjenige Stamm, bei dem sich der Kannibalismus in der widerwärtigsten Form zeigt oder doch bis ganz vor kurzem noch gezeigt hat. Es bestand hier nämlich der Brauch, daß befreundete Männer ihre Eltern zu kannibalischen Zwecken gegenseitig austauschten, wenn sie altersschwach geworden und zu nichts mehr nütze waren! Ich hatte das schon wiederholt gehört, wäre aber kaum geneigt gewesen, diesen Behauptungen Glauben zu schenken, wenn mir nicht mein Kunabembe-Junge selbst die Wahrheit bestätigt hätte.

Der 19. Februar sah mich mit meinen Leuten bereits wieder auf dem Marsch nach Norden. Anfangs führte der Pfad durch dichtes Unterholz, zum Teil sekundären Charakters, das fortwährendes lästiges Bücken nötig machte. Dann aber schritten wir in beschleunigtem Tempo auf einem der schönsten und angenehmsten Pfade vorwärts, die ich bis dahin auf meinen Kameruner Wanderungen begangen hatte. Auf einer gewaltigen, fast plateauartigen Bodenwelle, stellenweise rotgefärbt von den Verwitterungsprodukten des Laterits, stand hier ein Wald, der zwar an erhabener Ruhe mit dem kurz vor Bange durchwanderten Triplochitonhain nicht zu vergleichen war, aber durch Schönheit und Mannigfaltigkeit der gewaltigen Baumformen zu einem der landschaftlich

reizvollsten gehörte, die unser Auge auf unseren weiten Urwaldwanderungen erfreut hatten.

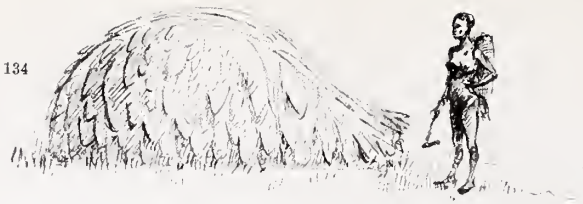
In diesem Wald schienen die Bäume so fest gewurzelt und dauerhaft, daß man selten einen Windbruch bemerkte, der unfehlbar der Anfang zur Bildung dichten Unterholzes ist. Wie reizvoll, in dieser herrlichen Fülle einmal Gelegenheit zu haben, jeden einzelnen Baum, unbehindert durch Unterholz, in seiner ganzen Schönheit, von der Wurzel bis zu der mächtigen, epiphytenbesetzten Krone, bewundern zu können! Diese weiten Durchblicke versetzten — trotz der ganz verschiedenen Formen — in Stimmungen, wie sie uns beim Marsch durch unsere herbstlichen Buchenwälder erfüllen mit ihren grauen Stammsäulen und dem reichlich gefallenen Laub in allen Färbungen, das unter den Füßen des Wanderers raschelt. So zog ich in sehr gehobener Stimmung trotz der nicht unbeträchtlichen Tagesstrecke durch diesen prächtigen Naturpark, meinem nächsten Reiseziel, dem großen Kunabembedorf Minyaß zu.

Wir waren nun in einem Gebiet, das, nicht mehr ausschließlich Eigengebiet der allmächtigen G. S. K., vor nicht langer Zeit dem Ansturm der Kautschuk einhandelnden Südkameruner Firmen ausgeliefert worden war. Da in den küstennahen Gegenden der Kautschuk längst verschwunden ist und bereits in Form von Autoreifen die Landstraßen Europas und der Vereinigten Staaten unsicher macht, so wendet sich alles, was sich für Kautschuk interessiert, diesen weltfernen Gegenden zu, mit einem Drängen und Hasten, wie es sonst nur einem neuentdeckten Golddistrikt gilt. So war ich denn nicht sonderlich erstaunt, in Minyaß einundzwanzig schwarze Händler und Faktoristen der verschiedensten deutschen und englischen Kautschukfirmen anzutreffen.

Durch diesen massenhaften Zuzug fremder farbiger Elemente sind über Nacht gänzlich neue Auffassungen und Anschauungen zu den bisher bedürfnislosen Kannibalen gekommen. Ob aber diese Form, europäische Kultur zu übermitteln, die richtige ist, darf billig bezweifelt werden. Immerhin aber zeigt sich der dem Kautschuk zu dankende wirtschaftliche Aufschwung, wenn man das beginnende Hosenniggertum so nennen darf, auf Schritt und Tritt in den Dörfern der Kunabembe

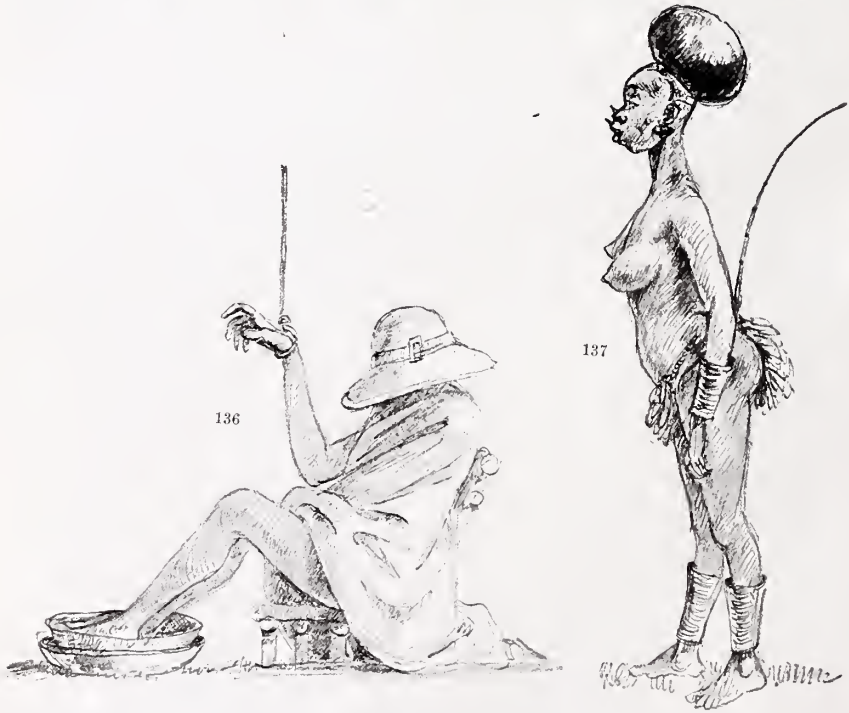
132. Eingang zum Verſammlungsplatz der friſch Beſchnittenen bei einem Banganduborf. (S. 168.)

133. Im Bange-Urwald. (S. 169.)



134. Pygmäenhütte mit einem nur einen halben Meter hohen Eingang. (S. 147.)

135. Aufstellung der Kinder zum Bewegungsspiel. (S. 168.)



136. Aufbahrung der Leiche des Häuptlings Djaolo in Bigondji. (S. 196.)
137. Bokariweib mit Ballonhaube und Hahnenschweif. (S. 199.)

Zeichnungen von Dr. Schultze.

(Abb. 139) und der anderen Stämme, die den, kulturell betrachtet, zweifelhaften Segen des blühenden Kautschukhandels genießen.

Die dicht beisammen liegenden Dörfer Minyaß und Kungo, in denen meine Leute am 19. Februar Quartier bezogen, machten einen auffallend wohlhabenden saubern Eindruck. Es waren wie alle bisher gesehenen Ortschaften sehr schön gerade ausgerichtete Straßendörfer, deren beide Häuserreihen, da Zwischenräume fehlen, jede eigentlich nur einen einzigen Bau bilden und demgemäß einen durchlaufenden Dachfirst besitzen. Der Reichtum, zum Teil wohl eine Rückwirkung der letzten hohen Kautschukpreise, kam in den besonders dicken Messinghalsringen der Weiber — die unbequemste aller jemals erfundenen Damenmoden! — zum Ausdruck, und es war nahezu unmöglich, irgendeinen schönen ethnographischen Gegenstand zu erwerben. Bei so viel besseren Verdienstmöglichkeiten hatten die Kunabembe meine blanken Ein- oder Zweimarkstücke nicht nötig, von meinen armseligen Tauschartikeln gar nicht zu reden. Mit einem gewissen Neid las ich die Briefe von der Hauptexpedition vom obern Ubangi, wo die Eingeborenen noch nicht so verwöhnt waren wie die Kunabembe und für eine Handvoll Perlen die schönsten ethnographischen Gegenstände hergaben. Erst am zweiten Tag war es mir möglich, mit Musas Hilfe — der mir bei allem, was ihm heilig war, schwor, keine Prozente zu bekommen — ein Tauschgeschäft in die Wege zu leiten. Vor allem glückte es mir, gegen schwere Bezahlung meine ethnographische Sammlung um einige der gewichtigen, aber sehr schön gearbeiteten Hals- und Beinringe zu bereichern, die hier ein so bedeutendes Wertobjekt, 40 bis 50 Mark nach unserm Geld, darstellen und beim Kauf der Weiber als großes Geld verwandt werden. An den Häuptling von Kungo hatte ich einen kompletten Khakianzug zedieren müssen, außerdem mußte ich ihm seinen Lieblingswunsch erfüllen, der auf den Besitz einer — Brille abzielte; denn was wäre wohl geeigneter gewesen, ihn dem weißen Mann ähnlich zu machen, als diese „Tala-Tala!" Jedenfalls sah der „Dorfking" mit der großen Brille aus schönem, blauem Fensterglas wahrhaft würdig aus, und er fühlte sich

dementsprechend. Für mich aber war es sehr erfreulich, daß es noch Gegenstände gab, die auf diese Eingeborenen Eindruck machten.

Die Leute müssen ja verdreht werden durch das Bestreben der vielen Kautschukfirmen, sich in der Bezahlung des Kautschuks zu überbieten. Nun gibt es freilich Kautschuk in Südostkamerun noch in Menge; man sieht auf manchen Strecken von jedem Punkt des Waldweges aus eine Kickxia. Aber wie lange wird diese Herrlichkeit noch dauern? Eine planmäßige streng durchgeführte Forstwirtschaft ist im Urwald nicht möglich, und mehr als drei ausgiebige Zapfungen hält auch die gesundeste Kickxia nicht aus, zumal die Eingeborenen sich nicht scheuen, mit Hilfe zweier Kletterschlingen oft viele Meter hoch an den glatten Stämmen emporzusteigen, um den kostbaren Saft zu gewinnen.

Der Tagemarsch, den meine Leute und ich am 21. Februar absolvierten, führte durch Landschaften, die abermals bewiesen, in welch verschiedener Form der afrikanische Urwald auftreten kann. Auf offenbar sehr undurchlässigem, graugelbem Lehmboden stand ein niedriger, dünnstämmiger Busch, der durchaus primär war, aber bei aller Dichte so unscheinbare Formen zeigte, daß man stellenweise sogar an einen heimischen Erlenbruch erinnert wurde. Man ist daheim gar zu sehr geneigt, mit dem Begriff des Urwaldes stets die Vorstellung von fabelhaften Dimensionen und eines schier undurchdringlichen Dickichts zu verbinden, was aber durchaus nicht der Fall zu sein braucht. Gerade einzelne der allergrößten Bäume, wie das mächtige Eriodendron mit seinen imponierenden Strebepfeilerwurzeln, das auf den Neuling beim ersten Betreten des tropischen Afrika so gewaltigen Eindruck zu machen pflegt, sind durchaus nicht charakteristisch für den Urwald, ja sie weisen geradezu auf verlassene Kulturstätten, auf Sekundärwald hin.

Noch ehe ich bei meinem Lager eintraf, das die mit großem Vorsprung marschierenden Leute bei dem Dorfe Dumba angelegt hatten, kamen mir die Häuptlinge von Dumba und Akamayong entgegen, dieser in französischen Artilleriepantalons, jener in Khakihosen, beide aber mit weißen Röcken, tadellosem gelbem, natürlich viel zu engem Schuhwerk und Gamaschen, gegen deren funkelnagelneue

Pracht meine eigenen arg mitgenommenen Beinwickel recht beschämend abstachen. Das schönste aber war der mit imitiertem Leopardenfell überzogene Tropenhelm des Dumba-„Kings". Bei diesem Anblick konnte ich nicht umhin, abermals Betrachtungen über das anzustellen, was der Kautschukhandel in diesen noch vor wenigen Jahren ganz unbekannten Gebieten alles angerichtet hatte. Aber auch einigen meiner Boys kam die überwältigende Komik, die die beiden Opfer europäischer Zivilisation inmitten der Wildnis vor uns verkörperten, so spontan zum Bewußtsein, daß sie die Dorfgewaltigen mit einem wiehernden Gelächter begrüßten und von mir im Interesse eines guten Einvernehmens zurechtgewiesen werden mußten.

Meine Leute hatten das Lager dicht beim Dorfe Dumba im Urwald angelegt und waren dabei so aufmerksam gewesen, mein Zelt dicht neben einen Afrostyrax lepidophylla aufzubauen, dessen penetranter Knoblauchgeruch meine Nase in der schlimmsten Weise peinigte und mir den sonst so schönen Platz vollkommen verleidete. Den Eingeborenen aber ist der Geruch dieses Baumes sehr angenehm, und seine Rinde wird von ihnen sogar zum Würzen der Suppen verwandt.

Die beiden folgenden Tage waren von langen, sehr anstrengenden Märschen ausgefüllt. Anfangs begann das Gelände sogar merklich zu steigen, und der Weg führte über große Flächen von anstehendem Fels. Rauschende Wildbäche tosten hier in ihrem Felsbett der Tiefe zu und schufen im Verein mit neu ausgeschlagenen Farmrodungen ein Landschaftsbild, das reizvoll das Dunkel des Urwaldes unterbrach.

Im Walde hinter Akamayong war eine riesige Grabanlage für einen verstorbenen Häuptling zu sehen. Auf hunderte von Metern war das Unterholz entfernt und waren die Baumstämme mit Strichen aus roter Farbe versehen. Der Verstorbene mußte bei Lebzeiten ein großer Held gewesen sein, denn nicht weniger als 38 Schleifen in der Liane, mit welcher der Platz nach dem Wege zu abgesperrt war, deuteten darauf hin, daß der hohe Abgeschiedene in seinem Leben 38 Feinde getötet und wohl auch nach gutem altem Kunabembebrauch zum Teil seinem Magen einverleibt hatte.

Im Dorfe N'kung, dem letzten Quartier vor meinem vorläufigen Marschziel Yukaduma, lernte ich in dem Häuptling Dogelumpum eine der interessantesten Persönlichkeiten des ganzen Bezirks kennen, denn der Mann stand in großem Ansehen, weil er sich angeblich von jeder Giftschlange ungestraft beißen lassen konnte. Ich war sehr gespannt darauf, die Bekanntschaft dieses Mannes zu machen, der in Molundu nebenbei in dem Ruf stand, ein ziemlich durchtriebener Gauner zu sein; ich war aber sehr enttäuscht, als sich mir ein kleiner, kränklich aussehender Hosenneger als der berühmte Schlangenbeschwörer vorstellte. Tatsächlich führte mir Dogelumpum später in Yukaduma nach langen vergeblichen Aufforderungen seine Künste vor und ließ sich in meiner Gegenwart von einer nicht allzu großen giftigen Baumschlange in den Finger beißen. Eine Cobra oder Hornviper habe er, wie er behauptete, trotz allem Suchens nicht auftreiben können. Natürlich war das nur ein Vorwand, denn es mag wohl möglich sein, daß der Eingeborene, der öfter von einer kleinern Giftschlange gebissen wurde, schließlich einigermaßen gegen das Gift immun wird; ich möchte aber doch bezweifeln, ob derselbe Mann sich mit voller Seelenruhe von einer großen Cobra beißen lassen würde.

Je mehr wir uns Yukaduma näherten, desto mehr zeigte es sich, daß weite Gebiete des nördlichen Kunabembebezirks früher Kulturen bedeckten, denen die ursprüngliche Walddecke vollkommen zum Opfer gefallen war. Wir lernten hier in ihrer großartigen Entwicklung eine der Formationen kennen, die im westafrikanischen Urwaldgebiete von verlassenem Kulturland Besitz ergreifen. Denn nur in den seltensten Fällen regeneriert sich der Wald in der Zusammensetzung, die ihn vor seiner Vernichtung charakterisierte; dagegen sind es drei Pflanzen, die fast regelmäßig entwaldete Gebiete für die Wildnis zurückerobern, das hohe Elefantengras, das mächtige ingwerartige Aframomum und als wichtigstes der unverwüstliche Regenschirmbaum, die Musanga Smithii.

Die Pflanze, die bei Yukaduma diese Aufgabe übernommen hatte, war die Musanga, die sich schon im mittlern Bangandubezirk vereinzelt, dann immer häufiger in größeren oder kleineren Beständen

gezeigt hatte. Um den „Posten Plehn" — wie Alt-Yukaduma neuerdings genannt wird — dehnten sich weite Waldungen, lediglich aus diesen Regenschirmbäumen bestehend, die hier auf altem Farmland üppig emporgeschossen waren. Zwar wirkte dieser hohe Musangawald mit den schnurgeraden weißgrauen Stämmen und den kandelaberartigen Kronen in seiner Art malerisch, verstärkte aber durch seine Eintönigkeit eher den melancholischen Eindruck, den die im Verfall begriffenen Anlagen des einst wichtigen Platzes hervorriefen. Die alten Bauten des Postens wurden von einigen Arbeitern der Station Molundu bewohnt und notdürftig in Stand erhalten. Gegenüber dem Unkraut, das die letzten noch freien Pflanzungen und Wege zu überwuchern drohte, hatten die Leute aber einen schweren Stand. Eigentümlich zu dieser grünen Krautwildnis kontrastierte der freie, vom Sonnenlicht übergossene Platz vor den Häusern. Am Rande dieses Platzes hatte einer der ältesten Pioniere des fernen Südostens von Kamerun, der unermüdliche Dr. Plehn, seine letzte Ruhestätte gefunden, nachdem er bei Bertua von einem vergifteten Pfeil getroffen worden war. Es war ein trübes Bild des Zerfalls, das auch der weithin leuchtende rote Blütenflor üppiger Balsaminen unten am Bache nicht aufzuhellen vermochte.

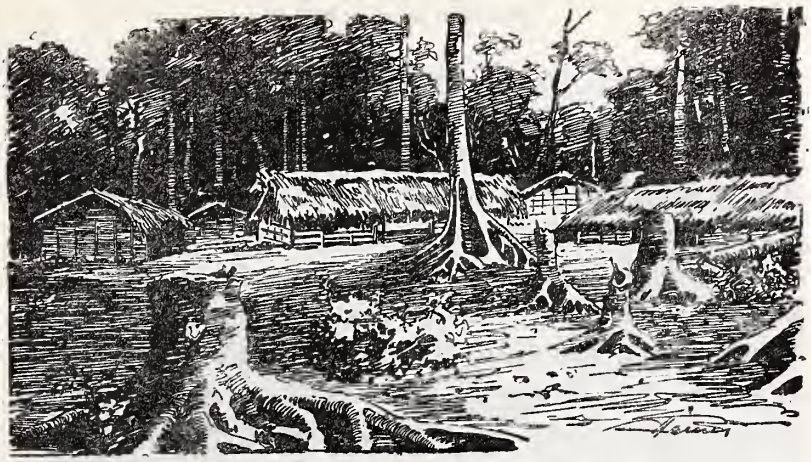
Wie trostlos die einförmigen Musangabestände, der Schrecken des Botanikers, wirken können, merkt man eigentlich erst, wenn man gezwungen wird, durch sie hindurchzumarschieren. Viele Stunden lang führte an diesem Tag der Marsch durch solche Wälder, in denen die letzten Bananen verlassener Dörfer um ihr Dasein kämpften und nach dem spärlichen Lichte strebten, wie die langen Triebe ausschlagender Kartoffeln im dunkeln Keller. Mit unheimlicher Schnelligkeit, um mehrere Meter im Jahre, wächst der Regenschirmbaum, nichts anderes neben sich duldend, und in wenigen Jahren erreicht er die Höhe unserer heimischen Waldbäume. Durch das schnelle Wachstum und die dadurch bedingte geringe Festigkeit ist das Holz so gut wie wertlos und bietet in keiner Weise einen Ersatz für die Stoffe, die der Regenschirmbaum dem Boden entzieht; denn die Versuche, die man gemacht hat,

das Holz zur Papierfabrikation zu verwerten, sollen bisher fehlgeschlagen sein.

Kurze Zeit, nachdem wir eine kleine Schlucht passiert hatten, in der ich die ersten Baumfarne während der Expedition antraf, gelangten wir endlich wieder in Urwald, durch den es noch viele Stunden bergab, bergauf über flache Rücken und dunkle Bachschluchten ging, bis wir endlich der Anlagen von Neu-Yukaduma ansichtig wurden. Aus einer ansehnlichen Lichtung am N'yüi-Fluß hob sich ein großes, sauber geglättetes Viereck aus hellem Grün heraus, mit einem wohnlichen Rindenhaus und einigen Schuppen dahinter, von denen der Wind den charakteristischen Geruch von Kautschuk zu uns herübertrug, die Faktorei Yukaduma der Gesellschaft Südkamerun (Abb. 142). Bald darauf begrüßte ich den Leiter der Faktorei, Herrn Graf, der lange Zeit kein weißes Gesicht gesehen hatte, und richtete mich mit meinem Zelte häuslich auf dem geräumigen Faktoreihofe ein, der für einige Tage mein Standquartier werden sollte.

Am nächsten Morgen schon gingen die Träger zurück, um auch Mildbraeds Lasten in Bewegung zu setzen. Ich hatte nun Zeit, in aller Ruhe meine Sammlungen zu ordnen und zu packen und die Vorbereitungen für den nächsten Teil unserer Reise zu treffen, der den vielversprechenden Abstecher in das mit großer Spannung erwartete Grasland umfaßte.

Das Konservieren und Verpacken der zusammengetragenen Schätze ist immer der lästigste und schwierigste Teil der Sammeltätigkeit in der Wildnis, da es meist an geeignetem Packmaterial fehlt. Aber gerade in den regenreichen Urwaldgebieten der Tropen ist es dringend nötig, die gesammelten Schätze vor den Einflüssen der Witterung zu schützen, wenn man nicht will, daß wochen- und monatelange Arbeit ganz umsonst gewesen ist. Da war es eine große Annehmlichkeit, daß wir uns im Kautschukgebiet jederzeit Gummimilch verschaffen konnten, die, auf gewöhnliche Leinwand gestrichen, aus dieser ein Packmaterial machte, das allen Ansprüchen auf Wasserdichtigkeit gerecht wurde.



Botaridorf.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Bis an die Grenzen des Graslandes. Von Yukaduma nach Assobam.

Inzwischen mehrten sich immer deutlicher die Anzeichen der bevorstehenden kleinen Regenzeit. Nachdem wir schon am Bangefluß die ersten wahrnehmbaren Niederschläge erlebt hatten, fielen von Ende Februar ab, zunächst vereinzelt, dann in immer kürzeren Pausen, bei großer Wärme schwere Regengüsse, die tief in das ausgetrocknete Erdreich eindrangen. Auch die elektrischen Entladungen, die diese Güsse begleiteten, nahmen ständig an Zahl zu, und die um die Mitte des Monats März meist von Südosten heraufziehenden Tornados waren vor allem durch die ununterbrochene Folge der Blitze von einer Großartigkeit, wie sie nur die Tropen kennen. Auffallend war trotz der Wiederkehr der nassen Jahreszeit an den regenfreien Tagen die diesige Luft, die mich infolge ihres Staubniederschlages fast verleitet hätte, sie für den Harmattan Westafrikas anzusehen, wenn nicht ausgesprochener Südwind geherrscht hätte.

Die Wirkung der beginnenden Regen wurde sehr schnell bemerkbar. Zu allererst zeigte sich die Folge der Niederschläge in der immer größer werdenden Zahl der Insekten, solcher, die das Auge erfreuten,

aber leider auch solcher, die, wie die winzigen Sandfliegen (Simulia), alles darauf angelegt hatten, einem das Arbeiten nach Kräften zu erschweren. Die Sandfliegen, diese lästigsten Quälgeister der afrikanischen Tropen, gegen deren Überfälle auch das engmaschigste Moskitonetz nicht schützt, stammten zweifellos aus den Pisangpflanzen des nahen Dorfes. Es zeugt für die gute Beobachtungsgabe der Eingeborenen, daß sie das Vorkommen der Simulia mit der jeweiligen Nähe ihrer wichtigsten Kulturpflanze in Zusammenhang bringen; denn die saftreiche Pflanze speichert in ihren Blattscheiden genügende Mengen Regenwassers auf, die sehr wohl als Brutstätten der Sandfliegen denkbar sind.

Die ungewöhnlich reichlich und üppig tragenden Pisangpflanzungen um das neue Dorf Yukaduma nahmen beträchtliche Bodenflächen ein, so daß auch unsere Fangleute förmlich in der für ihr Wohlleben unbedingt nötigen Frucht schwelgen konnten. Ob die große Tragfähigkeit der bei Yukaduma stehenden Mehlbananen auf besondere Fruchtbarkeit des Bodens zurückzuführen ist, oder auf das verwerfliche Raubsystem, das bei fortwährendem Platzwechsel immer nur neue ganz jungfräuliche Boden unter Kultur nimmt, ist allerdings schwer zu sagen.

Die Bumbum, das Volk, dem diese reichen Pflanzungen gehörten, zeigten sich als ein den Kunabembe eng verwandtes Volk. Da sie sich trotz früherer heftiger Kämpfe als nahe Verwandte der bei Lomie wohnenden N'dzimu bekennen, andererseits aber durch die Kunabembe auch in allerengster Beziehung zu den Völkern am untern Djah und Sanga stehen, so darf man alle Völker im südöstlichen Teil der Kameruner Urwaldzone mit Ausnahme der eingedrungenen Sudanstämme als ein großes Ganzes auffassen. Sehr schwer ist, trotz aller Hinweise, die frühere Wanderungen liefern, die Gemeinschaftlichkeit mancher Sitten zu erklären, die auf Beziehungen nicht nur zu weit entfernt wohnender Völker hinweisen, sondern auch zu solchen, die offenbar ganz andern Stämmen angehören. So erschien es mir sehr auffallend, daß ich bei den Bumbum die auch von Schweinfurth und Schubotz bei den Mangbettu angetroffene Sitte vorfand, die Haut mit dem tintenartigen Saft der Randia malleifera zu bemalen. Besonders einzelne jüngere

138. Triplochiton-Stamm im Bange-Urwald. (S. 169.)

139. Kunabembedorf im frisch gerodeten Urwald. (S. 177.)

140. Kunabembeweiber mit Tragekiepen bei Yukaduma. (S. 175.)

Leute trugen im Gesicht reiche und geschmackvolle Muster, die sich in ihrer blauschwarzen Tönung gar nicht so übel auf der braunen Haut ausnahmen.

Zwischen meine ethnographischen Arbeiten im Dorfe Yukaduma und die Vorbereitungen zu meiner Reise nach dem Grasland fiel die Ankunft mehrerer Europäer in Yukaduma. Kurze Zeit nach meinem Gefährten Dr. Mildbraed traf der an die Küste marschierende bewährte Stationsleiter von Molundu, Herr Koch, ein, und von der Küste kam fast gleichzeitig sein Vorgänger und Nachfolger Oberleutnant von der Marwitz. Ein anderer Besucher, Kaufmann Funk aus dem benachbarten Momos, den ich in Yukaduma kennen lernte, nahm mir das Versprechen ab, ihn auf seiner einsamen Faktorei zu besuchen. Ich habe dies Versprechen nicht zu bereuen gehabt, denn ich fand in dem Herrn des kleinen Anwesens einen verständnisvollen Förderer meiner ethnographischen Studien.

Da Mildbraed und ich gottlob nicht genötigt waren, für den geplanten Abstecher an die Urwaldgrenze unsern ganzen Troß mitzuschleppen, und den entbehrlichen Teil unserer Lasten in Herrn Grafs Obhut zurücklassen konnten, wurde es uns mit Hilfe der vorhandenen Träger möglich, beide an demselben Tage, dem 15. März, bei trübem, regnerischem Wetter nach Norden aufzubrechen. Während Mildbraed sofort bis zum Grasland durchmarschierte, machte ich zunächst auf der Faktorei des Herrn Funk halt.

In diesem behaglichen Urwaldidyll, das mich verstehen ließ, weshalb sein Schöpfer gar nicht den Wunsch hatte, nach Europa zurückzukehren, verbrachte ich einige Tage, die für mich zu den freundlichsten Erinnerungen dieser Expedition zählten. Ebensogut, wie es der Leiter der kleinen Faktorei verstand, mit seinen gezähmten Urwaldtieren umzugehen, ebensogut, ja fast noch besser, wußte er auf die Eigentümlichkeiten der Eingeborenen einzugehen, auf ihr Denken und Fühlen. Besonders die Pygmäen der Umgebung hingen außerordentlich an ihm; ja sie bemühten sich sogar, ihr niemals getäuschtes Vertrauen durch Heranschaffung großer Mengen von Kautschuk zum Ausdruck zu bringen.

Hier in Momos war es denn auch, wo ich das interessante Volk so kennen lernte, als ob es vollkommen unter sich sei, wo es sich ohne alle Scheu gab, wie es wirklich war. Zwar schienen die kleinen Leute, als ich sie zum ersten Male in ihrem Urwaldlager aufsuchte, anfangs ängstlich zu sein; als ihnen aber mein Begleiter die Versicherung gab, daß sie mir genau so gut trauen könnten, wie ihm selbst, legten sie schnell ihre Scheu ab und zeigten sich so liebenswürdig und umgänglich, wie es nur denkbar sein konnte. Sie gaben mir auf alle meine Fragen, soweit ich ihrer primitiven Denkweise nahekommen konnte, bereitwillig Auskunft und führten mir sogar ihre sonderbaren, aber höchst ansprechenden Tänze vor.

Diese Tänze waren vollkommen abweichend von allem, was ich bisher gesehen hatte und später sah. Es waren Rundtänze, an denen sich abwechselnd Männer, Weiber und Kinder beteiligten, Reigen, die sich gemessenen Schritts im Kreise bewegten und durch sonderbare Bewegungen des Körpers den verschiedenen Tieren des Waldes abgelauschte Bewegungen zur Darstellung bringen sollten. Während also bei dem umwohnenden Bantustämmen immer nur ein oder zwei Tänzer aus dem Kreise der Teilnehmer herausspringen und ihr Pensum abtanzen, erinnerten die Reigentänze der Pygmäen an die gewisser südafrikanischer Völkerschaften.

Das Vertrauen, das die Bayegga meinem Gastgeber entgegenbrachten, zeigte sich vor allem auch darin, daß sie gelegentlich auf seiner Faktorei übernachteten. Bei einer solchen Gelegenheit saßen wir eines Abends — es war ein trüber Tag, und der Regen prasselte draußen in Strömen nieder — beim Lampenlicht auf der gemütlichen Veranda mit den Pygmäen um den langen Tisch; und wie die kleinen Menschen beim Durchblättern illustrierter Zeitschriften durch unbefangenes Fragen großes Interesse für europäische Verhältnisse an den Tag legten, so befriedigten sie auch meine Wißbegier nach verschiedenen Einrichtungen. Vor allem war es mir möglich, auch über ihre jagdlichen Gepflogenheiten Zuverlässiges zu erfahren. Wenn man auf dieses Gebiet zu sprechen kam, das ja ihr ganzes Denken und Trachten

ausfüllt, wurden sie besonders lebhaft; aus all ihren Mienen sprach der passionierte Jäger, und unermüdlich waren sie darin, uns vorzumachen, wie man den Elefanten beschleicht und wie man ihn zur Strecke bringt. Dabei wurde mir die bereits von Molundu her bekannte Tatsache bestätigt, daß der große Stoßspeer die einzige Jagdwaffe der Pygmäen ist. Mit ihm gehen sie, von einer außerordentlichen Gewandtheit und Körperkraft, Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart unterstützt, dem Elefanten zu Leibe, sie jagen ihm aus allernächster Nähe das mächtige Eisenblatt in die Weichteile und folgen dem schwer weidwunden Tier dann so lange, bis es zusammenbricht. Niemals aber verwendet der Südkameruner Bayegga, soweit er von anderen Völkern unbeeinflußt geblieben ist, zur Jagd Bogen und Pfeil oder eine der anderen überall sonst angewandten Jagdmethoden, niemals stellt er Fallen auf, oder legt er — schon Mangel an Zeit würde das verbieten — Fallgruben an, oder verwendet er Jagdnetze, wie es sonst allgemein üblich ist. Die einzige Ausnahme macht die Jagd auf Perlhühner, die mit kleinen Schlagfallen gefangen werden, und die auf das in weitläufigen Erdbauten lebende Schuppentier, „Pilika", das ausgeräuchert wird.

Nachdem ich noch mein Vokabular der Pygmäensprache in Momos vervollständigt und dabei festgestellt hatte, daß meine Freunde sich auch bezüglich ihrer Sprache von fremden Einflüssen freigehalten hatten, mußte ich von dem mir lieb gewordenen Platze schon am 22. März wieder Abschied nehmen, da die Einhaltung unserer in Yukaduma verabredeten Reisedispositionen einen weiteren Aufenthalt nicht mehr gestattete.

Es waren mehrere Gründe, die mich veranlaßten, dem, was ich in den kommenden Tagen erleben würde, mit besonderen Erwartungen entgegenzusehen. Einmal galt es, die zweite gänzlich unbewohnte Urwaldstrecke unseres Reiseprogramms zu durchqueren, ein Gebiet, das uns in Molundu als das reichste an Gorillas und Elefanten geschildert worden war, das es weit und breit gab. Dann waren wir auf höchst merkwürdige „jungvulkanische" Bildungen, „Lavafelder", wie man uns sagte, aufmerksam gemacht worden, die wir passieren würden; und schließlich sollten wir durch ein ethnographisch hochinteressantes Gebiet

— halb im Urwald, halb im Grasland — kommen, das sich längs der damaligen deutsch-französischen Grenze hinzog, ein Gebiet, in dem handelspolitische Verhältnisse eine wahre Musterkarte der verschiedensten Völker geschaffen hatten. Von Mildbraed, der einige Tage Vorsprung vor mir hatte und den ich bereits im Graslande vermutete, war noch keine Botschaft in meine Hände gelangt; dadurch wurde die Spannung, in der ich mich befand, nicht geringer.

Der gegebene Lagerplatz an der Grenze des unbewohnten Gebietes war der alte schon einmal passierte Posten Plehn, hinter dessen Schirmbaumwaldungen der geheimnisvolle Urwald beginnen sollte.

Trotzdem Oberleutnant v. d. Marwitz vor seinem Abmarsch nach Molundu auf dem Posten einen seiner Soldaten zurückgelassen hatte, der sich alle Mühe gab, mit seinen Arbeitern der Anlage einigermaßen ihr altes Aussehen wiederzugeben, war es unmöglich, in den alten verlassenen Faktoreibauten, die ich mit meinen Leuten bezog, sich wohl zu fühlen. Gar zu trist nahmen sich die hohen kahlen Wände unter dem düstern Dache aus und die leeren nur von Fledermäusen bewohnten Räume, von deren früheren Inhabern zwei weiße Männer unter zerfallenen Grabhügeln in der verwilderten Farm für immer ausruhten. Der monotone Schirmbaumwald ringsum war auch nicht dazu geeignet, das Bild freundlicher zu machen, und so war dieser Aufenthalt nicht dazu angetan, mich in besonders frohe Reisestimmung zu versetzen, zumal sich ein Fieber meldete, dessen ich aber durch eine gründliche Chininkur schnell Herr wurde.

Der Abmarsch am nächsten Morgen vollzog sich nicht gerade unter günstigen Auspizien, fernes Donnern, das mich bereits gegen 3 Uhr nachts weckte, ließ für den ersten Tag im unbewohnten Urwald nicht viel Gutes erhoffen. Als wir gegen 6 Uhr abmarschierten, war der Himmel über uns zwar noch vollkommen blau, aber im Westen stand eine mächtige, von der Morgensonne lachsfarbig angehauchte Bank mit messerscharfen Rändern, aus der es unablässig donnerte.

Auch schon der Anfang des vollkommen verwachsenen Weges ließ mancherlei Genüsse ahnen. Es hatte in der Nacht stark getaut, vielleicht

waren auch die Amomumzweige, die uns ins Gesicht schlugen, noch von Regengüssen feucht, kurz, innerhalb weniger Minuten waren wir vollkommen durchnäßt. Da es keine Brücken gab, bedeutete jeder der tief eingeschnittenen Bachläufe einen langen Aufenthalt, und dazu rückte die Wolkenbank, von der natürlich im Walde nichts zu sehen war, immer näher, wie man aus dem deutlicher werdenden Donner schließen konnte. Mit unserer Wegekenntnis saßen wir sehr bald fest, da die beiden Leute, die angeblich den Pfad kannten, Angaben machten, denen ich mit Recht mißtrauen durfte.

So blieb mir nichts andres übrig, als in dem neu angelegten Dorfe Saolo um einen Führer zu bitten. Gleichzeitig konnten wir hier das Gewitter sich austoben lassen, das uns inzwischen eingeholt hatte. Nach langwierigen Verhandlungen gab man uns einen Führer mit, dem die Unlust an seiner Aufgabe schon auf dem Gesichte stand. Aber dies wurde mir begreiflich nach den ersten hundert Schritten, die wir vorwärts taten. Denn der Pfad, den wir nun zu passieren hatten, war einer der schlimmsten, die ich jemals mit Trägern in Afrika zurückgelegt habe. Stundenlang bis an die halbe Wade in Schmutz und Schlamm watend, Schritt für Schritt den Boden vor uns mit dem Stocke untersuchend, folgten wir mit schneckenartiger Langsamkeit dem Führer, der mit dem Buschmesser die Aussicht wenigstens auf fünf Schritte freihieb und Lianen, Wurzeln und Zweige entfernte. Es herrschte Kellerdunkel und eine schwüle Treibhauswärme.

Ziemlich im Anfang dieses Marsches hatten wir den Bangefluß zu überschreiten, eine recht fatale Beschäftigung, da das tiefe und reißende Gewässer auf einem glitschigen Baumstamme „genommen" werden mußte. Gegen drei Uhr nachmittags wurde der Boden so grundlos, daß nur noch die zeitraubendsten Umwege ein weiteres Vorwärtsdringen ermöglichten, und schließlich standen wir vor einem der sogenannten „Grasfelder", d. h. einem kahlen Fleck im Sumpfwalde, der dicht mit Farnkräutern bestanden und mit riesigen Raphiapalmen eingefaßt war. Der Boden in der Umgebung dieses Grasfeldes war weithin von Elefanten und Büffeln aufgewühlt. Wir waren aber alle

so völlig erschöpft, daß keiner von uns auch nur das mindeste Interesse für diese verheißungsvollen Fährten zeigte.

Nicht weit von dem Grasfeld schlugen wir ein Lager auf, was natürlich umfangreiche Ausholzungen erforderte. Um mich nicht zu erkälten, legte ich bei dem Bau der Blätterhütten für meine Träger Hand mit an, bis mein Zelt fertig war. Der Boden dampfte, und Baum und Strauch troffen. Trotzdem wurde es in unserm Urwaldlager bald ganz behaglich. In meinem Zelte, das durch einige brennende Kerzen trocken gehalten wurde, waren Leinen mit meinen triefenden Kleidungsstücken gespannt, die vor dem Stockigwerden gerettet werden sollten. Undene, mein alter Begleiter vom Tschadsee, dem ich erlaubt hatte, unter meinem Sonnensegel zu schlafen, unterhielt sich, während ich in meinem Tagebuche schrieb, mit mir durch die Zeltleinwand und käute alte Erinnerungen an den Sudan wieder. Er zog dabei Parallelen zwischen den Grundsätzen, nach denen die eingeborenen Sultane im Sudan ihre Untertanen behandeln, und den von falsch angebrachter Sentimentalität diktierten und auf mangelhaften Kenntnissen beruhenden negrophilen Tendenzen, deren Folgen er auf weiten Reisen an der westafrikanischen Küste mit angesehen hatte und die er, obschon selbst Schwarzer, als recht unpraktisch bezeichnete, denn — er kannte seine Landsleute.

Während der folgenden Nacht hatte sich der Führer aus Saolo gedrückt und uns unserm eigenen Orientierungsvermögen überlassen. Ich sah darin eine ungewollte Kritik des Weges, der uns noch in diesem fürchterlichen Walde bevorstand.

Und wirklich, der Pfad — selbst diese Bezeichnung verdiente er kaum — war in seiner ersten Hälfte noch miserabel. Unsere Zuversicht hob sich indes zusehends, als wir von zwei uns begegnenden Leuten die Gewißheit erhielten, daß wir uns auf der richtigen Fährte befanden, und mit verdoppelter Geschwindigkeit ging es vorwärts, obschon uns die beiden Männer versicherten, daß wir das so heiß ersehnte „Lavafeld" erst in anderthalb Tagen erreichen könnten. Mildbraeds Spuren waren zweimal nachweisbar; einmal fanden wir sogar einen

Platz, an dem er offenbar sein Lager aufgeschlagen hatte. Wenn man längere Zeit auf diesen Buschpfaden wandert, lernt man sehr bald auf all die Kleinigkeiten achten, mittels derer der Eingeborene sich orientiert und ohne deren Berücksichtigung man sich trotz Kompaß gründlich verirren kann. Immerhin nimmt dieses Achten auf den Weg alle Sinne derart in Anspruch, daß für Naturbeobachtungen wenig Zeit bleibt.

Am allerschlimmsten ist dieser schreckliche niedrige „Busch" mit dem abscheulichen Phryniumunterholz, das gerade in Brust- oder Gesichtshöhe abschließt. Die moralische Wirkung eines stundenlangen Marsches durch diese Vegetationsform, wenigstens auf den Weißen, ist nicht gering anzuschlagen. Für den Gorilla und den Elefanten allerdings ist die Phrynium- und Maranthenwildnis das wahre Dorado.

Obschon der passierte Busch seiner Gorillas wegen berüchtigt war, hatten wir doch keines dieser Ungeheuer zu sehen bekommen. Dagegen war mehrfach ein deutliches Durchbrechen von Großwild im Unterholz hörbar, und im Lager erzählten mir meine Leute, daß zweimal Elefanten über den Pfad gewechselt seien, und zwar durch meine Karawane hindurch, die, wie es in der Natur der Sache lag, weit auseinandergerissen, in großen Abständen marschierte. Nach langem Marsche, der nur mit Hilfe des Buschmessers möglich war und der mehr als ein Stolpern und Klettern bezeichnet werden konnte, kamen wir endlich auf die Hauptroute.

Wir kamen uns geradezu beneidenswert vor, jetzt auf einem ausgeschlagenen Pfad marschieren zu können, und wir „zogen an" wie die Pferde, die auf dem Heimwege sind. Etwa eine Viertelstunde lang marschierten wir über einen Rücken, dessen Höhe ich auf 778 Meter ermittelte und der angenehm auffiel durch den weiten Durchblick, den die Walddecke hier gestattete und vor allem auch durch das Fehlen des Phryniumunterholzes. Die immer häufiger werdenden Lateritblöcke deuteten hier auf die Überraschungen hin, die uns jetzt bevorstanden. An einer Stelle wurde bloßer Fels sichtbar, der mit einem eigentümlichen Busch bedeckt war, ganz niedrig und fast in Form alter Fliederbüsche. Es war hier, zumal der Himmel sich in diesem Augenblick

mit Wolken bezog, so dunkel, daß man kaum lesen konnte. Dann kamen wir an ein steiniges Bachbett mit klarem Wasser, und nach einer weitern guten Stunde Marsches schimmerte es verheißungsvoll hell zwischen den Bäumen durch. Wir hatten das berühmte „Lavafeld" erreicht.

Herr Koch, mein Gewährsmann, hatte nicht zu viel gesagt. Diese etwa 300 Meter lange und 50 bis 100 Meter breite „Steinplatte" mit der stellenweise auftretenden Grasnarbe, dicht und geschlossen, wie in einem englischen Park oder auf einem Golfplatz, zauberte ein Landschaftsbild von eigentümlichem Reiz vor. Der Fels, der allerdings größte Ähnlichkeit mit gewissen vulkanischen Bildungen hatte und die Bezeichnung „Lavafeld" wohl erklärlich machte, bestand aus demselben eisenhaltigen Laterit, den ich seit Molundu bald in größeren, bald in kleineren Blöcken beobachtet hatte und der hier als mächtige Decke über dem Urgestein lag. Die herrlichen grünen Flächen inmitten des dunkeln Urwaldes, von denen her ein anheimelnder Heideduft wehte und die einen ganz nordischen Eindruck auf mich machten, versetzten mich, der ich wochenlang nichts als Urwald gesehen hatte, in ein solches Glücksgefühl, daß die ganzen Strapazen der letzten beiden Tage vollkommen vergessen waren.

Im hintersten Winkel der freien Fläche fanden sich neben zahlreichen Büffelfährten auch solche von Elefanten. Auch dieser Platz lag relativ hoch, das Siedethermometer zeigte über 700 Meter. Sehr spät, erst kurz vor Sonnenuntergang, langten die letzten meiner Träger auf dem Lagerplatze an.

Der nächste Marschtag brachte uns in das Gebiet der Bidjuk, eines jener Völker, die früher in viel weiter östlich gelegenen Landschaften ansässig waren, aber eines Tages, der fortwährenden Belästigungen durch französische Kautschukhändler müde, mit Kind und Kegel in deutsches Gebiet übergesiedelt waren. Diesem Volke gehörte auch das Dorf Bundji an, in dem wir eine Nacht rasteten, ehe wir uns zu dem Marsch nach dem mit großer Spannung erwarteten „Grasfeld" von Yendi anschickten.

141. Großes Grasfeld bei Yendi. (S. 193.)

142. Faktorei bei Yukaduma. (S. 182.)

143. Ältere Bokarileute. (S. 197.)

144. Bokaridorf in der Nähe der nördlichen Urwaldgrenze. (S. 196.)

Von etwas über 680 Meter, die ich in Bundji ermittelt hatte, stieg das Gelände während des am 26. März zurückgelegten Marsches langsam aber ständig an, bis nach etwa dreistündigem Marschieren die Steigung so merklich zunahm, daß kein Zweifel mehr daran bestehen konnte, daß wir uns dem mir in Molundu so sehr gepriesenen Grasfelde bei Yendi näherten. Wir schnauften zuletzt vernehmlich, denn es ging schließlich eine recht steile Böschung hinan. Plötzlich drang wieder die viel versprechende Helligkeit durch das Geäst. Wie mit dem Messer abgeschnitten lag der Wald hinter uns, und flimmerndes Sonnenlicht über weiter freier Fläche blendete das Auge! Ich tat einen tiefen Atemzug, wie jemand, der, lange im Dunkel gefangen gehalten, zum erstenmal wieder das Tageslicht erblickt. Ich konnte mich an dem überwältigend schönen Landschaftsbild gar nicht satt sehen und hatte zudem den Eindruck, die merkwürdigste geologische Formation vor mir zu haben, die ich bislang im Urwaldgebiete getroffen hatte (Abb. 141).

Scharf hob sich die schwarzgrüne Waldmauer von dem wundervollen Smaragd des jungen Grases ab, das den dunkelroten, fast schwarzen Boden in Frühlingsfrische überzog. Dieser merkwürdige Felsboden! Es war wiederum dieselbe Formation, wie ich sie tags zuvor westlich von Bundji verlassen hatte, nur nahm hier die zutage tretende nahezu ebene Felsplatte reichlich den Flächenraum eines Geviertkilometers ein. Wer einmal diese Felsfläche gesehen hat und sie in Verbindung bringt mit andern weit zerstreuten Fundplätzen desselben Gesteins, der wird zugeben, daß die auch ihr zukommende Bezeichnung Laterit*, die oft etwas unklarer Weise für sehr verschiedenartige Gesteins- oder Bodenformen angewandt wird, noch einer sehr genauen Definition bedarf. Nirgendwo dürfte es Plätze geben, die in gleicher Weise wie die Hochfläche von Yendi geeignet wären, dem Fachmann Studienmaterial über Lateritbildungen zu liefern.

Das bei Yendi zutage tretende Gestein war abermals hart wie

* Die von Yendi mitgebrachten Gesteinsproben befinden sich ebenso wie alle anderen in der Bearbeitung von Herrn Professor Gürich in Hamburg.

Granit und glich so täuschend einem riesigen erstarrten Lavastrom — meine Stiefelsohlen hätten es bezeugen können —, daß es sehr verzeihlich war, in ihm beim ersten Anblick ein vulkanisches Produkt zu sehen, zumal seine Fläche von zwei kreisförmig begrenzten Bildungen unterbrochen war, die lebhaft an kleinere Krater erinnerten.

Recht merkwürdig war auch hier die Vegetation, eine kurzhalmige Rasendecke, unterbrochen von den verschiedensten Kräutern und von Flecken weißschimmernder Flechten und, wo sich Pfützen von Regenwasser halten konnten, sogar moorigen Bildungen. Offenbar hatte bei unserm Eintreffen die Blütezeit der Kräuter noch nicht begonnen, denn sonst hätte sich ein viel reicherer Blütenflor, von dem hier und da Ansätze zu finden waren, bemerkbar machen müssen. In den „Pseudokratern" fand sich auf tiefschwarzem Humus ein recht üppiges Buschdickicht von derselben Zusammensetzung wie das am Waldrande stehende. Die ziemlich bedeutende Höhenlage, die ich mit rund 900 Meter ermittelte, kam zum Ausdruck in einem ungewöhnlich reichen Behang von weißgrauen Bartflechten an Baum und Sträuchern, zu denen sich epiphytische Orchideen gesellten.

Es liegt auf der Hand, daß dieser ideale Weideplatz eine große Anziehungskraft auf Wild aller Art ausüben muß, und so brachte denn mein Jäger in einem der kleinen Gehölze zwei kapitale Rotbüffel zur Strecke, die er — ein geradezu tollkühnes Unterfangen! — bis auf wenige Schritte anschlich, ehe er seinen Schuß anbrachte. Aber auch das Kleintierleben erwies sich als ziemlich reich. Von den moorigen Pfützen gingen Flüge von Strandläufern hoch, und um die aromatisch duftenden Rutaceen- und Anonaceensträucher des Waldrandes flatterten prächtige bunte Schwalbenschwänze in großer Zahl.

Ich hatte mein Lager am Rande des Steinfeldes unter einer natürlichen Laube, noch im Walde selbst, aufgeschlagen und hatte so einen der idyllischsten Lagerplätze, die man sich denken kann. Dies war mitbestimmend dafür, daß ich mich zwei Tage in diesem wohltuenden Höhenklima und in der köstlichen Heideluft aufhielt, während meine Träger, frei von „unnötiger Sentimentalität", es vorzogen, in

dem nahen Yendi zu wohnen. Kurz nachdem mein Jäger den zweiten Büffel erlegt hatte, meldete sich bei mir in einer „bunten Livrei", nämlich einem französischen Dragonerrock und darüber getragener Haussatobe, der Häuptling von Yendi, um ein Anliegen vorzubringen.

Einer seiner Begleiter, der leidlich französisch sprach, trug mir die Wünsche seines Gebieters vor, die auf nichts Geringeres abzielten als auf den Ankauf des einen Büffels. Da mir selbst mein Bargeld ausgegangen war, wurden wir bald handelseinig, und so zahlte mir das Oberhaupt von Yendi auf den Tisch — meist in Kleingeld — die Summe von 100 Mark, die er mit großer Umständlichkeit den Tiefen seiner Haussatobe entnahm. Wie ich hinterher hörte, soll er das Fleisch später zu einem weit höhern Preise wieder an seine Untertanen verkauft haben; denn Fleisch war, wie ich in der Folgezeit sah, der kostbarste Artikel in allen diesen Gebieten, und die Fleischgier schien mir derart zu sein, daß durch sie allein der Kannibalismus aller dieser Völker erklärt wäre. Für Fleisch war tatsächlich alles zu haben, wonach das Herz sich sehnte, ja ich hatte sogar einzelne meiner Träger im Verdacht, daß sie sich gelegentlich gegen Hergabe eines Stückchens Fleisch verbotene Schäferstunden von den Dorfschönen erkauften. Vor allem die spekulativen Haussas, die große Mengen Vieh aus dem Sudan bis in den Urwald trieben, bauten ihre Pläne auf die Fleischgelüste der Kannibalen, und es fehlte zeitweise nicht viel daran, daß sie durch diesen geschickten kaufmännischen Kniff den ganzen Kautschukhandel an sich gerissen hätten.

Der Tagemarsch, der hier von meinem schönen Lagerplatz aus begann, war in jeder Beziehung interessant, trotzdem ich ihn bei strömendem Regen antrat und der Boden recht glitschig war. Wir marschierten zunächst dauernd auf einer Hochebene, die, wie das Aneroid zeigte, eine Höhe von 800 Metern hatte. Auch eine Steinfläche, weit kleiner wie die verlassene, kreuzten wir noch zwischen den Dörfern Yendi und Mboio, dann aber senkte sich das Gelände allmählich.

In Bigondji, dem nächsten Dorfe, herrschte große Aufregung. Der Häuptling Djaolo war kurz vor meinem Eintreffen auf der

Gorillajagd von einem Mann seines Dorfes versehentlich erschossen worden. Da das offizielle Jammergeheul, das bei solchen Gelegenheiten von Klageweibern angestimmt zu werden pflegt, noch nicht begonnen hatte, zeigten die Angehörigen alle noch stumme, aber offenbar tiefgehende Trauer. Der Bruder des so jäh Verstorbenen hatte sich den Körper in höchst sonderbarer Weise mit Kleckſen in der üblichen weißen Trauerfarbe bemalt. Im Dorfe wurde schon das Grab ausgeschachtet, und in seiner Hütte war der Ärmste, dem all dies galt und dem Mildbraed zwei Tage zuvor noch die Hand gedrückt hatte, aufgebahrt.

Die Art der Aufbahrung hatte etwas höchst Merkwürdiges. Der Verstorbene saß mit leicht gebogenen Knien auf einem niedrigen Stuhl aus Raphiageflecht, die Füße in zwei ineinander geschachtelten flachen Körben, die rechte Hand an der Hausdecke hochgebunden; eine Haussatobe hüllte den Körper ein, und ein großer Hut europäischer Herkunft war ihm tief in das Gesicht gezogen (Abb. 136). Seine Weiber saßen still weinend um ihn herum und wehrten mit Wedeln die Fliegen von der Leiche. Etwas abseits stand der Täter mit betretenen Mienen und schien darüber nachzudenken, wie er die beiden Rinder beschaffen sollte, deren Stellung ihm als Buße für die fahrlässige Tötung auferlegt war.

In Bigondji zeigte sich bereits die starke Beeinflussung der Bidjuk durch die Völker des nahen Sudan, vor allem in der originellen ballonartigen Haartracht der Frauen, die von den Bayaweibern entlehnt war, und in den Stiften aus Metall oder buntem Glas, die in einer Durchbohrung der Nasenflügel getragen wurden. Hier begann so recht das Gebiet, in dem sich dichtgedrängt längs der damaligen deutschen Ostgrenze in bunter Folge Bantu- und Sudanvölker ineinander geschachtelt hatten, nachdem sie, mit den Handelsgrundsätzen der französischen Konzessionsgesellschaften nicht einverstanden, ihre alten Sitze aufgegeben hatten. Zum Teil unter Zurücklassung von Hab und Gut hatten sie in Steinwurfweite von dem Durchhau, der die Grenzlinie bezeichnete, ihre provisorischen Dörfer (Abb. 144) aufgeschlagen, also in einer Entfernung, die jederzeit leichtes Zurückwandern auf französisches Gebiet ermöglichte.

Von dem Dorfe Difolo, auf hohem, langgestrecktem Rücken malerisch gelegen, hatte ich, soweit Lücken im Urwalde es zuließen, einen weiten Blick nach Westen und rückwärts bis zu der Hochfläche, die wir am Morgen verlassen hatten. In Difolo schlugen wir unser Nachtlager auf. Hier begrüßten mich einige Haussas, gewiegte, weitgereiste Kaufleute, mit so freundlichen „Ssanus", als ob sie mich schon seit Jahren kennten. Sie hatten im Dorfe ein kleines Viehdepot eingerichtet und warteten auf den Augenblick, wo genügende Mengen Kautschuk gesammelt waren, die es lohnend scheinen ließen, eines der Rinder zu schlachten.

Von Difolo führte der Weg immer dicht an dem Grenzdurchhau entlang und meist durch Landschaften, die offenbar durch die dichte Besiedlung der letzten Jahre ihr ursprüngliches Gepräge verändert hatten. Es mutete recht eigentümlich an, wenn man nach einer Wanderung durch stark gelichtete, mit halbverkohlten Baumstrünken bestandene ehemalige Waldflächen, durch dicht aneinander gereihte neue Dorfanlagen auf die Wasserläufe stieß, an deren Ufern die ursprüngliche Vegetation, mächtige Raphiapalmen und die entzückenden hohen Baumfarne, sich ganz unvermittelt von dem kahlen Boden abhob.

So kamen wir durch die Dörfer der Besom in die der Bokari und damit zum ersten Male in das Gebiet des Sudanvolkes, das, zu dem großen Stamme der Baya gehörend, all die charakteristischen Eigentümlichkeiten dieser Bewohner des südlichsten Adamaua zeigte (Abb. 143). Zwar war mir bei den Männern die Haussatobe und die eigentümliche, aus einzelnen schmalen Zeugstreifen bestehende Tracht bereits unter den bisher angetroffenen Bantustämmen vereinzelt aufgefallen, hier aber wies fast alles auf die Gewohnheiten der Sudanvölker hin.

Schon die ganz andere Tragweise der Lasten bewies, daß wir nunmehr im Gebiete der Graslandstämme waren. Während das Marschieren durch das dichte Unterholz des Urwaldes das Tragen der Lasten auf dem Rücken bedingt und den Blick des Trägers auf den Boden zwingt, verschwindet hier, nach dem Graslande zu, die „Kinscha", die Tragekiepe, mehr und mehr, und die Leute, die alles auf dem Kopfe

schleppen und demgemäß weit nach vorn schauen müssen, haben etwas viel Freieres, Aufrechteres in ihren Bewegungen.

Nur in der Bauart, den teilweise provisorischen Giebelhütten, dem Aufgeben des Kegeldachhauses, zeigte sich die Anpassung an die Verhältnisse des Urwaldes. Während Rundhütte und Kegeldach den unberechenbaren Witterungsverhältnissen der freien Steppe Rechnung tragen, überall in das offene Gelände hineinpassen, ja sogar in unzugänglichen Felsbergen noch angebracht sind, ist für das Straßendorf an den Urwaldwegen, das im Schutz der mächtigen Vegetation angelegt ist, der lange Giebeldachbau die gegebene Behausung; er nutzt die erst mühsam frei geschlagenen schmalen Streifen am besten aus.

Es war interessant zu sehen, wie die Eingeborenen dieser Übergangsgebiete sich bemühten, das für sie Zweckmäßigste nach jeder Richtung hin auszuprobieren. So zeigten die großen Yanghere-dörfer ein buntes Durcheinander aller möglichen Baustile (Abb. 145), ja sogar vereinzelte Kegeldachhütten (Abb. 146) fehlten nicht. Als das originellste Produkt der Versuche, etwas zu schaffen, was auf alle Verhältnisse gleich gut paßt, sind große Bauten anzusehen, die ein Mittelding zwischen Giebeldachhaus und Kegelhütte bilden; im Grundriß jenen gleichend, sind sie von einem höchst merkwürdigen Dach bedeckt, das durch den in der Mitte stark nach oben gebogenen Dachfirst der Form nach an einen Fischrücken erinnert (Abb. 148). Schon im Banganducgebiet hatten wir übrigens hie und da etwas Ähnliches getroffen, was im Hinblick auf die Herkunft jenes Volkes nicht gerade verwunderlich ist.

Sehr grotesk wirkte, besonders seit Betreten des Bokarigebietes, die Tracht der Bayaweiber, deren merkwürdige Haarfrisuren wir schon in Bigondji kennen gelernt hatten. Viel origineller aber als der Haaraufbau schien mir das einzige Bekleidungsstück, das diese Frauen trugen. Es bestand nur aus einer um die Hüfte getragenen Schnur, in die hinten ein herzförmig zurechtgeschnittenes, dichtes, den Körperformen vollkommen angepaßtes Blätterbüschel hineingesteckt war. Bei den unverheirateten Frauen endete dieses Büschel nach oben in ein mehr als meterlanges Stück Rotangrohr, das hahnenschweifartig vom

Rücken der Trägerin abstand, und wenn diese ging, so possierlich wirkte, daß dadurch bei meinen Boys ein Ausbruch ungebändigter Heiterkeit ausgelöst wurde (Abb. 137, 147).

Wenn sich auch im Äußern der Eingeborenen, ihrem Leben und Treiben, der Bauart ihrer Dörfer die Nähe des Sudan zeigte, so ließ doch der Wechsel in der Landschaft lange auf sich warten oder vollzog sich nur ganz allmählich. Wer den Übergang vom Urwald zum Grasland am Fontem-Aufstieg im obern Croßflußgebiet gesehen hat, oder wer sich seine Vorstellungen vom Wechsel der beiden Formationen nach Stanleys Schilderungen vom Austritt aus dem „großen Walde" gebildet hat, muß unter allen Umständen enttäuscht sein, wenn er nach Lau kommt, das vielfach, aber sehr zu Unrecht, als das erste Dorf des Graslandes in diesen Gebieten angesehen wird. Allerdings merkte ich schon bei Kagama, daß sich ein Wechsel im Charakter der Landschaft vorbereitete. Der Wald, obschon in seiner bisherigen Zusammensetzung im allgemeinen noch derselbe wie vorher, hatte bereits viel von dem Riesenhaften verloren, und in den verlassenen Farmen machten sich schon Dornbüsche bemerkbar. Offenbar hat hier der Wald nicht mehr die Kraft, ihm entrissene Gebiete mit derselben Großartigkeit zurückzuerobern wie bisher, und als letzte Reste tropischer Fülle erscheinen auf den Ästen abgestorbener Bäume die zahlreichen Elchgeweihfarne, Platycerium angolense, und die verschiedenartigen Orchideen inmitten langer grüngrauer Bartflechten recht eigentümlich.

Das „Grasland", das sich bei Lau zeigte, bestand in nichts anderm als mehr oder weniger großen freien Flächen, die in den Wald eingesprengt waren, offenbar altes Kulturgebiet, auf dem sich ein höchst unfreundliches Grasdickicht breit machte. Fünf, sechs Meter hohes Elefantengras, dessen meist angesengte Stengel einen wenig einladenden Brandgeruch verbreiteten, verwehrten nicht allein jede Aussicht, sondern stellten im Gegenteil eine noch undurchdringlichere Mauer dar als das schlimmste Phryniumunterholz des Urwaldes. Kein Luftzug erreichte den Weg, auf dem meine durch den Schatten des Waldes verwöhnten Träger der ungehinderten Strahlung der Sonne schutzlos preisgegeben

waren, und ich konnte nur schwer das Lob begreifen, das in Molundu diesen Gebieten gespendet worden war.

Kurz vor Lau kam mir der aufgeweckte Häuptling des Dorfes entgegen; er wie sein Gefolge trugen Tobe, weite Haussabeinkleider und die phrygische Mütze. Der Häuptling, ein energischer Mann, der leidlich gut englisch und französisch sprach, schien durch die dauerhafte und saubere Anlage seines Dorfes beweisen zu wollen, daß hier kein Provisorium wie im Bokarigebiete geschaffen werden sollte. Er erklärte mir, er und seine Leute würden niemals wieder in ihre alte Heimat zurückkehren, und in sehr beweglichen Worten schilderte er mir die Irrfahrten des Yanghereſtammes. Auch diese Leute hatten ursprünglich in weit östlicher liegenden Gebieten gesessen, bis sie, vor den immer lästiger werdenden Forderungen der französischen Kautschukhändler zurückweichend, schließlich die damalige deutsche Grenze überschritten.

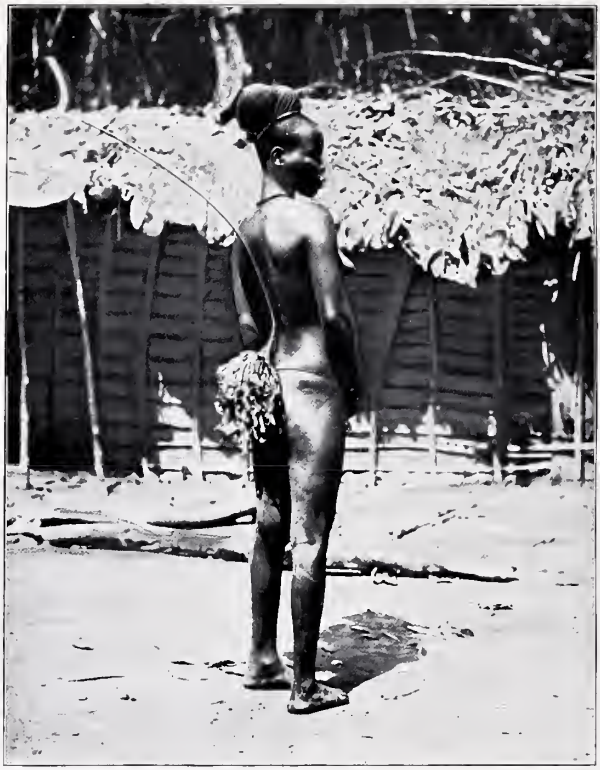
Der Häuptling von Lau besuchte mich nachher mehrmals in dem Lager, das ich bei seinem Dorfe aufgeschlagen hatte, und machte mir sehr interessante Mitteilungen über den auch von dem Franzosen Lenfant erwähnten Geheimbund, der als „Labi“ in weiten Gebieten bekannt ist.

Das Merkwürdigste an dieser Einrichtung ist die besondere Geheimsprache, die alle Teilnehmer verstehen und die eine gewisse Verbindung zwischen ganz verschiedenen, selbst einander feindlichen Volksstämmen herstellt, so zwar, daß ein Mann, der Mitglied des „Labi“ ist, im Kampfe den Gegner nicht töten darf, sobald sich dieser durch wenige Worte gleichfalls als Mitglied des Geheimbundes zu erkennen gibt. Duku, einer der uns begleitenden Soldaten, der ebenfalls dem Bunde angehörte, ein Mann aus Bertua, bestätigte mir die Aussage des Häuptlings von Lau und fügte noch hinzu, daß die Einrichtung des „Labi“ sowohl unter den Yanghere, Bokari, Bipalo und Kaka getroffen werde wie auch unter den Maka und Yebekolle.

Der Eindruck, der sich mir bei Lau aufdrängte, daß die Grenzen zwischen Urwald und Grasland zum wenigsten nicht allzuscharf gezogen seien, fand eine Bestätigung in dem Aussehen der Landschaft, die wir,

145. Bemaltes Yanghere-Haus. (S. 198.)

146. Rundhütte an der Urwaldgrenze. (S. 198.)



147. Bokariweib mit Hahnenſchweif. (S. 199.)

148. Yangheredorf. (S. 198.)

von Lau nach Norden aufbrechend, am 31. März durchwanderten. Bald hinter dem Dorfe traten wir wiederum in prachtvollen, hochstämmigen Primärwald ein, in dem wir stundenlang marschierten. Hier herrschte, als Folge der vorausgegangenen Regengüsse, ein Insektenleben, wie man es selbst tief im Urwaldgebiet nur selten sieht. Die Luft war förmlich erfüllt von Schwärmen von Schmetterlingen in den glänzendsten Farben, meist aus der Gattung Cymothoe, und die feuchten Bachufer waren bedeckt mit einem bunten Gewimmel meist großer samtschwarzer, gelb, grün, weiß, blau und rot gezeichneter Schwalbenschwänze (Papilio), die neben einem Heer von kleineren Arten in gierigen Zügen die Feuchtigkeit aufsaugten und sich durch die vorübergehenden Fußgänger kaum stören ließen (Abb. 120, 122).

An einer idyllischen Stelle im schattigen Unterholz traf ich auf das Lager eines Franzosen, der als Angestellter der Gesellschaft „Haute-Sangha" damit beschäftigt war, einen Grenzweg zu bauen, um den unerwünschten Übertritt von Eingeborenen ins deutsche Gebiet besser kontrollieren und verhindern zu können. Er war begleitet von zwei bewaffneten und uniformierten Eingeborenen, so daß ich selbst erst glaubte, es handle sich um Soldaten. Wer da weiß, welchen Eindruck die Uniform auf den Eingeborenen macht, der weiß auch, auf wie viel mehr Entgegenkommen der Europäer, in dessen Gefolge sich uniformierte Leute befinden, bei den Eingeborenen zu rechnen hat als der, welcher sich ohne diese moralische Unterstützung behelfen muß.

Ich hatte nun die drei Faktoren kennen gelernt, die sich im Kautschukhandel Konkurrenz machen, den von uniformierten Leuten unterstützten französischen Kompagnieangestellten, die einander in der Zahlung überbietenden deutschen und englischen Kaufleute mit ihren schwarzen Händlern und schließlich den geriebenen Haussa mit seiner Spekulation auf die unersättliche Fleischgier der Eingeborenen. Während ich bis dahin geglaubt hatte, daß die Kickxia durch strenge Gesetze vor schließlicher Vernichtung geschützt werden könne, sah ich jetzt, daß alle in dieser Richtung unternommenen Versuche verlorene Liebesmüh sein müssen. So wird der Tag kommen, wo die letzte wilde Kickxia nur

noch der Sage angehört, und man kann — im Interesse der Eingeborenen und einer stetigen wirtschaftlichen Entwicklung des Landes — hinzufügen: je früher, desto besser. Es ist indessen zu hoffen, daß die verantwortlichen Behörden dafür sorgen, daß bis zu jenem Augenblick für die vernichteten natürlichen Bestände an Kickxien auf irgendeine Weise ein vollwertiger, langlebigerer Ersatz geschaffen wird. Die Anfänge dafür sind, nach dem, was wir später sahen, in die Wege geleitet.

Im Dorf Bamara, schon von dem Stamme der Kaka bewohnt, traf ich auf eine große Viehfenz, die einem Konsortium aller möglichen Sudanhändler gehörte, unter denen neben Haussas auch Fulbe und sogar ein Kanuri vom Tschadsee vertreten waren. Bald darauf genoß ich von einer hochgelegenen Häusergruppe des Dorfes Dalugene zum erstenmal einen freien Überblick über die weite Landschaft, die sich vor mir ausdehnte. Aber dieses Grasland, über das mein Auge hier schweifte, unterschied sich recht wenig vorteilhaft von andern Steppenlandschaften, die ich bei früheren Gelegenheiten gesehen hatte. Die Hauptschuld daran mochte der Mangel an Bergen tragen und vielleicht auch die ungünstige Jahreszeit, die den Krautwuchs noch nicht genügend gefördert hatte. Was ich hier sah, war eine wenig abwechslungsreiche, flach gewellte Landschaft, bedeckt mit einförmigem, unendlich öde wirkendem Elefantengras, nur unterbrochen von einem Netz dunkelgrüner, scharf begrenzter Streifen, den Galeriewäldern der Wasserläufe, und hie und da von einer Dorfanlage, die sich durch die indifferente Färbung ihrer Häuser kaum unterschied von der Umgebung.

Nachdem ich den zum Kadeï fließenden trüben Baturifluß überschritten hatte, traf ich Mildbraed, der in der Nähe der die Ufer einsäumenden Galerie sein Zelt im hohen Elefantengras aufgeschlagen hatte. Er hatte Fieber gehabt und klagte mir sein Leid über die unglaubliche floristische Artenarmut des Graslandes, wie es hier erschien; wir wurden uns jetzt schon klar darüber, daß, zumal im Hinblick auf die schwierige Verpflegung unserer Leute, unseres Bleibens hier nicht lange sein würde.

Vorab luden zu kurzem Bleiben noch das große Kakadorf Dalugene

und seine Bewohner, die von allen Kennern zu den allerschlimmsten Kannibalen des tropischen Afrika gerechnet werden. Was wir freilich auf der breiten langen Dorfstraße zu sehen bekamen, waren nur Bilder des tiefsten Friedens und idyllischer Ruhe. Alles Sinnen schien auf Erwerb gerichtet und sich ganz im Zeichen des Kautschuks zu befinden. Zwei Faktoreien unter Leitung von weißen Kaufleuten lagen auf dem sonnigen Dorfhügel, der nicht den kleinsten Schattenbaum trug; Haussas in weiten reichgestickten Toben gingen würdevoll ab und zu; schwarze Händler verschiedener europäischer Firmen hatten vor ihren mitten im Dorf gelegenen Läden verlockend all den europäischen Tand ausgebreitet, der geeignet war, das Herz einer Kakaschönen zu berücken, schreiend bunte Tücher, blaue, rote und goldene Perlen zur Verzierung der umständlichen Haarfrisur und Stifte aus buntem Glas für die Durchbohrung der Nasenflügel. Vor den Häusern hockten Männer, die älteren vielfach mit stattlichem Vollbart und in die Sudantobe gekleidet, und waren dabei beschäftigt, mit großer Fertigkeit aus Raphiafiedern lange dichte Matten für die Bekleidung der Hauswände herzustellen (Abb. 149). Andere flochten aus gespaltenen Raphiarippen Betten, alle versehen mit dem runden Nackenklotz, der nicht nur hier, sondern auch bei anderen Völkern auf die Schonung der kunstvollen Weiberfrisuren berechnet ist und weniger die Bequemlichkeit als die Eitelkeit berücksichtigt (Abb. 150).

Aber auch die Weiber, umspielt von ihren Kindern, hatten ihre häusliche Tätigkeit auf die Straße verlegt. Hier wurde gekocht, hier wurde getöpfert, und hier wurden die derb gearbeiteten Körbe geflochten (Abb. 151). Hier sah ich auch dem Werdegang einer der kunstvollen Weiberfrisuren zu: aus sorgfältig gesammeltem Haar werden dicht verfilzte und recht umfangreiche, dicke Wulstringe hergestellt (Abb. 152); diese werden auf dem Kopf mit kleinen Zöpfen des natürlichen Haares befestigt, unter Umständen noch mit hörnerartig abstehenden, dicken Flechten versehen und bunt mit Perlen verziert; über das Ganze wird zur Schonung für gewöhnlich ein eng anliegendes eingefettetes Tuch gezogen, denn die Frisuren, welche das Angenehme mit dem

Nützlichen verbinden müssen, wirken zugleich als gut federnde Unterlage für die oft recht gewichtigen Lasten.

Viel mehr als dieses Straßenleben habe ich in Dalugene nicht zu sehen bekommen; vor allen Dingen hatte ich auch keine Gelegenheit, die durch ihre Obszönität berüchtigten Tänze der Kakaweiber mit anzusehen, die sogar nach der Auffassung meiner sonst nicht gerade prüde denkenden Fangleute etwas sehr weit gehen müssen.

Angesichts der landschaftlichen Trostlosigkeit der nächsten Umgebung von Dalugene war der Wunsch berechtigt, nach etwas aussichtsreicheren Plätzen des Kakalandes Umschau zu halten. Um uns zu orientieren, erstiegen Mildbraed und ich am Tag nach meinem Eintreffen eine ziemlich hohe Bodenwelle westlich von Dalugene, von wo wir etwas weitern Ausblick hatten. Allein auch von hier aus fand das Auge wenig Punkte, die Interessantes boten. In westlicher Richtung waren zwei markante Hügel sichtbar, fast in Form kleiner Kraterberge, der N'gambio und der N'garebego; ein spitzer Kegel, der sich ganz vereinzelt fern im Nordwesten erhob, wurde mir später als der Berg Pandi bezeichnet.

Wir entschlossen uns, am folgenden Tage in zwei verschiedenen Richtungen einen Vorstoß in das Grasland zu machen. Mildbraeds Marschziel war der Kadeïfluß, meines der Berg N'gambio bei dem Dorf Neu-Molaye. Die Landschaft, durch die der Weg nach diesem Ort führte, entsprach im allgemeinen dem Bild, das der erste Blick in das Grasland bot, schien stellenweise aber doch etwas abwechslungsreicher, als es zuerst den Anschein hatte. Die Einförmigkeit des hohen Elefantengrases wurde hie und da unterbrochen durch mächtige Termitenhügel, einige recht kümmerlich aussehende Exemplare der Borassuspalme, vereinzelte Dornbüsche oder durch die rosenroten Dolden einer großen Erdorchidee (Lissochilus). An einer einzigen engumgrenzten Stelle bildeten echte Sudansträucher, wie Anona senegalensis und Bauhinia reticulata, eine Formation, die entfernt an die Obstgartensteppe Adamauas erinnerte. Auch Mildbraed hatte auf seinem Marsch nach dem Kadeï diese Pflanzen gefunden, dazu noch Terminalien, die Charakterbäume des mittlern Sudan.

Sehr verschieden in ihrer Zusammensetzung waren die Galerien, die bald schmäler, bald breiter die Wasserläufe einsäumten; fast alle zeigten in etwas bescheidener Ausbildung typische Urwaldpflanzen, unter denen eigentlich niemals die Raphiapalme fehlte. Sehr eigenartig, fast wie die Mangrovenbestände der Küste, wirkten solche Waldgalerien, die, fast geschlossen aus der Uapaca, diesem charakteristischen Baum des Überschwemmungswaldes, zusammengesetzt, einzelne breit versumpfte Bäche einfaßten. Vielfach bedeckten dichte blühende Krautpolster den sumpfigen Boden, saftige grüne Balsaminen mit purpurnen oder hell pfirsichroten Sporenblumen, und kleine zierliche Nymphäen schwammen an der Oberfläche der Bäche. Fast alles, was für das Auge in diesem langweiligen Einerlei eine erfreuliche Abwechslung bot, auch das kümmerlich vertretene Tierleben, fand sich an diesen Bachläufen zusammen, während die dazwischenliegenden Bodenwellen trotz des frisch austreibenden Grüns etwas unsagbar Totes an sich hatten.

Der Ort Neu-Molaye lag ziemlich hoch auf einem exponierten Hügel und nur wenig tiefer als der Berg N'gambio, den ich noch an demselben Nachmittag bei stechender Gewitterschwüle bestieg. Es war ein nichtssagender, tafelförmig abgeflachter Kegel aus größeren und kleineren Laterittrümmern, ohne Baum und Strauch und lediglich bewachsen mit starrem Elefantengras. Nur die Aussicht entschädigte für die Kletterpartie, denn sie gestattete einen weiten Ausblick bis auf die flachen Hügel des linken Kadeïufers, wo durch mein scharfes Glas auch nicht die geringste Siedlung zu entdecken war, was ich nach der Karte auch nicht anders erwartet hatte. Von bedeutender Breite schienen mir einzelne der Galeriewälder zu sein, so der dunkle Saum, der die Ufer des Kadeï einfaßte. Ich sah schwarz wie ein Köhler aus, als ich von meinem Ausflug quer durch das angekohlte Elefantengras zurückkehrte.

Die Lage meines Zeltes auf dem höchsten Punkt des Dorfhügels war dadurch angenehm, daß die Brise zu meinem Lagerplatz von allen Seiten freien Zutritt hatte und so die entsetzliche Schwüle einigermaßen erträglich machte. Die folgende Nacht aber belehrte mich darüber, wie

unbedachtsam trotzdem die Wahl dieses Lagerplatzes war. Gegen Mitternacht kam ein Gewitter, das über unserm Dorf hängen blieb und seine ganze Gewalt über meinem Lagerplatz entlud, ein recht peinliches Gefühl, da mein Zelt durch seine exponierte Lage und durch die vielen metallenen Gegenstände der reine Blitzableiter war. Endlich, gegen 1 Uhr, hatte sich das Gewitter ausgetobt, und es kühlte sich bedeutend ab, so daß ich erleichtert aufatmete. Aber gegen 3 Uhr morgens herrschte wiederum dieselbe Schwüle wie am Nachmittag vorher, und in unglaublich kurzer Zeit stand ein zweites Gewitter über uns, begleitet von einem furchtbaren Wolkenbruch, gegen welches das vorhergehende das reine Kinderspiel war. Der Lärm des Donners glich einer ununterbrochenen Kanonade, und es war als ein Wunder zu bezeichnen, daß kein Blitzschlag mein Zelt traf. Es war das schlimmste Gewitter, das ich bis dahin in den Tropen erlebt hatte. Erst am Morgen kam ich dazu, durch wenige Stunden Schlaf die versäumte Nachtruhe nachzuholen.

Am Nachmittag traf ich wieder mit Mildbraed zusammen, für den das Gewitter der vergangenen Nacht nicht weniger unangenehm gewesen war wie für mich. Er hatte sein Lager in der tiefgelegenen Kadeïgalerie aufgeschlagen und war durch die von dem furchtbaren Wolkenbruch herrührenden gewaltigen Wassermassen in eine recht kritische Situation gebracht worden. Auch Mildbraed hatte am Kadeï nichts entdeckt, was ihn veranlassen konnte, den ständig wachsenden Verpflegungsschwierigkeiten zum Trotz auch nur einen Tag länger im Graslande zuzubringen.

Wir waren unter solchen Verhältnissen froh, als wir wieder in den mit Unrecht so viel geschmähten Kongo-Urwald „untertauchen" konnten und das Grasland im Rücken hatten, das uns ein so wenig einladendes Gesicht gezeigt hatte. Kurz vor meinem Aufbruch aus dem Lager an der Baturigalerie, das Mildbraed mit einigen Stunden Vorsprung früher als ich verließ, traf ich mit einem alten Bekannten, dem Oberleutnant Zipse, zusammen, der gegen einige Kaka in Neu-Molaye eingeschritten war. Von seiner Seite wurde mir

bestätigt, worüber ich zwar bei so kurzem Aufenthalt kein eigenes sicheres Urteil gewinnen konnte, was ich aber von allen Seiten gehört hatte, nämlich, daß gerade die Kaka dasjenige Volk Südostkameruns seien, auf das der verantwortliche Leiter der Station Dume dauernd ein aufmerksames Auge haben müsse.

Der Rückmarsch nach Yukaduma, für dessen erste Strecke der uns bereits bekannte Grenzweg in Aussicht genommen war, brachte einen recht aufregenden Vorfall, der für Mildbraed leicht hätte verhängnisvoll werden können.

Ich war bereits wieder zwei Tage im Urwaldgebiet und hatte am Morgen des 6. April mein drittes Quartier, ein kleines Dorf im Bokarigebiet, verlassen, als mir schnellen Laufs ein Bote mit einem eilig abgefaßten Brief entgegenkam, in dem mir der Kaufmann Maak mitteilte, mein Gefährte sei von einer Giftschlange gebissen und schwebe in Lebensgefahr. In größter Aufregung eilte ich vorwärts und traf im Dorf Mbio vier zufällig anwesende weiße Kaufleute um Mildbraed beschäftigt, der mit furchtbar geschwollenem rechtem Arm und unter den qualvollsten Vergiftungserscheinungen vollkommen apathisch auf seinem Feldbett lag.

Was war passiert? Mildbraed hatte beim Abbruch seines letzten Lagers ein Reptil bemerkt, das er für mitnehmenswert hielt, und hatte, wie er schon öfter vorher getan, danach gegriffen, im guten Glauben, eine der harmlosen Ringelwühlen vor sich zu haben. Leider war es diesmal aber keine Ringelwühle gewesen, sondern eine dieser täuschend ähnlich sehende, recht giftige Schlange, Atractaspis corpulenta, die sofort mit einem Biß in den Zeigefinger quittierte. Mildbraed, noch immer nicht recht im klaren über die Natur des Tieres, hatte dem Vorfall zunächst wenig Beachtung geschenkt; es war aber noch keine halbe Stunde vergangen — Mildbraed hatte gerade die Faktorei des Kaufmanns Soltau erreicht —, als sich die ersten, sofort sehr heftigen Vergiftungserscheinungen einstellten. Alle angewandten Gegenmittel, nunmehr sofort vorgenommene Schnitte und Gaben von konzentriertem Alkohol kamen jetzt viel zu spät, da das Gift bereits durch seine drastische

Wirkung bewies, daß es längst im Blute aufgenommen war. Auch die in solchen Fällen meist sehr wirksamen Gegenmittel der Eingeborenen, die der zu Rate gezogene „Medizinmann" des Dorfes anwandte, erwiesen sich als gänzlich wirkungslos. Als endlich nach langem peinlichen Warten meine Tropenapotheke eintraf — es waren mittlerweile seit dem Biß schon Stunden verstrichen —, wandte ich die darin enthaltenen Medikamente auch nur an, um ja nichts versäumt zu haben.

So blieb uns denn nichts anderes übrig, als darauf zu hoffen, daß die zähe Konstitution meines Gefährten die Wirkung des Giftes überstehen würde. Aber erst spät in der Nacht, nach vielen bangen Stunden des Wartens, trat eine geringe Besserung ein; der Kranke vermochte den ersten Löffel Kognak bei sich zu behalten, und der regelmäßige Herzschlag kehrte zurück. Dann aber machte die Besserung schnelle Fortschritte, und am nächsten Morgen war der Patient bereits wieder so weit, daß er erklärte, am folgenden Tag weiter marschieren zu können. Als ich dem „Zauberdoktor" von M'bio für „ärztliche Bemühungen" sein „Honorar" in Gestalt eines neuen Khakirocks überreichte, war er sehr stolz und hatte sichtlich bei seinen Landsleuten an Ansehen gewonnen.

In der Frühe des 6. April trat ich mit Mildbraed den letzten Teil des Rückwegs auf Yukaduma an, diesmal vom Dorf Lamuk in direkt südwestlicher Richtung durch die tote Urwaldstrecke. Da Mildbraed, nunmehr außer aller Gefahr, mich bat, auf das langsame Marschtempo, zu dem ihn die Folgen des Bisses gleichwohl immer noch nötigten, keine Rücksicht zu nehmen und vorauszumarschieren, so zog ich in Front. Zu einer Beschleunigung meines Marschtempos bestimmte mich vor allem der Umstand, daß einer von uns möglichst bald in Yukaduma sein mußte, wo inzwischen aller Voraussicht nach die Aushilfsträger eingetroffen waren, die wir von der Station Lomie erbeten hatten, um schnell durch die uns bevorstehende dritte und größte tote Urwaldzone hindurchzukommen.

Bald nachdem wir den Ort Lamuk passiert hatten, dessen Häuptling — der vollendete Typ eines mit allen Hunden gehetzten Dorf-

149. Kakamänner beim Mattenflechten. (S. 203.)

150. Kakamann beim Herstellen eines Bettes. (S. 203.)

151. Kakaweib beim Korbflechten. (S. 203.)

oberhauptes — am Tage vorher den kümmerlichen Anteil seines Dorfes an den für meine Leute gelieferten Lebensmitteln durch Mangel genügender Pflanzungen entschuldigt hatte, zeigte mir eine zufällige Beobachtung, daß der Edle offenbar geflunkert hatte. Im Bett eines kleinen Bachlaufs, den ich, zeitweilig vom rechten Weg abkommend, kreuzte, begegnete mir eine ganze Schar schwer mit Lebensmitteln beladener, zu Lamuk gehörender Weiber, die im Wasser marschierten und offenbar von einer versteckt gelegenen Farm kamen. Meine Leute lächelten verständnisinnig und waren sehr erstaunt, als ich behauptete, den sehr beliebten Kniff mancher Urwaldstämme noch nicht zu kennen, der darin besteht, neben den „offiziellen" Pflanzungen noch andere im Busch versteckte anzulegen.

Alles, was ich über diesen Punkt noch weiter von meinen Trägern hörte, klang immerhin einleuchtend. Es sei für den Unberufenen nahezu unmöglich, solche Plätze aufzufinden, da die Zugangswege die alle Spuren verwischenden Bachläufe seien; an solchen Verstecken befänden sich manchmal große Vorräte an Kriegsvorräten, wie Gewehre und Pulver. Bei der Übertreibungssucht der Schwarzen ist es stets schwer zu entscheiden, was falsch an ihren Angaben ist und was richtig; wie dem aber auch sei, der Häuptling von Lamuk war sicher nur ein Beispiel von vielen und zeigte mir deutlich, mit welcher Verschlagenheit auf Seiten der Schwarzen oft zu rechnen ist, und wie sehr sich, wenn die Situation einmal ernst werden sollte, jede Politik rächen wird, die sich — bei aller Gerechtigkeit! — nicht fernhält von falsch angebrachter negrophiler Sentimentalität und Milde.

Die Urwaldstrecke, durch die wir den Rückmarsch antraten, entsprach vollkommen dem bisher Gesehenen. Auch hier trat die Tierwelt ganz zurück, abgesehen von der nun zu neuem Leben erwachten reichen Insektenfauna, unter der sich abermals viele bisher von mir nicht gefundene Formen des südlichen Kongogebietes und selbst Angolas fanden. Nur dem Gehör wurde die Anwesenheit großer Tiere wahrnehmbar. In meinem ersten Urwaldlager drang nachts ein furchtbarer Lärm an mein Ohr, halb zorniges Gebell, halb Brüllen, das,

wie mich meine Leute ernsthaft und mit großer Lebhaftigkeit versicherten, von kämpfenden Gorillas herrühren sollte. Es war dies eine Angabe, deren Richtigkeit ich mit einiger Berechtigung in Zweifel zog, da mir bekannt war, welch ausgesprochene Tagtiere die großen Menschenaffen sind.

Vor dem Posten Plehn erreichte mich die Nachricht, daß die vom Lomie erwarteten Träger bereits seit längerer Zeit in Yukaduma eingetroffen seien. So marschierte ich denn ohne Unterbrechung durch und langte am Nachmittag bei strömendem Regen auf dem Faktoreihof bei Yukaduma an, wo sich denn auch die Vormänner des neu angeworbenen Personals, für dessen Verpflegung Herr Graf liebenswürdigerweise gesorgt hatte, bei mir meldeten.

Da Mildbraed, der am folgenden Nachmittag eintraf, und ich mit Verpacken der zusammengetragenen Schätze alle Hände voll zu tun hatten und vorläufig noch nicht daran denken konnten, den Marsch fortzusetzen, benutzten wir die Träger dazu, den vor uns liegenden, angeblich in trostlosem Zustand befindlichen Urwaldweg so weit frei zu schlagen, daß wenigstens einigermaßen an botanisches und zoologisches Sammeln gedacht werden konnte. Unsere bisherigen Erfahrungen hatten uns ja genügend darüber belehrt, wie sehr ergiebiges Sammeln erschwert wird, wenn der Reisende gezwungen ist, dauernd auf Umgehung oder Beseitigung entgegentretender Hindernisse achtzuhaben. Wie richtig wir daran getan hatten, alle verfügbaren Leute unter Leitung zweier Soldaten vorauszuschicken, um unserer Tätigkeit vorzuarbeiten, zeigte sich später an einer Strecke des Weges, die durch ein Versehen dieser Verbesserung nicht teilhaftig geworden ist.

Der sechstägige Aufenthalt in Yukaduma bereicherte unsere zoologische Sammlung noch um ein sehr wertvolles Beutestück, denn eines Tages brachten unsere Jäger einen mächtigen Tschego angeschleppt (Abb. 154). Es war ein altes Männchen mit ganz demselben bestialischen Ausdruck, wie er dem erwachsenen Gorilla eigen ist. Auch dieser Tschego, der sofort durch die weißgraue Behaarung des Rückens auffiel, mochte ebenso wie sein größerer Vetter im Leben kein zu verachtender Gegner

gewesen sein. Bei der Präparation dieses Tieres stellte sich heraus, welch unendliche Schwierigkeiten das feuchte Urwaldklima — die kleine Regenzeit hatte längst eingesetzt — der Konservierung gesammelter Schätze bereitet, und wir hatten die größte Mühe, die kostbare Trophäe vor dem Verderben zu retten. Das Fleisch des Tschego brachte natürlich eine angenehme Abwechslung in den Küchenzettel unserer Schwarzen; denn alle Urwaldneger schätzen das Fleisch dieser Affen hoch, das, wie mir meine N'dzimu-Träger mehrfach gestanden, im Geschmack dem des Menschen ähneln soll.

Der Marsch durch eine vollkommen unbewohnte Urwaldzone, wie sie jetzt wiederum vor uns lag, erfordert immer einige Vorbereitungen und macht bei dem Unverstand der Träger viel Kopfzerbrechen. Man mag noch so gut disponieren, die „Verfressenheit" der Schwarzen kann unter Umständen alle Pläne vereiteln, wenn nicht schärfste Kontrolle den allzu raschen Verbrauch der mitgenommenen Vorräte unmöglich macht. Es kommt dem Neger nicht darauf an, wenn es niemand verhindert, die für vier Tage berechnete Verpflegung an einem Nachmittag dem beschleunigten Stoffwechsel zuzuführen und sich darauf zu verlassen, daß der „Massa" schon für „Chop" sorgen wird; aber wie das geschehen soll, darüber zerbricht er sich den Kopf nicht.

Der erste von uns, der im Blättergewirr des „toten" Assobam-Urwaldes verschwand, war Mildbraed, der in der Frühe des Ostersonntags bei herrlichem Wetter den Marsch nach Westen antrat. Jeder seiner Leute hatte für vier Tage Planten* aufgepackt, drei andere Leute waren lediglich dafür bestimmt, Verpflegung für einen weitern Tag zu tragen.

Der Assobam-Urwald ist das größere der beiden sogenannten Konzessionsgebiete der Gesellschaft Süd-Kamerun, die dieser belassen wurden, als man ihre früher viel weitergehenden Gerechtsame einer Revision unterzog. Immerhin umfassen diese Gebiete über eine und eine halbe Million Hektar unbewohnten Urwalds, dessen wirtschaftliche Ausbeutung gegen eine gewisse jährlich zu zahlende Summe

* Die in Westafrika allgemein übliche Bezeichnung für Mehlbananen, Pisang.

Monopol der Gesellschaft ist. Dieses Monopol ist indessen in Wirklichkeit gar nicht durchzuführen; denn wer will die Eingeborenen der umliegenden bewohnten Gebiete daran verhindern, sich aus einem Territorium, dessen Unantastbarkeit ihnen schwer zu Bewußtsein zu bringen ist, so viel Gummi herauszuholen, als ihnen paßt. Auch eine Kontrolle dieser riesigen Urwaldstrecke liegt von vornherein außerhalb jeder Erörterung; selbst bei Gebieten, die weniger unwirtlich und unübersichtlich sind als diese ungebändigten Wildnisse, wäre sie nur mit den größten Kosten und mit Hilfe einer ansehnlichen schwarzen Forsttruppe zur Not möglich.

Weit zerstreut über diese beiden „Eigengebiete" liegen die unter Leitung von europäischen Beamten stehenden „Produktionsstellen", Plätze, von denen aus die zweckmäßige Gewinnung des Kautschuks im Urwald beaufsichtigt wird, so daß hier ein Produkt gesammelt werden kann, das zu den höchst bewerteten Kautschuksorten gehört. Es sind die entlegensten Stationen im Urwald, auf denen Europäer hausen. Nur höchst selten verirrt sich ein anderer weißer Wanderer bis zu diesen Einsiedeleien. Es ist nicht jedermanns Sache, da zu leben, und doch gibt es Menschen, die sich hier wohl fühlen können; aber sie sind nur unter den wenigen Auserwählten zu suchen, die in den unerschöpflichen und täglich neuen Wundern des großartigen afrikanischen Tropenwaldes zu lesen verstehen.

Am Ostermontag nahm auch mich der große unbewohnte Urwald in seinen dunkeln Laubhallen auf. Die Träger, die alten und die neuangeworbenen N'dzimu, die mir folgten, trugen außer ihrer Last jeder noch für fünf Tage Verpflegung, die ich am frühen Morgen an sie verteilt hatte. Außerdem waren den N'dzimu von den befreundeten Yukadumaleuten noch reichlich Liebesgaben zugesteckt worden, so daß in dieser Beziehung genügend vorgesorgt schien. Als ich mich von Herrn Graf verabschiedete, der mich bis an den jenseitigen Dorfrand begleitete, herrschte heißes sonniges Wetter, das noch einige Tage anhielt. Nach dieser Unterbrechung aber setzte die kleine Regenzeit mit desto größerer Gewalt ein, und in den nächsten Wochen kamen fast

152. Kakaweiber beim Herſtellen einer Friſureinlage. (S. 203.)

153. Würgerfeige im Urwald. (S. 216.)

154. Alter Tſchego (Schimpanſe). (S. 210.)

täglich mehr oder weniger heftige Niederschläge zur Erde oder war doch wenigstens das Donnern von Tornados hörbar, die in nicht allzu großer Entfernung sich austobten.

Zu Anfang erfüllte der Wald recht wenig die auf ihn gesetzten Hoffnungen. Er war, obschon durchaus primär, zum großen Teil wenig schön, man konnte fast sagen, Stangenholz im Charakter jüngeren Buchennachwuchses daheim, in dem hier und da einige Riesen, Triplochiten und andere, standen und in dem selbstverständlich das unvermeidliche Phrynium eine große Rolle spielte. So blieb es bis zu der Stelle, an der wir unser erstes Lager bezogen.

Hier hatte ich zum ersten Male Gelegenheit, in Muße meine neuen N'dzimu-Träger zu mustern, die sich von unseren alten Buleleuten ganz wesentlich in allem und jedem unterschieden. Es war ein ganz anderer Typ, diese um eine deutliche Note wilderen Menschenfleischgourmets mit ihren unsympathischen, halb finsteren, halb verschlagenen Zügen, den Weiberfrisuren und den spitz gefeilten Tigerzähnen. Wie viel umgänglicher und beweglicher schien mir unser alter Trägerstamm aus dem kriegerischen Volk der Bule. Vor allem die als Träger verwandten Bulefraueu, die, wie allgemein in Südkamerun, zu dieser Arbeit mit herangezogen werden, schleppten mit erstaunlicher Ausdauer und Willigkeit die schweren Lasten und waren selbst bei den größten Anstrengungen immer noch vergnügt. Von den Bule erwiesen sich einzelne später als ausgezeichnete Hilfskräfte für unsere Sammeltätigkeit, wie der treffliche Ekomeno, der „botanische Assistent" Mildbraeds, der viele Pflanzen kannte und einen wunderbaren Blick für alles besaß, was für seinen Herren neu war. Er wurde aber an Beobachtungsgabe mindestens erreicht durch „Stepke", meinen aus dem Graslande stammenden Boy, dessen geschulten Augen keine zoologische Seltenheit entging, die seinen Weg kreuzte.

Es erwies sich auch diesmal als eine Annehmlichkeit, mit Leuten ganz verschiedener Stämme zu arbeiten, denn bei Diebstählen in den Quartieren oder anderen Übergriffen, wie sie ja gelegentlich vorkommen, „verpetzt" immer ein Stamm den andern beim „Massa", dem es dadurch

viel leichter gemacht wird, seine Herde zu kontrollieren und in Schranken zu halten. Besonders für den langen Urwaldmarsch schien mir dieser Umstand sehr erwünscht, denn die Aufsicht über die mitgenommenen genau berechneten Vorräte wurde dadurch ungemein erleichtert, wenn ich auch die Vorsicht gebrauchte, jeden Abend nach Verteilung der einzelnen Rationen das Übriggebliebene unter meinem Zelt zu verstauen.

Schon am zweiten Marschtag kamen wir in das Gebiet, in dem die von Yukaduma vorausgeschickten Leute ihre Wegereinigungsarbeiten eingestellt hatten. Hier begannen für uns förmliche Schwimmübungen in dem furchtbaren Unterholz, wie es nur auf ehemals freigeschlagenen, dann aber wieder zugewachsenen Wegen denkbar ist, Kletterpartien über gestürzte Urwaldriesen und fortwährendes Stolpern über heimtückische, durch den Krautwuchs der Sicht entzogenen Wurzeln. Hier machte sich außerdem recht unangenehm ein beträchtlicher Raupenfraß bemerkbar, der weder Unterholz noch Baumkronen verschonte und alle Pflanzen in elende Besenreiser verwandelte, eine Erscheinung, die man sonst nur in gemäßigten Breiten kennt. Die Laubverwüsterin war hier eine bereits bei Yukaduma beobachtete schwarz, grau und karminrot gezeichnete Ophiusiden-Raupe, deren man sich gar nicht erwehren konnte, denn alles wimmelte von diesen Tieren, und ihr Kot rieselte ununterbrochen wie Regen zur Erde nieder. Weder bei Tisch noch bei der Arbeit, noch des Nachts im Schlaf war man vor diesem Gekrabbel sicher; überall trat man, quetschte man, saß man oder lag man die Untiere tot. Besonders im zweiten Urwaldlager, das die letzten Träger erst vor Einbruch der Dunkelheit erreichten, machte sich diese Raupenplage fühlbar. Jedes Kleidungsstück mußte ausgeschüttelt werden, ehe man es morgens anzog, und es war als ein Glück zu bezeichnen, daß die Tiere wenigstens keine Brennhaare besaßen wie viele unserer einheimischen Waldverwüster.

Der nächste Tag wurde mit einem Gewitter eingeleitet, das für einen Urwaldtornado geradezu typisch war. Ich hatte es lange erwartet, denn die Nacht war ungewöhnlich schwül gewesen; aber erst gegen 4 Uhr morgens war seine Ankunft gewiß. Noch nie waren

mir die charakteristischen Vorboten des Urwaldgewitters so deutlich wahrnehmbar geworden wie bei diesem, denn das bezeichnende Rauschen des Waldes, das die akustischen Erscheinungen einzuleiten pflegt und oft früher wahrgenommen wird als der Donner, schwoll diesmal zu einem gewaltigen Tosen an wie das von einem Riesenwasserfall, und wir machten uns darauf gefaßt, im nächsten Augenblick dürre Äste auf unsern Lagerplatz prasseln zu sehen. Als aber der Donner selbst hörbar wurde, hatte das Rauschen des Waldes bereits aufgehört; die Gewald des Tornados war, ehe er mein Lager erreicht hatte, durch das elastische Hindernis der Baumkronen gebrochen worden. Es ist bekannt, daß der Tornado im Urwald nur in den seltensten Fällen jene unüberwindliche, verheerende Wucht erreicht wie in der Steppe, wo das bremsende Hindernis des dichten Baumwuchses fehlt. Da das Gewitter mit Eintritt der Morgendämmerung in einen soliden Landregen überging, hielt ich es für geraten, nicht voreilig den Schutz des Lagers aufzugeben, und so setzten wir uns erst in den späteren Morgenstunden in Marsch, nachdem sich der Regen endlich erschöpft hatte.

Dieser spät angetretene Marsch gab mir Gelegenheit zu vielen interessanten Beobachtungen über die innigen Wechselbeziehungen zwischen Boden und darauf stehender Pflanzendecke, denn fortwährend lösten sich reizloser Niederwuchs und wundervoller Urwald ab.

Eine der merkwürdigsten, übrigens früher schon gesehenen Pflanzenformationen in diesem Walde war die, in welcher die Ausbildung von Riesenstämmen zwar nachweisbar ist, aber ganz zurücktritt gegenüber anderen fast zwerghaften Schöpfungen der Flora.

Je länger man sich dies eigentümliche Unterholz von meist fingerdicken, selten stärkeren Stöcken ansieht, desto mehr neigt man zu der Ansicht, daß man hier sehr alte, viele Jahrzehnte zählende Gebilde vor sich hat, die mit den geringen Nahrungsstoffen geizen, die es gewissermaßen einen Entschluß kostet, zu den moos- und flechtenüberzogenen Blättern ein neues hervorzubringen, das dann für eine lange Lebensdauer bestimmt ist. Wenn die bemooften Zweige im Jahr um einen Zentimeter wachsen, mag es viel sein. Alles geht langsam und bedächtig,

und die Sträucher stehen sich gut dabei. Sie können mit den spärlichen, von den Kronen der Riesen durchgelassenen Sonnenblicken auskommen und überlassen die tropische Wachstumsgeschwindigkeit den Triplochiten und anderen Baumkolossen, die trotz gewaltiger Abmessungen nicht einmal erheblich älter als sie sind. Dieses Tropenwachstum hat aber seine Gefahren, von denen die vorsichtigen lebenden Spazierstöcke verschont bleiben: die Riesen sind allen Gefahren ausgesetzt, Blitzschlag, Windbruch und vor allem der Möglichkeit, von lichthungrigen, schmarotzenden Würgerfeigen (Abb. 153) als Klettergerüst ausersehen zu werden, und das ist dann unvermeidlich der Anfang vom Ende. Eines scheint mir nicht recht klar, nämlich was dieses Wachstum bedingt, ob die geringen Lichtmengen, oder ob spärliche Nahrungsstoffe des Bodens. Aber wie wären, falls letzteres der Fall sein sollte, die mächtigen Stammsäulen der Riesenbäume dicht daneben mit ihrer fabelhaften Wurzelbildung zu erklären?

Ich war bei dem fortwährenden Wechsel im Charakter der Pflanzenwelt nicht sonderlich erstaunt, an diesem Tage auf einem breiten Streifen zu beiden Seiten des Bondaflusses, den wir zu überschreiten hatten, den fatalen Überschwemmungswald der reizlosen Sumpfniederungen bei Molundu wiederzufinden. Mit gewisser Genugtuung erfüllte mich der Gedanke, daß die Folgen der Regenzeit sich noch nicht im Wasserstande des Flusses bemerkbar gemacht hatten; denn einige meiner Leute erzählten mir, daß hier am Bondafluß schon wiederholt Karawanen während der Regenzeit durch eine unpassierbare Wasserfläche festgehalten, ja sogar zur Umkehr gezwungen worden seien. Daß dies keine Übertreibung war, sah ich an den Hochwassermarken, die an den Stämmen noch in großer Entfernung vom Fluß deutlich erkennbar waren.

Wenn als Ursache für die oben geschilderte Zwergstammbildung nicht notwendig ungünstigere Bodenverhältnisse verantwortlich gemacht zu werden brauchen, so war dies doch sicher für eine andere Formation der Fall, der wir ebenfalls an diesem Tage begegneten und die ich wenig später in ihrer großartigsten Entwicklung kennen lernen sollte. Es

155. Phoenixpalmen. (S. 217.)

156. Grasfeld. (S. 217.)

157. Produktionsſtelle im unbewohnten Urwald. (S. 217.)

158. Raphia-Dickicht. (S. 221.)

sind das die Grasflächen dieses Urwaldes, die zwar nicht, wie die vorher angetroffenen, durch zutage tretendes Gestein bedingt werden, aber durch Bodenverhältnisse, die für das Aufkommen von Baumwuchs mindestens ebenso ungünstig sind wie jene (Abb. 156).

Die erste Grasfläche, die ich untersuchte, zeigte als Boden über einer anscheinend ziemlich mächtigen Sandunterlage eine dünne Decke von dunkelm Lehm, der nur ein Polster von Farnen, Gräsern und anderen niedrigen Kräutern hervorzubringen vermocht hatte. Die Anwesenheit entzückend graziöser Palmen, Phoenix spinosa (Abb. 155), die in reizvollen Gruppen den Rand der Lichtung einfaßten oder in Form kleiner Buschinseln und selbst als Einzelexemplare von manchmal 15 Metern Höhe auftraten, schien mir nicht als Gegenbeweis für die Ungunst der Bodenverhältnisse gedeutet werden zu können. Wären übrigens nicht die Palmen gewesen, so hätten diese duftenden Krautflächen holsteinische Viehhutungen vortäuschen können; in Wirklichkeit sind sie ja auch die Tummelplätze der wilden Kühe, der Büffel.

An einem der landschaftlich schönsten Plätze in diesem Urwald setzten am Nachmittag die Träger ihre Lasten nieder, am halben Hange eines ansehnlichen Hügels, hoch über dem Spiegel des Bumbaflusses und dicht neben dem behaglichen Heim des Herrn Funck, der hier als Leiter einer Produktionsstelle ein beschauliches Leben führte (Abb. 157). Hier traf ich denn auch Mildbraed, der inzwischen Weidmanns Heil gehabt hatte und dessen Strecke, zwei kapitale Rotbüffel, die von einer nahen Grasfläche stammten, ein zahlreiches schwarzes Volk dermaßen in Aufregung versetzte, daß alles andere darüber vergessen wurde und ich die größte Mühe hatte, mein Zelt unter Dach und Fach zu bekommen. Diese unerhoffte Auffrischung unserer Vorräte kam uns sehr erwünscht, zumal die nächste Umgebung der Produktionsstelle sich als so interessant erwies, daß auch ich den Wunsch hatte, einen Tag länger an diesem vielversprechenden Platz zu bleiben.

Die Lage der kleinen Siedlung ermöglichte nach allen Seiten hin reizvolle Ausblicke. Rückwärts am Berghang hinauf weite Lichtungen mit Pisang- und Maniokpflanzungen, ein kleines Stück Kultur-

land inmitten dieser ungeheuren Wildnis; unten am Fuß des Hügels der rasch strömende Bumbafluß im klippendurchsetzten Bett zwischen den vom Urgestein eingefaßten Ufern, und dahinter endloser Urwald, unübersehbar wie das Meer.

Spät erst ließen mich die laufenden Arbeiten in der ersten Nacht auf diesem entlegenen Urwaldposten zur Ruhe kommen. Es herrschte dichter Nebel über dem Fluß und dem Wald, und undeutlich nur schimmerte die Mondscheibe durch das gespenstige Weißgrau. Vom jenseitigen Bumbaufer tönte ein schauerliches Gebrüll durch die stille Nacht, wie ich es schon einmal gehört hatte, und wiederum erhielt ich auf meine Frage die Auskunft, daß die Töne von einem Gorilla herrührten.

Die große Grasfläche, die sehr unregelmäßig gestaltet und, in ihrer Längsausdehnung gemessen, etwa 3 Kilometer jenseits des Bumbaflusses sich hinzieht, ist vom Hügel oberhalb des Postens nicht sichtbar, so daß ich über den großen Raum, den sie einnimmt, nicht wenig erstaunt war, als ich sie am nächsten Tage aufsuchte. Bei meiner Wanderung über die weite hellgrüne Fläche hatte ich in der Person des Herrn Funck, den ich sehr bald als trefflichen Naturbeobachter schätzen lernte, einen anregenden Begleiter.

Ein herrliches Landschaftsbild löste das andere ab, und vor allem die Fülle an zierlichen Phönixpalmen aller Größen konnte kaum übertroffen werden und bot ein Tropenbild, das einzig in seiner Art war. Wie wildreich dieser ideale Weidegrund sein mußte, zeigte sich sehr bald. Vor unseren Füßen fast wurde ein Büffel flüchtig, der ebenso überrascht schien wie wir, Fährten aller Arten von Wild zogen kreuz und quer über diese mächtigen Grasweiten, und überall fanden sich Suhlen von Wildschweinen, Nilpferden und Elefanten, deren mit Wasser ausgefüllten Tellerfährten das Marschieren stellenweise recht beschwerlich machten.

Es kam mir auch hier darauf an, den Ursachen dieser großen baumlosen Flächen nachzuspüren. Auf mein Geheiß hoben daher die uns begleitenden Eingeborenen einen zwei Meter tiefen Schacht aus,

der mir Aufschlüsse liefern sollte; er ließ aber nichts anderes erkennen, als einen äußerst undurchlässigen, nur für den anspruchslosesten Krautwuchs günstigen Boden, der sich offenbar, wie an einigen Stellen zu erkennen war, unmittelbar auf dem Urgestein abgelagert hatte.

Nachdem einer der Jäger unsere Sammlung um ein prächtiges männliches Exemplar des seltenen Satansaffen, Colobus satanas, bereichert hatte, nahm ich am 21. April Abschied von meinem liebenswürdigen Wirt und zog auf Mildbraeds Spuren weiter in Richtung auf das nächste Reiseziel, die zweite der an dieser „Straße" gelegenen Produktionsstellen.

Im letzten Teil des Marsches begann das Gelände allmählich, aber doch recht merklich zu steigen, so daß wir schließlich eine Höhe von 800 Metern erreichten. Ich fand hier auf der Karte einen mit N'dem bezeichneten Berg, und mein Boy Musa erzählte mir zu meinem gerechten Erstaunen, daß hier früher ein Dorf der Kunabembe und Bumbum gestanden hätte, das aber nach hartnäckigen Kämpfen mit den westlichen N'dzimu geräumt worden sei. Also auch hier wieder das Bestreben zweier einander gar nicht so fernstehender Stämme, eine möglichst breite unbewohnte Zone zwischen ihrem Gebiete zu schaffen! Hätten nicht die noch vorhandenen Schleifsteine sehr beredt auf eine verlassene Dorfstelle hingewiesen, so wäre es mir schwer geworden, Musas Aussagen Glauben zu schenken; denn hier hatte ich tatsächlich zum ersten Male eine Stelle vor mir, auf der sich der niedergelegte Wald beinahe in seiner ursprünglichen Form vollständig erneuert hatte und einen fast primären Eindruck machte.

Auf der neu angelegten Produktionsstelle fand ich im Hause des Herrn Passehl noch Mildbraed vor, der gerade von einem Ausflug nach einer sehr interessanten Grasfläche zurückgekehrt war und von dort höchst merkwürdige Baumorchideen mitgebracht hatte. Er marschierte aber bald nach meinem Eintreffen weiter.

Durch eine Verletzung am Fuß, die ich mir zugezogen hatte und die mich marschunfähig machte, war ich gezwungen, zwei Tage länger als beabsichtigt am Rande der prächtigen Urwaldlichtung zu bleiben.

Zum Glück trennte mich nur noch eine Strecke von zwei Tagemärschen von dem bewohnten Gebiet, so daß mir die Verpflegung meiner Leute keine allzu großen Sorgen machte, und in Herrn Passehl hatte ich einen sehr unterhaltenden Gesellschafter, der, wie sein Nachbar, alle Eigenschaften zu besitzen schien, die ihn für das Leben auf einem so abgelegenen Platze befähigten. Er hatte kurz vor unserer Ankunft ein Abenteuer mit einem Leoparden zu bestehen gehabt, der in seine Küche eingedrungen war und hier, von den Pflanzungsarbeitern stark in die Enge getrieben, in seiner Angst sämtliches in der Küche befindliche Geschirr zertrümmert hatte.

Inzwischen zeigten immer häufigere und ausgiebigere Niederschläge, daß die kleine Regenzeit nunmehr ihre unumschränkte Herrschaft angetreten hatte. Bei schwülem, trübem Wetter trat ich denn am 25. April meinen Weitermarsch an, begierig, recht schnell nach Lomie zu kommen, wo ich endlich hoffen durfte, Post vorzufinden; denn bisher hatte mich, von einer zufälligen Ausnahme abgesehen, durch eine unerklärliche Verkettung unglücklicher Umstände keinerlei Nachricht aus der Heimat erreicht.

Es waren indes noch zwei anstrengende Tagemärsche, die mir und meinen Leuten bevorstanden, ehe ich den großen Urwald im Rücken hatte. Die weitaus längste Strecke des Weges, der alles zu wünschen übrigließ, war ungewöhnlich anstrengend für meine Leute, deren Kräfte durch das fortwährende Bücken, Stolpern und Klettern auf glitschigem, knietief aufgeweichtem Pfade schließlich vollkommen erschöpft waren.

Ein unendlich einförmiges trauriges Aframomumunterholz verwehrte meist jeden Durchblick und überschüttete uns bei der unvermeidlichen Erschütterung des Dickichts mit einem Schauer von Tropfen, so daß wir auch dann vollkommen durchnäßt waren, wenn der Himmel ausnahmsweise seine Schleusen nicht geöffnet hatte.

Endlich am Mittag des zweiten Tages änderte sich das Bild. An einem von Mildbraed kurz zuvor verlassenen Lagerplatz erreichte ich einen Punkt, der auf einer wichtigen und sofort erkennbaren Florengrenze lag.

Ein kleiner klarer Bach, eingerahmt von prachtvollem Raphiadickicht (Abb. 158) trennte fast unvermittelt zwei Waldgebiete, die, obschon beide durchaus primär, doch so grundverschieden aussahen, als ob die Laune eines Riesengärtners zwei Urwaldstücke aus räumlich weit getrennten Teilen Afrikas aneinander gelegt hätte. Unmittelbar auf dem jenseitigen Bachufer trat im Gegensatz zu der bisherigen relativen Artenarmut ein so unglaublicher Formenreichtum im Walde auf, daß es auch dem weniger geübten Beobachter hätte auffallen müssen, und ich freute mich nicht wenig, als mir meine Wahrnehmungen kurz darauf von Mildbraed bestätigt wurden, der jetzt endlich das ihm zusagende Sammelgebiet gefunden hatte und deswegen recht zufrieden war.

Es ist gewiß merkwürdig, daß ein an sich so unansehnlicher Bachlauf zu einer so wichtigen Florengrenze wird; viel eher wäre man berechtigt gewesen, eine solche in dem nächsten großen Gewässer zu vermuten, dem Bumbafluß mit seinen breiten Überschwemmungsufern, den ich kurze Zeit darauf überschritt (Abb. 159).

Die Überfahrt über den Bumba nahm eine volle Stunde in Anspruch, da die beiden zur Verfügung stehenden Kanus eine nur sehr geringe Ladefähigkeit besaßen und bei der starken Strömung von ihren Lenkern große Vorsicht erheischten. Bald darauf kamen wir durch zahlreiche weit auseinandergezogene Dorfanlagen, die alle unter dem Namen Assobam zusammengefaßt werden und durch das Vorhandensein von europäischen Faktoreien genügend auf die zentrale Lage inmitten eines der wichtigsten Kautschukgebiete hinwiesen. Kurz darauf traf ich Mildbraed, der sich in den Baulichkeiten der ehedem wichtigen Station Assobam häuslich eingerichtet hatte. Auch ich hatte einen wichtigen Abschnitt der Urwaldreise hinter mir.

Stelzwurzeln.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Von Assobam über Lomie nach Ebolowa quer durch das N'yem- und Bule-Gebiet.

Während in östlicher Richtung auf Tagereisen hin ungenutzt reiche Waldlandschaften sich finden — die soeben durchmessene Wildnis, denen die Kultur so gut wie nichts abgetrotzt hat —, zeigte sich bei Assobam, soweit man sehen konnte, ausgedehntes Pflanzungsgebiet, auf dem sich dicht gedrängt die Dörfer der Nordwest-N'dzimu, eines an das andere, reihten, einer der vielen Kontraste, an denen Afrika so reich ist. Hier und da stand wohl noch in den Niederungen der ursprüngliche unberührte Wald, aber die Höhen der Bodenwellen waren weithin von Kulturen und Farmwald bedeckt.

Wie überall an solchen Stellen, wo die ursprüngliche Vegetation geschwunden ist, zeigte sich auch hier ein reiches Vogelleben, und auf den einzelnen hohen Bäumen um den Posten, den bei der Urbarmachung des Bodens stehengebliebenen Zeugen der ehemaligen Urwaldvegetation, waren ganze Schwärme schwarzer Störche aufgebäumt. Unsere wissenschaftliche Tätigkeit mußte indessen jetzt in erster Linie darauf gerichtet sein, die gesammelten Schätze vor dem Verderben zu

bewahren; denn immer feuchter wurde die Luft, immer heftiger schienen die Niederschläge, die begleitet waren von starken elektrischen Entladungen und die jetzt fast keinen Tag mehr aussetzten. Mildbraed hatte große Mühe, sein „Heu" trocken zu bekommen, und ich selbst benutzte den unfreiwilligen Aufenthalt im Hause, zu dem mich strömender Regen zwang, zu ethnographischen Studien, für die Assobam ein sehr interessanter Boden war.

Es müssen beschwerliche Verhältnisse gewesen sein, unter denen die Schutztruppe vor Jahren ihre Kämpfe gegen die kannibalischen N'dzimu, N'yem und Maka in dieser Wetterecke ausgefochten hatte. Wie trefflich die Eingeborenen durch die hydrographischen Verhältnisse ihres Wohngebietes geschützt gewesen sind, hörte ich aus den lebhaften, anschaulichen Erzählungen der Schwarzen, die Zeugen der Kämpfe gegen die Maka am Longmapfog gewesen waren. Was mir meine Gewährsleute aus ihren Erinnerungen, wenn auch vielleicht mit den unvermeidlichen Übertreibungen, zum besten gaben, reizte meine Neugier aufs höchste. Denn ihre Schilderung paßte auf ein Gebiet, das man allenfalls mit einem Hochmoor vergleichen könnte; ein endloses Sumpfgebiet, nur zugänglich für die schlanken Kanus, die eben noch schmal genug sind, um durch die engen, aber tiefen Fahrrinnen hindurchzukommen, rechts und links grüne trügerische Flächen, die alles verschlucken, was sich ihnen anvertraut, und dies alles überschattet von einem ungastlichen Walddickicht. In der Tat, mühselig und aufreibend muß es gewesen sein, diesen gefährlichen Burschen, den Maka, mit Aussicht auf Erfolg beizukommen; ihre Fertigkeit, die nur fußbreiten Kanus, die stehend gestakt werden, mit der Geschwindigkeit eines trabenden Pferdes vorwärtszutreiben, soll ihresgleichen nicht finden, und sie sollen es trefflich verstehen, bei Verfolgungen immer noch eine seitwärts führende Wasserrinne in diesem Labyrinth zu finden.

Meinen Wunsch, in jene Gebiete, die meinen Wissensdrang so sehr reizten, einen Vorstoß zu machen, mußte ich mir indessen aus zwei Gründen versagen. Einmal war die Zeit des vorgezeichneten Reise-

programms bereits erheblich überschritten, dann aber tauchten allerhand unkontrollierbare Gerüchte auf, die nicht nur von Schwarzen, sondern auch von Weißen geglaubt und, mit den üblichen eigenen Zutaten, weitergegeben wurden. Sie ließen aber jedenfalls so viel erkennen, daß an einen Abstecher ins Herz des Makagebietes vorderhand nicht zu denken sei. Wie ich übrigens später sah, waren einige der Gebiete, die wir in der Folgezeit auf der Hochebene des „Djah-Bogens" „durchwateten", ein vollwertiger Ersatz für das Land, das mir durch die politischen Verhältnisse verschlossen blieb, und wir beide, Mildbraed und ich, lernten mehr Sumpfstrecken kennen, als uns lieb war.

Was die erwähnten Gerüchte anbetrifft, so hieß es, daß etwa fünf Tage von meiner Ankunft in Assobam ein europäischer Angestellter einer englischen Faktorei ermordet und aufgefressen worden sei. Er habe die vorausgegangene Warnung nicht beachtet, die angeblich in einem abgehackten Menschenfinger bestand, der eines Morgens auf dem Waschtisch gelegen haben soll. Uber den Ort, wo diese Ereignisse sich angeblich abgespielt hatten, gingen die Meinungen auseinander. Einzelne meinten, die N'yem seien die Attentäter, andere gaben das Makagebiet an, wieder andere nannten die Kaka. Vorläufig war ich außerstande, die Gerüchte auf ihre Wahrheit zu prüfen, und neigte am meisten dazu, die Kaka für die Missetäter zu halten, da ich bereits in Dalugene von der Warnung durch den abgeschnittenen Finger gehört hatte.

Denen, welche die Fama weitertrugen, muß man zugute halten, daß die Gerüchte nach den verbürgten Ereignissen der letzten Jahre nicht gar zu unwahrscheinlich klangen. Man hatte Kenntnis von den kannibalischen Orgien der Maka, denen viele Hunderte von Leuten zum Opfer gefallen waren und die erbitterte Kämpfe nach sich gezogen hatten, sowie von der letzten Ermordung eines weißen Kaufmanns, die zur Zeit unserer Anwesenheit im Gebiete erst Monate zurücklag. Auch die Gefahr eines Zusammengehens aller dieser Stämme, wenn einer von ihnen mit Übergriffen den Anfang gemacht hatte, widersprach nicht den bisherigen Erfahrungen. Der letzte Zweifel an der Möglichkeit der

159. Überfahrt über den Bumba. (S. 221.)

160. Riesenliane im Urwald. (S. 226.)

geschilderten Ereignisse mußte für uns schwinden, als uns ein Bote meldete, daß nicht nur der Leiter von Lomie, Bezirksamtmann Schlosser, und sein Stationsarzt, sondern auch der Bezirksrichter Dr. Schuhmacher, von Truppen begleitet, unterwegs seien, um den Tatsachen all dieser wilden Gerüchte auf den Grund zu gehen.

Die Warnung durch den abgehackten Finger und der dadurch zum Ausdruck kommende Hang zum Mystischen kam mir wieder in Erinnerung, als ich hier bei Assobam davon hörte, daß in einem benachbarten Dorfe augenblicklich „N'gi"-Festlichkeiten stattfänden, mystische Festlichkeiten, bei denen Totenbeine und Schädel eine große Rolle spielen, ein Kapitel krassesten Irrwahns, das fast an den Hexenglauben unseres Mittelalters erinnert. Ich hatte von diesem „N'gi"* zuerst durch einen Kaufmann Pilz aus Besam gehört, der mir im Kunabembebezirk begegnet war und mir die Wahrheit seiner Erzählungen zum Teil durch eine recht merkwürdige Photographie bestätigen konnte.

Der „N'gi"-Aberglaube hat eine weite Reise gemacht. Er stammt ursprünglich aus dem Gebiete der Pangwestämme am oberen N'tem (Kampo) und ist, wie mir einer meiner Leute, der N'tum Samba, erzählte, durch die Bule bis zu den N'yem und N'dzimu gedrungen. Dabei wurden die ursprünglich an ihn geknüpften Vorstellungen offenbar immer unklarer und erhielten sich schließlich unverändert nur in dem, was an der ganzen Sache reell und nutzbringend ist, nämlich der Spekulation der wenigen Schlauen, der Medizinmänner und Häuptlinge vor allem, auf die Dummheit und den Aberglauben der anderen. Denn der am „N'gi" Beteiligte ist gesichert gegen Nachstellungen auf sein Leben, die er rechtzeitig bemerkt; er hat auch gewisse Garantien für die Treue seiner Frauen. Mit Recht wird der „N'gi"-Unfug, wo er entdeckt wird, seitens der Regierung streng bestraft, denn es versteht sich fast von selbst, daß allerhand Erpressungen, Terrorismus, ja selbst Mord mit diesem Aberglauben Hand in Hand gehen.

* Übrigens heißt auch der Gorilla bei den Fangstämmen N'gi. Ein Zusammenhang mit dem Begriff Teufel liegt hier sehr nahe.

Mildbraed gegenüber hatte sogar ein ihm begegnender englischer Kaufmann die Äußerung getan, daß er unter keinen Umständen in einem Dorfe übernachten würde, in dem gerade der „N'gi"-Zauber spuke, da damit unbedingt Lebensgefahr verbunden sei.

Wir konnten der Regenzeit und ihren Tücken nur bedingt Rechnung tragen, denn nur in seltenen Fällen glückten unsere Wetterspekulationen, nach denen wir unsere Märsche einrichteten. Auch an dem Tage, an dem Mildbraed seine Karawane nach Lomie in Bewegung setzte, kam bald nach dem Abmarsch ein Unwetter vom Himmel, demgegenüber ich selbst in dem alten Stationshaus von Assobam, wo ich noch einen weitern Tag zubrachte, nicht gleichgültig blieb, denn das Dach meines Hauses war diesen Güssen bei weitem nicht gewachsen.

Als sich das Wetter ausgetobt hatte, stellte sich bei mir ein Pygmäe vor, der erste wieder seit langer Zeit und der merkwürdigste zugleich, den ich von diesem Volke bisher gesehen, denn er hatte absolut malaiische Gesichtszüge. Seine Sprache stimmte noch vollständig mit meinen bisherigen Aufnahmen überein.

Mein kurzer Aufenthalt in Assobam hatte mir ethnographische Ergebnisse geliefert, auf die ich gar nicht gerechnet hatte, und sehr zufrieden trat ich denn auch den Marsch nach Lomie an. Ehe wir das Dorf Malén erreichten, das für die kommende Nacht zum Quartier meiner Leute ausersehen war, marschierten wir wieder stundenlang durch prachtvollen Urwald. Hier erwartete mich eine kaum noch erhoffte Freude, denn mitten im Wald begegnete mir ein Bote der Station Lomie, der mir die seit Monaten ungeduldig ersehnte Post brachte. Anfangs wollte ich mit der Eröffnung des verheißungsvollen Paketes bis zum Quartier warten, dann aber siegte doch der Durst nach der lange entbehrten Kunde aus der Heimat, und mitten auf dem Waldweg unter den Baumriesen und mannsdicken Urwaldlianen (Abb. 160) baute ich mir meinen Zeltstuhl auf, ließ meine Träger passieren und verschlang, für alles andere stumm und taub, den Inhalt von Briefen und Karten, die sich innerhalb eines Vierteljahres zu einem förmlichen Berg

aufgestapelt hatten. Die mich begleitenden Boys sahen kopfschüttelnd meiner etwa zweistündigen Lektüre zu, und ungestraft und unbefangen setzten sich die Scharen bunter Urwaldfalter auf meine Briefe, auf meine Hände und meinen Rock.

Unter den vielen Briefen war auch ein solcher von Wiese aus Kusseri mit der überraschenden Nachricht, daß der Herzog mit Professor Haberer und Heims unter Aufgabe des ursprünglichen Reiseplans und nach Erforschung der Tschadseeländer auf dem Wege Niger-Benue nach der Küste käme. Mit gewisser Rührung las ich aus Wieses Brief, welch tragisches Geschick unsere braven Hunde ereilt hatte, die auf unserer Ausreise so unterhaltende Begleiter gewesen waren. Ich war, als ich spät am Nachmittag bei Malén mein Zelt erreichte, in solcher Stimmung, daß ich am liebsten alle Briefe sofort beantwortet hätte, aber es harrte gerade für diesen Abend ein derartiges Sammel- und Beobachtungsmaterial der Ausarbeitung und Etikettierung, daß ich mir diese Freude versagen mußte. Am folgenden Morgen — ich hatte kaum mein Lager abgebrochen — begegnete mir auf dem Marsche nach Assobam, von acht Soldaten begleitet, der Polizeimeister von Lomie, der mir das bestätigte, was ich bereits in Assobam über die angeblichen Greueltaten und die an verantwortlicher Stelle getroffenen Maßnahmen gehört hatte.

Das Dorf Man, das für diesen Tag als Quartier meiner Leute in Aussicht genommen war, wurde mir von meinen Bules als „Minnegatown" (Weiberdorf) bezeichnet, weil hier ein Weib die Häuptlingswürde bekleiden sollte. Als ich vor dem ärmlichen Dorfe ankam, meldete sich denn auch eine alte Frau bei mir, die sich bemühte, eine möglichst militärische Haltung einzunehmen, ihren Schlapphut, das Abzeichen der Häuptlingswürde, vor mir zog und mir ihren Ausweis zeigte, so daß ich an diesem Triumph der Frauenemanzipation unter den Kannibalen nicht mehr zweifeln konnte. Übrigens gibt es solcher weiblicher Häuptlinge noch mehrere; ich begegnete später sogar einer jüngern Frau, die diese Würde bekleidete und recht geschickt und mit einem gewissen Charme die Honneurs zu machen verstand. Überhaupt

trifft man auch dort, wo die Stellung der Frau gering angesehen wird, ab und zu Vertreterinnen des schwachen Geschlechts, die es mit sicherem weiblichem Instinkt verstehen, das Regiment an sich zu reißen. Jedenfalls war es selten eine verfehlte Spekulation, wenn man die Weiber der Häuptlinge mit kleinen Geschenken bedachte; alle etwaigen Schwierigkeiten waren dann viel schneller aus dem Wege geräumt.

Der weibliche Häuptling von Man bekleidete seine Würde schon eine Reihe von Jahren und zwar seit der Zeit, da die Schutztruppe gezwungen worden war, gegen das Dorf einzuschreiten, weil sich auch hier, so versicherten meine Leute, die Eingeborenen kannibalische Übergriffe hätten zu Schulden kommen lassen. Es soll das einer der vielen Fälle gewesen sein, die mit Veranlassung wurden zu den langwierigen Kämpfen gegen die Maka, N'yem und die anderen Kannibalen, die erst im Jahre 1906 einen vorläufigen Abschluß fanden.

Die Lebensmittel, welche die Leiterin des Dorfes für meine Leute zur Verfügung stellte, waren überaus spärlich. Es war, auch gegen erhöhte Bezahlung, tatsächlich nicht viel in der Nähe des Dorfes zu finden, und ich war nicht abgeneigt, einigen meiner Träger Glauben zu schenken, die behaupteten, daß auch hier, wie so vielfach im Waldgebiete, eine den Weißen unbekannte und schwer zugängliche Pflanzung irgendwo im dichten Wald versteckt liege.

Streifen unberührten Urwaldes, die mit Sekundärwald wechselten, frisch angelegte und auch verlassene Farmen, auf denen üppig das Unterholz emporschoß, vor kurzem gebaute Dörfer und aufgegebene Dorfplätze, neue Faktoreianlagen und alte verfallene auf halb wieder zugewachsenen Lichtungen, dazwischen hier und da das einsame Grabkreuz eines Europäers, alles das versinnbildlichte den unruhigen Wechsel, den die Ausbeutung des Kautschuks — und alles was damit direkt oder indirekt zusammenhängt — in diese Landschaft gebracht hatte. Ein breiter schattenloser Weg, von dem die grelle Tropensonne blendend zurückgestrahlt wurde, zog sich durch diese wechselvolle Landschaft hindurch. Besonders kurz vor Lomie, wo er sich bis auf 10 Meter verbreiterte, kam mir so recht der Gegensatz zwischen dieser stattlichen

Straße und dem Urwaldpfad Yukaduma—Assobam zu Bewußtsein, dessen Unwegsamkeit mir noch frisch in Erinnerung war.

In Lomie, wo ich am 1. Mai eintraf, wurde ich von dem Sekretär Lutz begrüßt, der die Leitung der Station an Stelle des abwesenden Bezirksamtmanns übernommen hatte und Mildbraed und mir eine ganze Woche lang liebenswürdigste Gastfreundschaft gewährte. Der Bezirksamtmann Schlosser, ein alter Regimentskamerad von mir, den ich viele Jahre nicht gesehen hatte, wurde noch lange nicht zurückerwartet; wir machten jedoch vor unserem Abmarsch nach der Küste noch die Bekanntschaft des inzwischen zurückgekehrten Bezirksrichters Dr. Schuhmacher und des Stationsarztes Dr. Rautenberg. Von jenem erfuhr ich, daß sich die Nachrichten über den Aufstand als freie Phantasieprodukte überängstlicher weißer und schwarzer Gemüter herausgestellt hätten. Der angeblich ermordete Europäer war frisch und munter. An allen Schauernachrichten, die das ganze Gebiet so sehr in Aufregung versetzt hatten, war nicht ein Fünkchen Wahrheit!

Man hatte Mildbraed und mir für die Zeit unseres Aufenthalts große luftige Räume angewiesen. Mildbraed hatte eine der alten Beamtenwohnungen bezogen, wo er mit seinen Pflanzenpressen und Alkoholgefäßen ungestört schalten und walten konnte. Ich selbst fand ein Unterkommen in den zurzeit unbewohnten Räumlichkeiten des Bezirksamtmanns. Nachdem ich so lange Zeit in der Wildnis gelebt hatte, kam ich mir vor, als ob ich in einem Hotel ersten Ranges untergebracht sei.

Wer die mehr als bescheidenen Stationsanlagen in Molundu gesehen hat, wer seit Wochen besser gebaute Faktoreihäuser aus Raphia- und Rindenmaterial als den Gipfel des Komforts betrachtet hat, der ist fast betroffen, wenn er nach Lomie kommt. Inmitten eines freigeschlagenen Komplexes von etwa einem Kilometer im Geviert liegt in beherrschender Lage die neue Feste Lomie, in der Art der Festungen, wie sie auch in Südwestafrika errichtet werden. Aus selbst gebrannten Ziegelsteinen solide gebaut, den Kampfmitteln der Eingeborenen gegenüber

uneinnehmbar, ist es ein „Zwinguri" für die N'yem, dessen Notwendigkeit durch die Ereignisse der letzten Jahre hinreichend begründet ist. In einem großen quadratischen Gebäude, das zugleich Reduit ist und von dem aus zwei Mauern unter Feuer genommen werden können, liegt über den Geschäftsräumen die Wohnung des Bezirksamtmanns. Außerhalb der Feste stehen verschiedene sehr wohnliche Rinden- und Palmblattbauten und das freundliche zweistöckige Steinhaus des Bezirksrichters, alles in üppigen Pflanzungs- und Gartenanlagen, denen man die sachkundige Hand des Fachmanns ansieht. Unter Aufsicht eines tüchtigen Landwirts werden neben Planten (Mehlbananen) Kassada und Mais angebaut. In den Gärten gibt es in Menge Gemüse aller Arten und an den Wegen Alleen von Mangos, Orangen, Limonen, Guyaven; selbst eine kleine Kaffeepflanzung, obschon lediglich Versuch, ist vorhanden.

Wir durften froh sein, daß wir die acht Tage, die durch Erledigung dringender Post, Verpacken von Sammlungen und Anwerbung neuer Träger für die vor uns liegende Wegestrecke besetzt waren, statt im Zelte in dauerhaften Stationsbauten zubringen durften, denn Tag für Tag fast fegten schwere Gewitter mit elementarer Gewalt über die Station hinweg. Es waren nur ganz kurze Spaziergänge, die wir unter solchen Verhältnissen unternahmen. Mildbraed wurde zudem durch ein heftiges Fieber ans Bett gefesselt, das er dank sachverständiger Pflege schnell überwand.

Durch die liebenswürdige Vermittlung von Dr. Schuhmacher stellten sich mir auch in Lomie wieder Ebayegga vor, Leute, die abermals vollkommen dem bei Molundu und Momos beobachteten Pygmäentyp entsprachen. Sie waren inmitten der ihnen unbehaglichen Mauern der Feste zunächst etwas ängstlich. Als ich sie aber in den vertrauten Lauten ihrer Sprache begrüßte, legten sie alle Scheu ab und standen mir bereitwillig Rede und Antwort auf meine Fragen. Es waren die letzten mir auf dieser Reise begegnenden Zwerge, bei denen ich den Gebrauch ihres alten Idioms vorfand; der nächste Pygmäenstamm, mit dem ich, allerdings ganz im Bereich der Küste, in Berührung kam, hatte die alte Sprache offenbar seit Generationen verlernt.

Während der wenigen sonnigen Stunden hatte ich in Lomie Gelegenheit zu einer sehr interessanten ornithologischen Beobachtung. Durch meinem Ohr wohlbekannte Vogelstimmen, die hoch in der Luft hörbar wurden, veranlaßt, nach oben zu sehen, gewahrte ich an drei verschiedenen Tagen, 5., 6. und 8. Mai, an letzterm Tage gemeinsam mit Mildbraed, Schwärme unseres Turmseglers, Micropus apus, die unter vernehmlichem, sehr charakteristischem Geschrei kurze Zeit hoch über der weiten Lichtung kreisten und dann schnell in nordöstlicher Richtung weiterzogen.

Mildbraed war ganz auf die Sammeltätigkeit seines getreuen Ekomeno angewiesen, der täglich mehrmals unter einer Last des mannigfachsten Grüns angekeucht kam. Eines Tages erschien er mit einem etwa zwei Meter langen Stück einer Liane, die er u-förmig zusammengebunden hatte. Es handelte sich um die berühmte, zur Familie der Dilleniaceen gehörende Schlingpflanze, aus der die Eingeborenen in Ermangelung anderer Trinkgelegenheiten genügende Mengen Wasser gewinnen können. Als wir das Lianenstück auseinanderbanden und hochhielten, rann das Wasser wie aus einer Quelle in dickem Strahl heraus. Wir erhielten etwa ein halbes Liter schönes, absolut keimfreies Wasser, das wir in einem Glase auffingen. Später machte mich Undene noch auf eine andere Pflanze aufmerksam, die, wenn auch nicht so ausgesprochen wie die Dilleniacee, dieselben Eigenschaften besitzt; diese Pflanze war keine andere als der vielgeschmähte Regenschirmbaum, der, oberhalb des kandelaberartig aussehenden Luftwurzelgestells angebohrt, gleichfalls in verhältnismäßig kurzer Zeit ein gut trinkbares Wasser liefert.

Unterdessen waren alle Vorbereitungen für unsern Weitermarsch nach Westen getroffen. Nach schwierigen diplomatischen Verhandlungen war es uns gelungen, einige der N'dzimu, die uns von Yukaduma aus begleitet hatten, bis Sangmelima weiter zu verpflichten; die durch das Ausscheiden der übrigen N'dzimu entstandene Lücke wurde durch Bule, Männer und Weiber, ausgefüllt, welche Lasten von Ebolowa nach Lomie gebracht hatten und nach ihrer Heimat zurückkehrten,

so daß die Bule jetzt wieder das vorwiegende Element unter unserem Personal waren.

Da das überstandene Fieber Mildbraed noch etwas Schonung auferlegte, so brach ich diesmal zuerst auf und nahm am 10. Mai von dem gastlichen Lomie Abschied. Nach einem kurzen Marsch über freies Feld verschwand meine Karawane wieder im Urwald, von dessen Rand ich den letzten Blick über die landschaftlich so schönen und imposanten Anlagen der Station genoß.

Der nach Bidjum und nach dem Djah-Posten führende Weg ist vielleicht eine der schönsten und am verständigsten angelegten Verkehrsstraßen, die die Kolonie Kamerun aufzuweisen hat, und kann geradezu als Muster hingestellt werden (Abb. 161). Vor allem war ihr Erbauer, der Feldwebel Schwan, nicht, wie so viele andere, in den Fehler verfallen, neben dem Unterholz auch die hohen Bäume zu beiden Seiten des Weges beseitigen zu lassen. Der Fehler, der in dem Ausholzen eines oben und unten gleichmäßig breiten Lichtschachtes liegt, ist gar nicht wieder gutzumachen, denn damit ist dem Unterholz eine willkommene Gelegenheit gegeben, üppig ins Kraut zu schießen, und nur mit einem großen Aufwand an Arbeit ist ein solcher fehlerhaft angelegter Weg bei dem tropischen Wachstum reinzuhalten.

Der Weg, in der den Verhältnissen des Waldlandes durchaus angemessenen Breite von 2 bis 3 Metern gehalten, war durch geschickte Trassierung und durch entsprechende Aufschüttungen fast eben; alle Bäche waren tadellos überbrückt. Da der Weg so glatt war und so trefflich gereinigt wie in einem Park, so wurde das Marschieren durch den wundervollen Urwald zu einem wirklichen Genuß. An jeder Wegekrümmung zeigten sich neue herrliche Bilder. Prächtig hoben sich die zierlichen Kletterwedel der Rotanglianen von dem Durcheinander grauer und rötlicher Stammsäulen ab; aus dem Dunkel der Bachschluchten tauchten die hellgrünen Kronen reizender Baumfarne, da und dort leuchtete aus dem Unterholz das brennende Scharlachrot der Mussaenda, und durch das frisch austreibende Laub, fast alles im Wege der „Ausschüttung" gebildet, prangte der Wald in wunderbarer

161. Urwaldstraße im Djah-Bogen. (S. 232.)

162 u. 163. Maka-Kannibalen. (S. 234.)

Buntheit; es waren hier die ungewöhnlichsten Blattfarben vertreten, gelb, karminrot, blutrot, selbst tief violett.

Leider wurde der Genuß dieser „Waldpromenade" durch die Tücken der Regenzeit nur zu sehr beeinträchtigt. Zwar kamen wir auf der ersten Tagesstrecke noch glimpflich davon, aber gleich der zweite Marschtag führte mir wieder alle Schreckniſſe der Regenzeit vor Augen. Mitten im Wald überfiel uns ein fürchterliches Gewitter, in dem sich die elektrischen Entladungen Schlag auf Schlag folgten, wie bei einer Riesenexplosion. Die Niederschläge, die jetzt fielen, konnten eigentlich nicht mehr als Regen bezeichnet werden; man hatte das Gefühl, als ob statt der einzelnen Tropfen ebenso viele Wasserstrahlen von Bleistiftstärke zur Erde prasselten. Wenn man im Freien ist, merkt man eigentlich erst, was ein tropischer Regen bedeutet. In Zeit von einer Minute waren die Wege in reißende Wildbäche verwandelt, und auf dem glitschigen Lateritgrunde konnten auch die Träger mit ihren nackten Füßen keinen Halt mehr gewinnen und glitten alle Augenblicke mit ihren schweren Lasten aus.

Bei solchem Wetter — und es schien vor der Hand so bleiben zu wollen — waren die an der Straße angelegten Rasthäuser sehr angenehm, denn es ist nichts fataler, als im strömenden Regen ein Zelt aufschlagen zu müssen. Diese Unterkunftsstellen an der Bidjumstraße, meist umgeben von ausgedehnten und von der Regierung unterhaltenen Kassadapflanzungen, nehmen zum Teil die Stelle von früheren Ortschaften ein, die in dem blutigen N'yem-Aufstand Schauplätze wilder Mordtaten waren, wie alle Gebiete am obern Djah, durch die wir in den folgenden acht Tagen marschierten.

Am 12. Mai hatten wir plötzlich eine weite freie Kulturfläche vor uns, bestanden mit jungen Kickxiapflanzungen, die ausgedehnten Anlagen des Djah-Postens. Von Einzelheiten war allerdings nicht viel zu erkennen, denn der Bindfadenregen, der bei großer Schwüle zu Boden rauschte, verwehrte jede weitere Aussicht und ließ alle Formen verschwommen erscheinen. Fast gespenstisch zeigten sich in dem wogenden Regendampf die großen Kautschukbäume, welche die Axt der

rodenden Arbeiter verschont hatte, sowie einzelne wahrhaft riesige Atjaps, Mimusops djave, die ihre prächtigen epiphytenbedeckten Laubkronen in schwindelnder Höhe ungehindert entfalten konnten.

Trotz des unbehaglichen Wetters kam mir der Leiter dieser großartigen Anlage, der Gouvernementsgärtner Rappe, ein gutes Stück Weges entgegen und geleitete mich in das Unterkunftshaus des Postens. Auf dem Stationshof fesselte mich ein sonderbarer Anblick, der mich das ungemütliche Gefühl, das ein regennasser Anzug hervorruft, vollkommen vergessen ließ. Drei Kerls zogen über den Hof, die mir höchst fremdartig vorkamen, finstere Gesellen von tiefschwarzer Hautfarbe mit konfiszierten Gesichtern und dicken blauen Perlen in dem weiberhaft frisierten Haar (Abb. 162, 163). Auf meine Frage erfuhr ich, daß ich Makas vor mir hatte, Strafarbeiter aus den Kannibalendörfern, die den letzten Aufstand in Szene gesetzt und einen wehrlosen weißen Kaufmann ermordet hatten. Sie machten recht finstere Gesichter, als sie sich dem unheimlichen Auge meiner photographischen Kamera exponieren sollten; aber es half ihnen nichts, sie mußten den bösen „Zauber" über sich ergehen lassen und mochten wohl innerlich denken, daß sie auf diese Weise ihre Missetaten teilweise abzubüßen hatten.

Von Herrn Rappe hörte ich zum ersten Male von einem höchst merkwürdigen Tiere, von dem mir auch später nochmals an einer ganz anderen Stelle Kunde wurde. Ich erfuhr, daß das fragliche Tier, von den Eingeborenen „Böng-Böng" genannt, außerordentlich selten und zudem schwer zu sehen sei. Vermöge seiner ungewöhnlichen Kraft sei es sogar imstande, den Leoparden zu töten. Tatsächlich hatte mein Gewährsmann nicht weit vom Djah-Posten einen von einem andern Tier geschlagenen Leoparden gefunden, der, wie die Eingeborenen behaupteten, vom „Böng-Böng" getötet worden sein sollte. Wir konnten uns gar keinen Vers auf dieses Tier machen, da alle Tiere, auf die wir rieten, bei den Eingeborenen bestimmte Namen hatten. Ich verfiel endlich darauf, die letzte Instanz zu fragen, die Auskunft geben konnte, den weitgereisten Undene, und ohne sich zu besinnen, meinte dieser: „Massa, Böng-Böng be Bule-name for lion."

Wir waren sprachlos! Hätte uns jemand gesagt, das Okapi käme hier vor, wir hätten nicht erstaunter sein können. Also ein Löwe! Auf alles andere wären wir eher gekommen. Nach weiteren Fragen gab Undene an, daß der Löwe tatsächlich, wenn auch höchst selten, im Urwald vorkäme, und zwar als Wechselwild, das sich im dichtesten Unterholz aufhielte und allen anderen Tieren, denen er gewachsen sei, nachstelle. Nur wenige Leute hätten ihn gesehen, keiner getraue sich ihn zu jagen. Immerhin erschienen mir die erhaltenen Angaben über das Vorkommen dieses ausgesprochenen Steppentiers im Urwalde höchst merkwürdig, so zuverlässig Undenes zoologische Angaben nach meinen bisherigen Erfahrungen auch waren, denn das nächste Steppengebiet liegt vom Djahbogen schlecht gerechnet 50 Kilometer entfernt. Während vorläufig die größere oder geringere Nähe der Steppe der einzige Gesichtspunkt bildete, von dem aus ich das etwa mögliche Vorkommen des Löwen im Waldgebiete in Betracht zog, gewann ich nachher ganz andere Anschauungen darüber; doch davon später.

Am Djah-Posten begann eine Strecke, die zum ersten Male typisch die Erscheinungen zeigte, welche für ein ausgedehntes Gebiet Südkameruns kennzeichnend sind; ähnlich waren sie mir allerdings schon in früher durchreisten Gegenden aufgefallen. Die große Hochebene, die sich zwischen dem obern N'yong, dem Dume, dem Bumbafluß und den Quellflüssen des zum Ogowe fließenden Aina dehnt, ist geologisch, vor allem aber hydrographisch eines der weitaus interessantesten Gebiete von ganz Kamerun. Sie ist charakterisiert durch die Schilderungen, die mir meine Leute in Assobam vom Schauplatz der Makakämpfe am Longmapfog gaben. So wie in diesen Erzählungen sieht allerdings nicht die ganze Hochfläche aus, die oft sogar von einzelnen Erhebungen unterbrochen wird. Aber man passiert bei Wanderungen in diesem Gebiet täglich Stellen bald von größerer, bald von geringerer Ausdehnung, auf die jene Schilderungen ebensogut passen.

Wenn man das fast völlige Fehlen einer Neigung auf dieser riesigen „Rumpffläche" in Betracht zieht, dazu den undurchlässigen, oft lehmigen, auf dem Urgestein liegenden Boden, so sind eigentlich

alle hydrographischen Erscheinungen des Gebiets erklärt. Man sieht es diesen Flußläufen förmlich an, wie schwer es ihnen wurde, sich für irgendeine Stromrichtung zu entscheiden. Manchmal, besonders bei den kleineren Bächen, ist die Strömung so schwach, daß sie kaum wahrnehmbar ist; es sind richtige träge Moorbäche wie in unseren Venns. Alle Wasserläufe zeigen, wie die meisten Flüsse mit schwachem Gefälle, von wenigen Ausnahmen abgesehen im höchsten Grade die Neigung, in recht verworrenen Mäanderwindungen zu fließen; ein fürchterliches Moorgebiet faßt in oft riesiger Breite selbst ganz unbedeutende Bachläufe ein. Wohl dem, den seine Reise durch Gebiete führt, in denen die Regierung mit großen Kosten endlose Knüppeldämme über den schwarzen Morast gebaut hat!

Hier in diesen Moorwaldungen ist eines der großen Laboratorien zu suchen, aus denen der Kongo seinen eigentümlichen Farbstoff bezieht. Man wird nicht einen Flußlauf finden, der nicht wenigstens einen bräunlichen Farbton hat; die meisten sind — bei fast durchweg vollkommener Klarheit des Wassers — von tiefem Kaffeebraun, das an stagnierenden Stellen durch den dunkeln Bodenschlamm schwarz wie Tinte erscheint, oder gar ausgesprochen rotbraun. Die Lösungen, die Veranlassung zu dieser merkwürdigen Färbung sind, entstammen den Verwesungsprodukten verschiedener Pflanzen in diesen Moorwaldungen, hauptsächlich wohl denen der Raphiapalme und der Baumfarne (Abb. 164); denn je mehr diese beiden Pflanzen an den Bachufern vorherrschen, desto ausgesprochener ist die Farbe des Wassers.

Die Humussäure, die einen so dauerhaften Farbstoff liefert, hat offenbar aber auch eine bedeutende chemische Wirkung; fast regelmäßig stößt man an den Bachufern nach Entfernung der knietiefen oder gar noch mächtigern schwarzen Schlammschicht auf weißgraues oder selbst schneeweißes Kaolin, das allmählich, je tiefer man gräbt, in das darunter liegende verwitterte Gestein übergeht. Die Eingeborenen wissen solche Plätze wohl zu schätzen, denn hier entnehmen sie ihren weißen Farbstoff, sowie das ausgezeichnete feuerfeste Material für die Düsen ihrer Blasebälge.

Als ich schon am 13. Mai wieder den Djah-Posten verließ, kam ich sofort an ein ausgedehntes, durch treffliche Knüppelbrücken passierbar gemachtes Sumpfgebiet, durch das sich der Djah dahinwand, infolge der starken Regenfälle mit verhältnismäßig schneller Strömung. Im Charakter so ganz anders als der große Fluß bei Molundu, war er bald in schmale Arme zerteilt, die ungefähr die Abmessungen der engen Spreewaldkanäle hatten, bald war er wieder zu einem einzigen Wasserlauf vereint. Überall am Ufer waren die mächtigen Strunke der Raphiapalme sichtbar, und auf dem höher gelegenen Lateritboden zeigten sich auf einmal wieder die seit Bangandu vermißten geschlossenen Makrolobiumbestände.

Dann aber ging der Marsch oft stundenlang durch entsetzlich öden Sekundärwald, der fast ausschließlich aus Regenschirmbäumen mit düsterem Aframomumunterholz zusammengesetzt war, alles ehemaliges Kulturgebiet. Auch hier zeigte sich wieder die unvorteilhafte Umwandlung der Landschaft und Vernichtung des Waldes im Gefolge fortwährender Verschiebung der Wohnplätze. Kein einziger Ort lag an der Stelle, wo ihn die Karte angab, obschon die Namen der Dörfer, M'batschongo, Djah oder wie sie gerade hießen, meist dieselben waren. Es waren alles Plätze, die im letzten Aufstand zu einer mehr oder weniger traurigen Berühmtheit gelangt waren und schaurige Massakres miterlebt hatten. Das Verdienst des unermüdlichen Scheunemann war es, daß diesen Gebieten die Ruhe wiedergegeben wurde und die aufständischen Kannibalendörfer sich von neuem unterwarfen. Wie viele Greueltaten mochten wohl die Hände verübt haben, die sich mir freundschaftlich entgegenstreckten, als wenn die Ereignisse des Jahres 1906 niemals gewesen wären!

Es war mir in der Tat schwer, mich in die Verhältnisse jenes Jahres hineinzudenken, wenn mir die Dorfoberhäupter entgegenkamen, in militärischer Haltung vor mir stillstanden, den Schlapphut oder den Tropenhelm in der Hand, und mir ihre ordnungsmäßig gestempelten schwarzweißrot umrandeten Ausweise vorzeigten. Einer von ihnen, der alte Djah — er mochte von früher her noch eine Menge auf dem

Kerbholz haben — kam mir sogar in dem Überrock eines Artillerieoffiziers entgegen, dessen früherer Besitzer offenbar ein sehr beleibter Stabsoffizier gewesen war, denn seinem jetzigen Inhaber hing das prunkhafte Kleidungsstück in weiten Falten sackartig um den sehnigen Körper.

Die Dörfer der N'yem verliefen zum Teil in der Wegrichtung, zum Teil rechtwinklig in Form einer Sackgasse zur Straße und verrieten wie so vieles andere schon Bule-Einfluß (Abb. 165). In keinem der bisher durchzogenen Gebiete hatte ich so viel gut gewachsene Gestalten und geradezu klassische Köpfe bemerkt, wie unter den Männern dieser Dörfer (Abb. 168). Im Orte Madyü schienen die Leute mit feingebogener Nase und schmalen Lippen, aber allerdings auffallend dunkler Färbung der Haut sogar derart vorherrschend, daß man versucht sein konnte, an einen hamitischen Einschlag zu glauben, und es wollte mir gar nicht in den Kopf, daß ich hier einen der Kannibalenstämme vor mir hatte, der bis vor kurzem zu den schlimmsten Menschenfressern Afrikas gehörte.

Viele reizende Geschöpfe waren vor allem unter den kleinen Knaben und Mädchen zu finden, diese leider vielfach entstellt durch die Durchbohrung der Nasenscheidewand, in der ein Stöckchen getragen wird (Abb. 170). Sonst aber machte sich in der Tracht der Frauen immer mehr der Einfluß der Fangstämme, in erster Linie also der Bule, geltend, zögernd allerdings noch in der Kopierung der abenteuerlichen Haartrachten, sehr entschieden dagegen in der Annahme des kleidsamen „Ebui".

Dieser „Ebui", ein dichtes Büschel aus Raphiafasern, in der Form eines normal gestutzten Pferdeschwanzes, ist eines der geschmackvollsten Kleidungsstücke, das von Negerfrauen getragen wird. Solange die Frau noch jugendlich und schlank ist — und eigentlich nur dann wird der höchst kokett wirkende Ebui getragen — kann es kein besseres Mittel geben, die Schönheit der Formen zu heben, als dieses beim Gehen graziös auf und ab wippende Büschel, das wie vieles andere von dem sichern Geschmack seiner Erfinder zeugt (Abb. 173).

Es war eigentlich gar nichts zu spüren, das noch im mindesten an die blutigen Kämpfe der Aufstandszeit erinnerte; überall zeigte sich der Hang zu Sinnengenuß und Lebensfreude. Da um die Mitte des

Mai Mondschein herrschte, hielten auch hier im N'yemgebiet Nacht für Nacht lärmender Gesang und Tanz Männer, Weiber und Kinder wach. Die Tänze, deren Zeuge ich war, übertrafen an Erotik alles, was ich bisher gesehen hatte; sie waren recht „gepfeffert" und ließen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Obwohl nach den meteorologischen Tabellen Südkameruns, die mir zur Hand waren, die sogenannte kleine Regenzeit längst vorbei sein sollte, verging nach wie vor kein Tag, an dem nicht die schwersten, vielfach wolkenbruchartigen Güsse zur Erde kamen. Natürlich konnten die Folgen auf den Wasserstand der Flüsse nicht ausbleiben. Trotzdem lange Knüppeldämme über die Flüsse und ihre Überschwemmungsgebiete gebaut waren, blieben uns dennoch längere Wanderungen im Sumpfe nicht erspart. Die beiden Gewässer Biabulo und Li, die wir am 17. Mai passierten, in der Trockenzeit offenbar unscheinbare Bäche, bildeten eine einzige große Wasserfläche, und obschon diesen wahrscheinlich regelmäßig eintretenden Verhältnissen dadurch Rechnung getragen war, daß die beiden Brücken durch einen langen Knüppelsteg auf dem „Lande" fortgesetzt wurden, mußten wir doch noch auf weite Strecken durch das braune Wasser waten.

An diesen beiden Bachläufen fand ich einen Sumpfwald, der durch sein Aussehen recht wenig an den bisher gesehenen erinnerte, vor allem auch den Eindruck des Düstern vermissen ließ, der sonst dieser Formation im allgemeinen eigentümlich zu sein pflegt. Der freundliche Einschlag in diesem Moorwald rührte zweifellos von dem zarten Grün der hohen Baumfarne her, das recht eigentümlich zu dem Schwarz des Untergrundes kontrastierte, und auch die in drei Arten vertretenen Rotangpalmen, die anmutige Girlanden von Baum zu Baum schlangen oder in ganzen Vorhängen von den Ästen herunterhingen, trugen nicht wenig dazu bei, das Bild aufzuhellen.

Die wenigen sonnigen Stunden in diesen regenschweren Tagen waren von einer fast unerträglichen Schwüle begleitet, welche die Entwicklung eines Insektenlebens begünstigte, wie es selbst in den Waldungen Südamerikas nicht viel reicher sein kann. Es gab ein

unvergleichliches Farbenspiel, dies Durcheinanderwirbeln von Tausenden und aber Tausenden von bunten Faltern aller Größen, die alle darauf bedacht zu sein schienen, ihren Durst auf irgendeine Weise zu stillen. Wie lebende funkelnde Saphire eilten flüchtige Epitolas, in leuchtendes Blau gekleidet, die Wege entlang. Ganze Scharen der scharlachroten Cymothoe sangaris saugten an anrüchigen Stellen des Weges und ließen sich selbst dann nicht in ihrem Genuß stören, wenn zwischendurch ein kurzer Regenschauer niederging. Noch mehr vertieft in ihre Trinkgelage war die bunte Gesellschaft der Schwalbenschwänze (Papilio), die in dichtem, farbenfrohem Gewimmel die kleinsten Pfützen umlagerten und sich durch nichts in ihrer Beschäftigung stören ließen (Abb. 120, 122). Was wollte das aber alles besagen gegen den herzerhebenden Anblick des Riesenfalters Antimachus, der zwischen den über den Weg reichenden Wedeln der Baumfarne, fast ohne einen Flügelschlag zu tun, in wundervollem Fluge dahinsegelte! Offenbar war das Leben der Insekten jetzt auf seinem Höhepunkt angelangt; wenige Tage darauf ließ es sichtbar nach und einen Monat später war nichts mehr davon zu merken; still und wie ausgestorben lag dann der Urwald da, als ob nicht ein einziges Lebewesen mehr seine weiten Hallen bewohnte, selbst das gellende Gezirp der Zikaden war verstummt.

Je mehr wir uns dem westlichsten Punkte des Djahbogens näherten, desto unverkennbarer wurde der Einfluß der Bule auf die N'yem, die sich schließlich äußerlich in nichts mehr von jenen unterschieden. Vor allem der Charakter der Körpertätowierungen schien ganz von den Bule entlehnt, ebenso die Weiberfrisuren, die an Umständlichkeit alles bisher Gesehene in den Schatten stellten (Abb. 169).

Unendlich viel Geduld gehört dazu, solch ein Kunstwerk herzustellen, und mannigfach ist die Art der erforderlichen Zutaten, Rotangstöcke zur Anfertigung des Gestells, falscher Haare, Pflanzenfasern und zur Verzierung Nägel, Perlen und Knöpfe, eine ansehnliche und gewichtige Menge von Fremdkörpern, die mit dem natürlichen Haar zusammen verarbeitet werden. In mancher Beziehung sind die Trägerinnen dieser Frisuren nicht zu beneiden, denn dem nirgends fehlenden

164. Baumfarne am Rand eines ſumpfigen Bachlaufs im Urwald. (S. 236.)

165. N'yemdorf. (S. 238.)

166. Stelzwurzeln. (S. 242.)

Ungeziefer — mein Yaundeboy Elume nannte es „small beef" — ist in diesen „Kunstbauten" nicht beizukommen; außerdem muß die Frisur dadurch geschont werden, daß man nachts mit dem Hals auf der Bettkante ruht. Der Neger ist jedoch, wenn die Eitelkeit im Spiel ist, zu noch größeren Konzessionen auf Kosten von Behagen und Bequemlichkeit bereit als der gepflegteste Mitteleuropäer; sein dickes Fell und seine körperliche Gefühllosigkeit kommen ihm dabei sehr zu statten.

Eine der wichtigsten Folgen des Bule-Einflusses in diesen Gebieten ist zweifellos das beginnende Auftreten der Ölpalme, die aber offenbar noch nicht sehr lange Zeit im Djahbogen Heimatsrechte besitzt. Soweit die im Dorfe Mokumelo stehenden Exemplare dieses wichtigen Baumes, die ersten, die ich seit Monaten wiedersah, einen Rückschluß zuließen, mag die Ölpalme vor etwa 20—30 Jahren den Djah überschritten haben, scheint aber nur sehr langsam nach Osten vorzudringen.

Mokumelo, mein letztes Quartier im Lande der N'yem, war der Platz, in welchem wir die Vorbereitungen für das letzte unbewohnte Urwaldgebiet zu treffen hatten, das jetzt noch auf unserem Marsche lag. Wir mußten uns für diese „tote" Buschstrecke wieder mit Lebensmitteln versorgen. Dieser Teil der Reisevorbereitungen erledigte sich kurz und schmerzlos. Weniger Zutrauen dagegen hatte ich zu der Unterstützung, die mir der Häuptling bezüglich provisorischer Ausbesserung des vor mir liegenden Weges für meinen Durchzug in Aussicht stellte. Selbst die Mokumeloleute hatten nämlich verschämt zugegeben, daß der Weg, den ich einschlagen wollte, unter aller Kritik sei.

Als ich am 19. Mai mit meiner Karawane aufgebrochen war, schien die Beschaffenheit der ersten Wegestrecke meine Sorgen zerstreuen zu wollen. Dafür wurde es aber nach einer halben Stunde desto schlimmer. Von der versprochenen Wegverbesserung war nicht viel zu merken, nur hier und da lagen anfangs noch an besonders tiefen Stellen des Morastes Stämmchen auf dem „Weg", welchen die braven N'yem als Balanciergerüst dorthin geworfen hatten. Nach einer Viertelstunde hörte aber auch diese großartige Wegmelioration auf, und wir stürzten uns resigniert in den fürchterlichen Urwaldsumpf,

dessen Bewältigung, zumal bei dem unerbittlichen Regen, für meine ständig strauchelnden und steckenbleibenden Leute zu einem dreitägigen Martyrium wurde. Von einem Marschieren konnte eigentlich nicht mehr die Rede sein; es war ein fortwährendes Springen von Wurzel zu Wurzel, Klettern über gefallene Baumstämme, Balancieren über große Äste, die im Sumpfe lagen, verbunden mit ständigem Ausgleiten und Hinfallen.

Die schlimmste Strecke war die der ersten beiden Tage. Nur nach langem Suchen war es uns vor Einbruch der ersten Nacht möglich, einen geeigneten Lagerplatz ausfindig zu machen. Wohin das Auge blickte, zeigte sich Sumpf oder gänzlich aufgeweichter lehmiger Waldboden, dessen Beschaffenheit sogar der Baumwuchs Rechnung zu tragen schien. Sehr merkwürdig war vor allem, selbst an den trockneren Stellen, das Vorherrschen hoher Stelzwurzelgerüste und zwar in einer Ausbildung, wie man sie sonst nur im Mangrovengürtel der Küste sieht (Abb. 166).

Etwas besser ließ sich die zweite Tagesstrecke an, denn hier zeigte das Gelände zuletzt die Form einer Rundhöckerlandschaft, deren einzelne Hügel gewissermaßen Inseln in einem ungeheuren Sumpfgebiet waren. Trotzdem war ich nicht wenig überrascht, als wir plötzlich und unvermutet auf eine kleine freie Felsfläche heraustraten, ähnlich der bei Yendi gelegenen. Eine zweifingerdicke torfartige Erdschicht, die hie und da auf dem grauen flechtenbewachsenen Glimmerschiefer auflag, strömte einen kräftigen Heidegeruch aus und war bedeckt mit einem kurzhalmigen Kraut- und Graspolster und zarten Blumen, unter denen sich auch in kleinen Büscheln eine blaue Utricularia fand, ähnlich dem Fettkraut unserer nordeuropäischen Hochgebirge und Tundren. Mein Entzücken war groß, hier so unvermutet nach dem Marsch durch finstern Sumpfwald wieder das freundliche helle Grün vor Augen und festen Boden unter den Füßen zu haben. Die Baum- und Strauchvegetation, die den Waldrand einfaßte, war auch hier wieder eine ganz ähnliche wie auf dem Yendihochplateau, vorwiegend aromatisch duftende Rutaceen und Anonaceen auf dünner Humusdecke und dazwischen als recht fremdartige Erscheinung riesige Euphorbienbäume. Von dieser Fläche, an deren Rand mein Lager aufgeschlagen wurde, hatte ich

einen freien Blick über die vielfach in voller Blüte stehenden Kronen der Urwaldbäume, deren Mannigfaltigkeit mir bisher niemals so sehr aufgefallen war, weil ich auf unseren monatelangen Wanderungen immer nur ihre einförmigen Stämme gesehen hatte.

Der Marsch vom letzten Lager bis zum ersten Buledorf, das wir spät nachmittags erreichten, war bemerkenswert durch einen fortwährenden Wechsel von sumpfigen Niederungen und Hügeln, von denen uns keiner erspart blieb, da der Eingeborenenpfad nach Möglichkeit die tieferen Stellen vermied. Auch über mehrere kahle Felsflächen führte wiederum der Pfad. Die dritte von diesen, die wir erreichten, von den Bule „Akum-fufum", der „Große Stein", genannt, war so wundervoll gelegen, daß ich bedauerte, nicht hier mein letztes Lager aufgeschlagen zu haben. Diese grasbewachsene Felsebene, ein Oval von wohl 500 Metern Länge, krönte die höchste Kuppe eines über 800 Meter hohen Berges, von dem man eine herrliche Aussicht nach Südosten, Osten und Nordosten hatte. Hier sah ich Berge, die noch höher schienen als mein Standpunkt und ebenfalls eine Gras- und Felshaube hatten. Sie waren wohl nie von eines Weißen Fuß betreten worden, und die Versuchung war groß, sich mit dem Kompaß nach einem dieser rätselhaften „Einsiedler" durchzuschlagen. Aber angesichts der Verfassung meiner Leute mußte ich mir diesen Wunsch versagen; ein solcher Abstecher hätte viele Stunden erfordert, und zudem war unser Bedarf an Bewegung nach den letzten beiden Tagen reichlich gedeckt.

Als wir in N'lo-Bessege ankamen, befanden sich meine Leute in einem Zustand völliger Erschöpfung, so daß ich gezwungen war, einen Ruhetag einzuschieben, obschon die Verpflegungsschwierigkeiten in diesem neu angelegten westlichsten Vorposten des Bulegebiets keine geringen waren. Wie überall, so galt auch hier der Begriff „Ruhetag" nur für meine Leute, denn neben vielem andern, das der Aufarbeitung harrte, brachte das für mich gänzlich neue Gebiet der Bule so viel des Neuen, daß ich alle Hände voll zu tun hatte.

Sobald ich das Land der Bule erreicht hatte, traten die zoologischen Arbeiten für mich sehr in den Hintergrund, und ähnlich ging

es Mildbraed mit seiner Botanik. Denn, von wenigen Stellen abgesehen, befanden wir uns jetzt in altem Kulturgebiet, dessen seßhafte Bewohner die Wildnis in weite Entfernung von ihren Dörfern zurückgedrängt haben und ständig noch weiter zurückdrängen. So sieht man hier auf der Höhe der Bodenwellen meist nichts anderes als die sauberen Dörfer der Bule, oft nur durch die Wasserläufe voneinander getrennt. Die Flüsse und Bäche sind denn auch in der Regel die einzigen Stellen der großen Verkehrswege, an denen man noch den ursprünglichen Wald mit seiner Pflanzen- und Tierfülle vorfindet, man müßte denn stundenlange Wanderungen quer durch Farmen und Sekundärwald daran wenden, um wieder in die Wildnis zu kommen. Durch die intensive Ausnutzung des Bodens sind die ursprünglichen Pflanzenformen so gründlich vernichtet worden, daß sich oft nur der unverwüstliche Regenschirmbaum hat halten können, dazu das hohe Aframomum, und vor allem auch das jeden andern Pflanzenwuchs im Keim vernichtende Elefantengras, das oft auf weite Entfernungen hin die verlassenen Farmen überwuchert und so vielleicht für immer der Verödung preisgibt. Es ist indes durchaus nicht berechtigt, solche Gebiete als „Grasland" zu bezeichnen, wie es oft geschieht, „verlassenes Kulturland" wäre eine weit richtigere Bezeichnung dafür.

Während man auf den Urwaldpfaden oft nicht wußte, wie man durch Schlamm und Morast weiterkommen sollte, ging jetzt der Marsch durch Farmen und Dörfer, die vielfach im Schatten von Ölpalmen lagen und von denen eines fast so aussah wie das andere (Abb. 171), über breite, von duftendem Citronellagras sauber eingefaßte Wege, auf denen man der Einwirkung der Sonnenstrahlen ohne Gnade und Barmherzigkeit ausgesetzt war. Unter solchen Verhältnissen kamen wir rasch vorwärts, denn es gab am Wege nur wenig zu sehen, das des Mitnehmens wert schien und einen Aufenthalt nötig machte. Mildbraed vor allem, für den diese Gebiete nichts andres sein konnten als eine botanische Einöde, beschleunigte seine Schritte und holte mich bereits in Kungulu ein, noch ehe ich den Djah erreicht hatte.

In Kungulu, wo Mildbraed und ich für einen Abend Gäste

167. Frisur einer Bulefrau. (S. 259.)

168. N'yemmann. (S. 238.)

169. Frisur einer N'yemfrau. (S. 240.)

170. N'yemmädchen am Djah-Posten. (S. 238.)

des mir schon vom Yukadumabezirk her bekannten schwedischen Kaufmanns Wennergreen waren, empfing ich die Anregung zu einem Abstecher nach dem nahen Bitje, dem Wohnort des Amerikaners Bates, welchem das South-Kensington-Museum, wie ich wußte, die besten der in den letzten Jahren eingelaufenen Neuheiten aus Westafrika verdankte. Dieser Platz hatte nach allem, was ich darüber gehört hatte, für mich etwas so Verlockendes, daß ich den kleinen Umweg vor mir verantworten konnte. Indes auch die Umgebung von Kungulu selbst erwies sich trotz des ausgesprochen sekundären Charakters des umliegenden Waldes als sehr viel günstiger, als ich geglaubt hatte; besonders meine ornithologische Sammlung wurde um viele wertvolle Stücke bereichert.

Als die Eingeborenen merkten, daß ich mich mit dem Sammeln zoologischer Objekte befaßte, brachten sie in der Hoffnung auf ein anständiges „Dash" alles angeschleppt, von dem sie irgendwie glaubten, daß es Wert für uns haben könnte. Besonders häufig brachten sie die großen samten schneeweiß gezeichneten Goliathkäfer, die sie mit einem Bindfaden auf Ästen der Futterpflanze festgebunden hatten.

Diese prächtigen Riesentiere, die ich in früheren Jahren bereits am Mungo häufig beobachtet hatte, zeigten auch in Südkamerun dieselben Lebensgewohnheiten, die ich von ihnen schon kannte; nur schien hier ihr Auftreten in eine andere Jahreszeit zu fallen. Mit Sicherheit sind diese prächtigen Käfer da zu finden, wo in der Nähe von Urwald gelegene sekundäre Buschpartien mit Bäumchen der großblätterigen Vernonia durchsetzt sind (Abb. 123). Am ausfließenden Saft dieser Pflanze finden sich die Käfer in größeren oder kleineren Gesellschaften ein, und es gewährt einen herrlichen Anblick, diese mächtigen Geschöpfe beim Mahle zu beobachten. Sie sind indes nur in den kühleren Morgenstunden leicht zu erbeuten, denn sobald ihnen die Sonne auf die Samtdecken brennt, sind sie sehr mobil, und die geringste Erschütterung ihres Strauches genügt, daß die ganze Gesellschaft unter lautem Gesumm davonfliegt. Ein selbst in bedeutender Höhe fliegender Goliathkäfer ist nicht so leicht zu überhören; der Ton, den sein Flugmechanismus erzeugt, klingt, als ob man die Saite einer Baßgeige in sehr

ſtarke Schwingungen verſetzt hätte. Mildbraed verglich das Geräuſch der fliegenden Käfer ſogar mit dem Surren eines Luftſchiffpropellers.

Am 28. Mai ſetzte ich, nachdem ich mich an demſelben Morgen in Kungulu von Mildbraed verabſchiedet hatte, mit meinen Leuten über den ſtark angeſchwollenen Djah, deſſen primärer Uferwald weithin unter Waſſer ſtand (ſ. bunte Tafel). Da nur ein einziges, dazu ſehr gebrechliches Kanu verfügbar war, dauerte es drei Stunden, bis ich die letzte Laſt am andern Ufer hatte.

Das Wetter zeigte immer noch nicht die geringſte Neigung, beſſer zu werden; nach wie vor waren die Flüſſe und Bäche weithin über ihre Ufer getreten und verurſachten manch läſtigen Aufenthalt. Der vielfach gewundene, jetzt ſtellenweiſe 100 Meter breite Libifluß, den ich in den folgenden Tagen mehrfach überſchreiten mußte, hatte ſeine Sumpfwalduſer unter Waſſer geſetzt, und viele an ſich ganz unbedeutende Bäche waren augenblicklich ſo tief, daß ſie ohne die trefflichen Brücken nicht zu überſchreiten geweſen wären.

Alle dieſe Waſſerläufe hatten noch durchaus den Charakter derer auf dem linken Ufer des Djah; ſie zeigten dieſelbe Vegetation ihrer Ufer und dasſelbe durchſichtige braune Moorwaſſer. Da mir dieſer Umſtand mit Bezug auf die geologiſchen Verhältniſſe nicht unwichtig ſchien, führte ich auch in der Folgezeit ſehr genau Buch über die Eigentümlichkeiten der Waſſerläufe und konnte dabei feſtſtellen, daß erſt kurz vor Ebolowa, nachdem wir das Flußgebiet des Kongo längſt im Rücken hatten, eine bemerkenswerte Änderung eintrat und zwar mit dem Aufhören der geſchloſſenen Hochebene, deren charakteriſtiſche Erſcheinungen mir zum erſten Male in der Gegend von Aſſobam aufgefallen waren.

Bald nach dem erſten Übergang über den Libi ſchwenkte ich von der nach Weſten führenden Hauptſtraße links ab auf einen nach dem klaſſiſchen Bitje führenden Pfad. Die Hoffnungen, mit denen ich meinem vorläufigen Ziele zuſtrebte, ſanken bedenklich, als ich merkte, daß auch dieſer Weg mitten durch altes Kulturland führte; ſie wurden indeſſen neu belebt, als ich etwa einen Tagemarſch vor Bitje auf einen großen geſchloſſenen Macrolobiumwald ſtieß, wie ich ihn in ſolcher

Am Djah, westlich von Kungulu.
Aquarell von E. M. Heims.

Größe seit Bangandu nicht mehr gesehen hatte. Aber meine daraus auf die Umgebung von Bitje gezogenen Schlüsse wurden durch die Tatsache leider nicht bestätigt, denn der berühmte Platz lag zu meiner wenig angenehmen Überraschung in einem der denkbar ödesten Farmgebiete.

Da Herr Bates, Besitzer einer ausgedehnten Kautschukpflanzung bei Bitje, zur Zeit meines Eintreffens in Amerika weilte, mußte ich mir anderweit Auskünfte holen über das, was ich wissen wollte. Ich brauchte nicht lange zu warten, denn sehr bald meldeten sich bei mir einige Jungen aus dem Dorfe, deren Sammeltätigkeit die Neuentdeckung so vieler Kostbarkeiten zum großen Teile zu danken war. Vor allem der etwa zwölfjährige Sohn des Häuptlings, die Hauptstütze des amerikanischen Sammlers, wurde nicht müde, mir auf alle meine Fragen Auskunft zu geben. Von ihm erfuhr ich allerdings, daß die Jahreszeit nicht günstig sei, daß aber das meiste der gesammelten Seltenheiten einer kleinen, dicht beim Dorfe gelegenen Waldgalerie entstamme, die sich in nichts von dem unterschied, was ich schon hundertmal vorher und weit großartiger in dem bisher durchreisten Gebiet gesehen hatte.

Wenn Bitje meine immerhin berechtigten Hoffnungen auf reiche zoologische Sammlungen keineswegs erfüllte, so verhalf mir doch die Wahl des abgelegenen Nebenwegs zu einem viel bessern Einblick in das Getriebe der Bule, als ihn mir der Marsch auf der viel begangenen Hauptstraße hätte verschaffen können, zumal bei dem beschleunigten Tempo, in dem wir auf Ebolowa marschierten.

Noch in einem kleinen Dorfe vor Bitje wurde ich mit einem höchst eigentümlichen Kult der Bule bekannt, der, wie ich hörte, von den Pangwe übernommen war und mir als „Sso" bezeichnet wurde. Ich bemerkte abseits des Weges eine dicht geflochtene Wand, die, wie ich sofort sah, irgendetwas Dahinterliegendes gegen unerwünschte Einsicht schützen sollte. Aus der Wand ragte nach der Dorfstraße zu wagerecht eine eigentümliche, aus einem Baumstamm hergestellte Schnitzerei, die eine Jagdszene darstellte; sie war dort, wo sie in dem Geflecht verschwand, von zwei Figuren flankiert, einer männlichen und einer weiblichen, wie recht „augenfällig" hervorgehoben war. Ich bemühte mich

festzustellen, was es mit dieser merkwürdigen Vorrichtung für eine Bewandtnis hatte.

Mein Trägervormann Samba, der selbst Pangwe war, ein großer starker Kerl, wurde grau vor Angst, als ich ihn aufforderte, gemeinsam mit mir diesen Platz zu betreten. Er meinte, er müsse sofort sterben, wenn er das täte, und prophezeite mir das Gleiche, wenn ich nicht auf seine Warnungen hörte. Weniger ängstlich schienen die Leute des Dorfes, die mir den Eintritt gestatteten, nachdem ich ihnen allerdings versichert hatte, ich besäße eine wirksame „Medizin" gegen diesen Zauber.

Als ich hinter die Wand trat, fand ich einen frei geschlagenen Platz, auf dem eine kleine Hütte stand, und vor der Hütte einige mit Kaolinerde weiß angestrichene etwa zwölfjährige Jungen, die berühmten Sso-Knaben; das war alles! (Abb. 172.) Ich erfuhr von Samba, der sehr erstaunt war, als ich den Ssoplatz lebend verließ, daß die für diesen Kult in Aussicht genommenen Jungen gezwungen seien, vier Monate von den anderen Dorfbewohnern getrennt auf dem Ssoplatz zu leben, daß sie dort allerhand Unfug verübten und, mit eigentümlichen Masken bekleidet, allabendlich auf dem Laufsteg — der merkwürdigen Schnitzerei — erschienen, um die Leute zu erschrecken; Weibern sei das Betreten dieses Platzes unter allen Umständen verboten, fügte er hinzu. Mehr war aus Samba, der noch ganz unter dem Eindruck meines „gefährlichen Wagnisses" stand, nicht herauszubekommen; ich konnte aber aus den Andeutungen der Leute im Dorfe entnehmen, daß dieser Kult irgendeiner Gottheit galt. Ja, es gelang mir sogar, gegen ein nicht unbeträchtliches Geldopfer einige der Kultgeräte zu erwerben, nur den geschnitzten Laufsteg wollte man mir nicht abtreten; man motivierte das damit, daß die Entfernung der von mir begehrten Schnitzerei unfehlbar den Tod der Sso-Knaben nach sich ziehen würde. Als ich sehr befriedigt mit meinen Schätzen weiterzog, war Samba nicht dazu zu bewegen, einen der Sso-Gegenstände zu tragen.

In ihrem durch nichts zu besiegenden Aberglauben schienen mir die Fangstämme, deren bedeutendsten einer ja die Bule sind, im allgemeinen die östlich angrenzenden N'yem, N'dzimu und anderen

kannibalischen Bantuvölker noch ganz erheblich zu übertreffen; dafür hatten sie aber, wie ich sah, viele gute Eigenschaften vor diesen voraus. Schon der große landwirtschaftliche Fleiß der Bule — um nur ein Beispiel anzuführen — und die wohltuende peinliche Sauberkeit ihrer Dörfer weisen den Fangstämmen eine höhere kulturelle Stellung unter den Bantuvölkern an. Auch die äußere Erscheinung der Bule und ihr ganzes Auftreten deuten auf eine höherstehende Rasse hin, und vor allem unter ihren Frauen begegnet man oft sehr ansprechenden Gesichtern und geradezu klassischen Körperformen (Abb. 174). So konnte die Frau des Häuptlings von Bitje trotz vorgeschrittenen Alters als Schönheit gelten, und ihre angenehmen, fast kaukasischen Gesichtszüge harmonierten trefflich mit dem ruhigen, ja vornehmen Auftreten dieser Frau, so daß man kaum noch empfand, hier eine Negerin vor sich zu haben (Abb. 176, 177).

Ich hatte mich schon oft über die nach Schluß des Tagewerks an mondhellen Nächten im Lager oder im Dorfquartier stattfindenden Tänze meiner Buleträger gefreut; aber was ich jetzt davon im eigenen Lande der Leute sah, wirkte noch viel ansprechender. Die Gesänge, welche die rhythmischen Tänze begleiteten, waren ungewöhnlich melodiös und bewiesen das hochentwickelte musikalische Gehör, das alle Fangstämme auszeichnet.

Meine Buleleute ließen nicht ab, in den höchsten Tönen die Vorzüge ihres Landes zu preisen, auf das sie sehr stolz waren, und ich mußte ihnen in vielen Beziehungen recht geben; denn so wenig dieses großartige Kulturgebiet auch dem Forscher bot, so angenehm war das Reisen hier. Verpflegungsschwierigkeiten, wie sie in anderen Gebieten bisweilen zu einer recht peinlichen Kalamität werden, gab es im Bulegebiet nicht mehr; die reichen Pflanzungen lieferten für meine Leute Lebensmittel übergenug. Überall brachte man mir herrliche Bananen, für wenige Pfennige köstliche Ananas und frische Eier in Hülle und Fülle.

Es war freilich nicht zu verkennen, daß vieles der genau durchdachten und straffen, von Ebolowa, der zuständigen Regierungsstation, aus gehandhabten Organisation zu verdanken war, die hauptsächlich als ein Werk des Hauptmanns Heinicke galt. Jeder Häuptling hatte

ſtatt ſeiner Beſtätigungsurkunde ein kleines Buch, das alles das enthielt, was für den durchreiſenden Europäer zu wiſſen wünſchenswert ſchien, Name des Stammes, des Dorfes und Häuptlings und vor allem die genauen, für die betreffende Landſchaft geltenden Lebensmittelpreiſe, wodurch einem die nicht immer einfache Aufgabe, über eine entſprechende Bezahlung für das Gelieferte einig zu werden, bedeutend erleichtert wurde.

Weite Kulturlandflächen mit Mehlbananen und Maniok, freundliche Dörfer, wie von einem Landmeſſer ſauber ausgerichtet, dazwiſchen die breiten ſonnigen Wege, beiderſeits von dem duftenden Citronellagras eingefaßt, und all dies nur unterbrochen durch die braunroten Waſſerläufe, je nach der Breite ihres bewaldeten Sumpfgebietes durch Brücken oder lange Knüppeldämme paſſierbar gemacht: ſo zeigte ſich unverändert die Landſchaft, die wir durchwanderten, als wir von Bitje weiter marſchierten.

Am 2. Juni, wir hatten gerade die Hauptroute nach Ebolowa wieder erreicht, ſtanden plötzlich, als mir die breite Dorfſtraße von Le freien Ausblick bot, vier anſehnliche Berge vor mir. Sie verſchwanden dann wieder hinter den Bäumen und tauchten mehrfach von neuem auf. Endlich lag der eine von ihnen, der Djukun, dicht vor uns; viel mehr aber als durch ihn wurde mein Intereſſe erregt durch eine gewaltige kahle Felsmaſſe, auf die mich meine Leute aufmerkſam machten und die ſich linker Hand mitten im Walde, aber dicht am Wege befand, der Maſeſſe (Abb. 175).

Dieſer rieſige Granitfels reizte meine Neugier aufs höchſte, und ich machte mich ſofort an den Aufſtieg. Stellenweiſe mußte ich die Felsmaſſen auf allen Vieren kletternd nehmen. Einzelne Rieſenblöcke von wohl 20 Meter Höhe waren abgeſprengt und, im Schatten des Waldes liegend, waren ſie von bizarrem Ficusgeflecht beſponnen und ſtellenweiſe dicht grün von Farnen, Schiefblättern und Orchideen, Angrecum-Arten, die mehrere Meter lang vom Stein herunterhingen. Im Kellerdunkel kletterten wir durch klamm- oder kaminartige Gebilde an das freie Licht, wo die glühendheiße kriſtalline Felsmaſſe im Sonnenglaſt flimmerte, hier und da beſiedelt von eigentümlichen Felspflanzen

und dichten Polstern von Ananas, die durch irgendeinen Zufall hierher verschleppt worden waren und sich nun breit machten. Der Fels, dessen oberste Schichten, dem Auge allerdings kaum merkbar, sich infolge der Witterungseinflüsse von der Hauptmasse losgelöst hatten und dieser in mächtigen Schalen auflagen, tönte unter unseren Tritten, und als ich mit dem Hammer auf den Stein klopfte, klang es, als ob man eine gesprungene Glocke anschlüge.

Der Ausblick von der gewaltigen, überall gerundeten Steinmasse war einzig schön. Den Vordergrund bildeten die kahlen Felsen des Masesse selbst, dahinter ragte der Urwald, der, hier noch nicht von Farmen verdrängt, in seiner ganzen Schönheit zur Geltung kam und über dessen Riesenkronen hinweg ich ungehinderten Ausblick hatte über das ganze weite Waldland und die imposanten Berge, gegenüber auf den Djukun, auf den noch höheren M'bang in Richtung von Sangmelima und mehrere andere Kuppen. Diese um 150 bis 200 Meter über meinen Standort hinausragenden Kuppen mochten wohl 1000 Meter oder mehr erreichen, da schon eine vorläufige Aneroidablesung auf dem Masesse über 800 Meter ergab. Zu meinen Füßen lag das Dorf, in dem eben meine Karawane eintraf, und auf dem andern Hang stürzten die Massen jäh über 100 Meter ab. Mit meinem für Hochtouren keineswegs eingerichteten Schuhwerk konnte ich auf die höchste Stelle nicht kommen, zumal sie von meinem Standpunkt durch einen tiefen Kamin getrennt war. Ein Mann aus dem Dorfe erzählte mir allerlei Interessantes über diesen „Eingang zur Unterwelt", den ich nun näher untersuchte.

Als ich mich, der Sicherheit halber auf dem Hosenboden rutschend, dem Schlunde näherte, schlug mir kalte Kellerluft und ein eigentümlicher scharfer Modergeruch entgegen. Von den Buleleuten, die mich begleiteten, war keiner zu bewegen, bis hierher vorzudringen. Der Platz war auch wirklich schaurig und mochte alle ihre abergläubischen Vorstellungen von einem unbeschreiblichen Furchtbaren neu geweckt haben. Mit größter Vorsicht glitten wir, ich und zwei meiner aufgeklärtesten Boys, an den schlüpfrigen Wänden des Kamins weiter, jetzt schon fast

vollkommen im Dunkel, das nur noch von schmalen, durch einzelne Spalten dringenden Lichtstreifen aufgehellt wurde. Ein eigentümliches Rauschen, das mir sehr bald aufgefallen war, wurde mir erklärt durch den Flügelschlag von Hunderten von Fledermäusen, deren Kot fußhoch jede Stelle bedeckte, die nicht gar zu abschüssig war. Bald mußten wir umkehren, denn es war nichts mehr zu sehen, und jeder Schritt weiter wäre ohne Laterne sträflicher Leichtsinn gewesen.

Was an den reichlich phantastisch klingenden Erzählungen der Eingeborenen der Wirklichkeit entsprach, konnte ich vor der Hand nicht entscheiden. Aber ich war sehr begierig, dahinter zu kommen, was es mit dem Masesse für eine Bewandtnis hatte; denn ich war in dem Kamin auf Spuren gestoßen, die zweifellos darauf hinwiesen, daß er von Eingeborenen betreten worden war. Als ich im Dorfe angelangt war, erzählte man mir, es gäbe einige Leute in der Gegend, die einen vom Masesse ausgehenden unterirdischen Pfad wüßten; wenn man ihn kletternd, rutschend und kriechend zurücklege, so käme man nach einer Stunde auf einer Grasfläche heraus — die reine Kyffhäusersage! — man müsse aber sehr aufpassen, daß man sich nicht verirre; außerdem gäbe es überall tiefe Wasser- und Schlammlöcher.

Die Zeit, die der Häuptling des Dorfes zur Besorgung eines mutigen Mannes nötig hatte, der mir gegen ein anständiges Geschenk den Weg in den Masesse zeigen sollte, wurde von mir zu einer Besteigung des Djukun ausgenutzt. Ich wollte mit ihm den Anfang machen, um mir über die Höhenverhältnisse der bedeutenderen Erhebungen in diesen Gebieten Klarheit zu verschaffen.

Nachdem ich früh am Morgen auf dem Masessefels das Siedethermometer abgelesen hatte, ging es unverzüglich an die Besteigung des Djukun. Es war eine sehr strapaziöse Tour, auf der das Buschmesser nicht für zehn Schritte zu entbehren war.

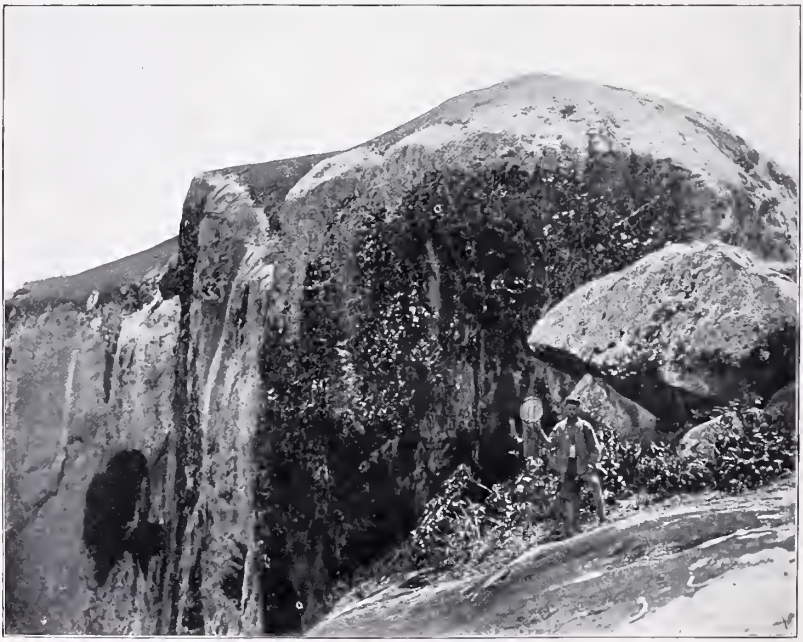
Der Djukun ist weit und breit berühmt durch die zahlreichen Schimpansen, die ihn bewohnen. Ich bekam nichts von diesen Tieren zu sehen, obschon ihr Gebrüll überall zu hören war. Dagegen konnte ich feststellen, daß sich im Walde ein Nest dieser Affen neben dem

171. Buledorf. (S. 244.)

172. Sfoknaben vor ihrer Hütte. (S. 248.)

173. Mädchen mit Doppelebui. (S. 238.)

174. Bulemädchen. (S. 249.)



175. Der Maseſſefels. (S. 250.)

andern befand, so daß es fast den Anschein hatte, als ob diesen klugen Tieren der Nesterbau Spaß mache. Außer vielen anderen, den sonst allgemein üblichen Nestern, d. h. Haufen abgerissener Zweige in einer Astgabel, fand ich auch ein solches, welches auf den Kronen dreier zusammengebogener Bäumchen errichtet war, die in einem Dreieck standen. Die Fähigkeit, eine so günstig stehende Baumgruppe gleichlanger und starker Stämmchen ausfindig zu machen und praktisch deren Schnittpunkt zu konstruieren, verrät hohe Intelligenz und einen fast mathematischen Blick. Zwar sind ja die Nester der meisten Vogelarten und vieler Insekten wahre Kunstbauten, aber ihre Anlage ist ein Produkt vererbter Instinkte, das in immer unveränderter Gestalt wiederkehrt. Hier hatte ich aber kein Erzeugnis des Instinktes vor mir; beim Bau dieser Nester hatte Überlegung mitgesprochen, die von Fall zu Fall den Verhältnissen entsprechend handelt, die etwas Individuelles hat und einer der vielen Beweise dafür ist, wie viel näher die Menschenaffen und besonders der Schimpanse dem Herrn der Schöpfung stehen als alle anderen Tiere.

Ich hatte den Djukun auf mindestens 1000 Meter Höhe geschätzt, konnte aber nicht mehr als 900 Meter ermitteln, eine Höhe also, die noch nicht über die bedeutendsten Erhebungen hinausging, auf denen ich seit dem Kadeï Messungen hatte vornehmen können.

Am folgenden Morgen waren wir schon in aller Frühe auf den Beinen, um den unterirdischen Marsch durch den Masesse anzutreten. Als ich mir zunächst vom Felsen selbst aus durch den Führer die Grasfläche zeigen ließ, an der der unterirdische Gang enden sollte, wurde ich gewahr, daß auch diesmal die Phantasie der Schwarzen bei den Erzählungen vom Tage vorher eine große Rolle gespielt hatte, denn es stellte sich heraus, daß der untere Eingang unmittelbar am Fuße des Felsens lag.

Da ich mir in richtiger Voraussetzung sagte, daß der Kamin — denn lediglich um einen solchen handelte es sich hier bei der Wanderung unter Tage — von unten aus leichter zu nehmen sei, so ließ ich, da wir die Nacht vorher einen schweren Gewitterregen gehabt hatten,

von meinen Leuten durch Gras und dichtes Unterholz bis zu der vielsagenden Grasfläche einen Pfad durchschlagen. Als ich mich bei leichtem Nebelregen auf den Marsch begab, waren meine Leute still und betreten; Musa war aschgrau vor Furcht und bat mich, ihn nicht mitzunehmen. Überhaupt waren die größten Maulhelden wie immer am allerkleinmütigsten, wenn es einer, wenn auch nur eingebildeten Gefahr entgegenging.

Als wir an der Grasfläche anlangten, goß es in Strömen. Bald waren wir an dem Fuß des Felsens, und hier sah ich denn auch gleich den untern Eingang des Kamins unter einem drohend überhängenden Felsen, von dem epiphytische Orchideen, Angrecum und Bolbophyllum, herunterhingen. Ein dichter Schwarm von Fledermäusen schwirrte auf, aus dem ein einziger Schrotschuß sieben Stück herunterbrachte; dann traten wir beim Scheine zweier Laternen die Kletterei durch die Finsternis an. In zehn Minuten allerdings beschwerlichen Kletterns waren wir am obern Rande des Kamins angelangt. Die Partie war weniger gefährlich als unangenehm, denn wir hatten uns an dem widerlich duftenden Fledermausguano und dem glitschigen Felsen böse zugerichtet; mein Anzug sah aus, als ob ich damit ein Moorbad genommen hätte. Oben war die Freude groß, und besonders Musa entfaltete jetzt eine Großmäuligkeit, die selbst für seine Veranlagung erstaunlich war.

Bei recht unfreundlichem Wetter marschierten wir noch an demselben Tage weiter. Der Weg war stellenweise eine einzige, ziegelrot gefärbte Pfütze, da auf dem undurchlässigen Lateritboden die reichlich gefallenen Niederschläge nicht durchsickern konnten. Die Regenwolken klebten an den vereinzelten Bergkuppen, zwischen denen hindurch die Straße führte, und sandten mit kurzen Unterbrechungen Guß auf Guß zur Erde. Ich entschloß mich deshalb, bei dem kleinen Dorfe Asén für die Nacht Quartier zu beziehen, unserem letzten Rastort vor dem Offizierposten Sangmelima, der abermals eine wichtige Etappe unseres Marsches bezeichnete.

Als wir am nächsten Morgen nach Sangmelima aufbrachen, strahlte wiederum ungeschwächt die Sonne hernieder; sie konnte aber

bei der herrschenden Schwüle nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Regenzeit immer noch nicht beendet war. Nach einem mehrstündigen Marsch durch das gewohnte Kulturland kamen wir etwa eine Stunde vor Sangmelima in prachtvollen lichten Urwald, nach den eintönigen Farmgebieten eine wohltuende Abwechslung, die ich in der Nähe des großen Platzes gar nicht erwartet hatte. Schon von weitem war die Station sichtbar, frei auf einem Hügel inmitten weiter Flächen gelegen, die dem Urwalde abgewonnen und teilweise mit ausgedehnten, trefflich gepflegten Kautschukpflanzungen bedeckt waren. Auf dem Stationshof begrüßte ich Leutnant Harttmann, den Leiter des wichtigen Postens, und Mildbraed, der schon drei Tage vor mir eingetroffen war.

Ich erfuhr hier, daß Oberleutnant Gnügge, der Leiter von Akoafim, auf der Rückkehr von einer Dienstreise nach Ebolowa vor kurzem in Sangmelima gewesen war und bestimmt auf ein Zusammentreffen mit mir gerechnet hatte. Es verbanden uns viele Erinnerungen an gemeinsam verlebte Jahre, und gern hätte ich auch jetzt noch seiner herzlich gemeinten Einladung nach Akoafim Folge geleistet, zumal die vielversprechende Lage dieses Postens auch für meine Arbeiten ein ungemein dankbares Gebiet gewesen wäre. Indes, unser Reiseplan war vorgezeichnet, und zumal im Hinblick auf die beabsichtigte Bereisung der Guinea-Inseln war der Umweg über Akoafim, der einen weitern Monat in Anspruch genommen hätte, nicht mehr diskutabel. Es war ohnehin schon schwierig, unser für den Kontinent festgesetztes Programm innerhalb der zur Verfügung stehenden Zeit durchzuführen.

In Sangmelima harrten wiederum mancherlei unaufschiebbare Geschäfte der Erledigung. Ein Teil der Träger sollte hier zur Ablöhnung und Entlassung kommen, andere Leute mußten angeworben werden. Mildbraed war naturgemäß früher fertig als ich und pilgerte bereits am 7. Juni auf der breiten Karawanenstraße weiter.

Wie recht ich mit meinen wenig optimistischen Mutmaßungen bezüglich des Wetters hatte, bewiesen die Gewitter, die zur Zeit meiner Anwesenheit über die Station fegten, wenn sie auch schon den Charakter der die Trockenperiode einleitenden Tornados hatten. Auch an

dem Tage, als Mildbraed Sangmelima verließ, stürmte ein heftiges Unwetter aus Osten, der Richtung der Berge bei Masesse, herauf. Es war ein herrlicher, großartiger Ausblick, von der beherrschenden Höhe aus über dem dunkeln Walde die bleifarbige Masse heraufrasen zu sehen. Fast schneeweiß kontrastierten dagegen die Wasseradern der tief gelegenen Lichtungen, die, des umgebenden Waldbestandes beraubt, weithin glänzten wie Wasserlöcher und Bäche im grün überwachsenen Moor.

Das Unwetter war schnell herangezogen. Viele Blitze und auch viele Regenschauer gab es nicht, aber die Gewalt des durch kein Hindernis abgeschwächten Luftdrucks war so groß wie die, deren Zeuge ich in der Schreckensnacht von Molaye wurde. Bei diesem Unwetter war die Kaffeestunde in dem behaglichen Heim von Leutnant Harttmann doppelt gemütlich. Dieses Heim war mit einer Liebe und einem Sinn für Behagen eingerichtet, als wollte sein Bewohner sein Leben hier beschließen. Der selbst gebaute, geschmackvolle und geräumige Schreibtisch, Bücherschrank, Büfett, alles waren hervorragende Leistungen für Laienarbeit mit primitiven technischen Hilfsmitteln.

Ich hätte es in dem gastlichen Stationshause des trefflich geleiteten Postens noch gern länger ausgehalten, allein die Arbeit, die noch vor mir lag, duldete keine Muße, und nachdem die neue Verstärkung meines Trägerpersonals eingetroffen war, nahm auch ich am 9. Juni Abschied von Leutnant Harttmann; dann ging es die breite Straße hinunter in der Richtung auf Ebolowa.

Die Landschaft, die wir hinter Sangmelima betraten, verlor, je weiter wir nach Westen kamen, immer sichtbarer den Charakter der Hochfläche, die in unserem Rücken lag; immer deutlicher prägte sich der Unterschied zwischen Berg und Tal aus. Die „Akoms", die frei zutage tretenden Felsmassen, wurden immer zahlreicher und bereiteten mich gewissermaßen auf das malerische Bergland vor, das ich in wenigen Tagen sehen sollte.

Am ersten Tage hinter Sangmelima meinte der stets gut orientierte Undene, als wir einen kleinen Bach überschritten: „Massa, now them Congo-Bush be finished!" Er wollte damit sagen, daß der

176. Bulefrau Menge aus Bitje. (S. 249.)

177. Bulefrau Menge aus Bitje. (S. 249.)

kleine Wasserlauf, den wir passiert hatten, der letzte sei, der zum Stromgebiet des Kongo gehörte, und damit hatte er, wie mir ein Blick auf die Karte zeigte, tatsächlich Recht.

Es ist sehr bezeichnend für die Eingeborenen, daß sie, sofern sie viel reisen, über die Bergzüge, noch mehr aber über die Wasserläufe und deren Verlauf überraschend gut unterrichtet sind. Berge, Wasserläufe, sowie die Urwaldstrecken und Dörfer, die der Weg schneidet, sind vielfach auch die einzigen Längen- und Zeitmaße, die für die wandernden Schwarzen existieren. Auf die Frage, wieweit es noch bis da und dahin sei, erhält man die Antwort so oder so viel „hills", „waters", „bushes" oder „towns", kann aber damit nicht viel anfangen. Am dehnbarsten ist der Begriff „bush", d. h. eine Wegstrecke im Urwald, die von zwei Wasserläufen begrenzt ist, denn diese Bezeichnung gilt ebensowohl für Strecken, die fünf Minuten lang sind, wie für solche, die sich über Stunden ausdehnen. Einzelne Eingeborene fügen deshalb auch zu der Bezeichnung „bush" noch die Adjektive „small" oder „big" hinzu oder verdoppeln diese gar, wodurch wenigstens ein ungefährer Anhalt gegeben ist.

Bald nachdem wir den von Undene so richtig gekennzeichneten Bach überschritten hatten, stieg vor uns wieder ein „Akom" auf, eine Felsmauer, die also die zwischen Kongo und N'yong liegende Wasserscheide recht sichtbar markierte. Es war wiederum vollkommen kahler Granit, der nur an einzelnen Stellen Polster eines eigentümlichen Krautwuchses zeigte, darunter sogar epiphytische Orchideen, sich aber sonst ganz unvermittelt von dem umgebenden Urwald abhob (s. Titelbild).

Viel großartiger als dieser Fels war aber die wuchtige Granitmasse des „Akom-essin", den wir am folgenden Tag nach einem langen, anstrengenden Marsche erreichten. Dieser riesige Fels von sanft gerundeten Formen, dessen höchster Punkt einen weiten Ausblick nach Osten ermöglichte, zeigte viele reizvolle Einzelheiten. Kahle, glatte Stellen, buntscheckig von den verschiedenartigsten Flechten, wechselten mit solchen ab, an denen ein in einzelnen Adern über den Stein laufender Bach eine üppigere Pflanzendecke hervorgezaubert hatte, aus

der vor allem neben entzückenden Farnen ein prächtig feuerroter Gladiolus sehr verlockend sich abhob.

Wenn auf der bei Sangmelima betretenen Strecke die geologischen Verhältnisse das Vorwalten landschaftlich reizvoller Bilder begünstigten, vor allem auch den Urwald wieder in den Vordergrund treten ließen, so kennzeichnete doch die große Zahl der Dörfer, die jede nur irgendwie geeignete Stelle einnahmen, das Kulturland des regsamen, wirtschaftlich gut veranlagten Bulevolkes.

Es hatte sich allmählich herumgesprochen, daß ich ethnographische Gegenstände sammelte, und so schleppten mir die Eingeborenen alles an, was sie in ihrem Haushalt entbehren konnten, um es mir zu verkaufen. Wie alle Fangvölker in Holzschnitzereien sehr geschickt, brachten sie mir kunstvoll gearbeitete Gebrauchsgegenstände, vor allem Löffel, die eine so verschiedene Art der Bearbeitung zeigten, daß ich nicht zwei Stücke fand, die sich glichen.

Aber auch sonst bezeugten mir die Bule viel Entgegenkommen; sie bemühten sich meine Fragen zu beantworten und hielten geduldig still, wenn ich Zeichnungen von ihnen anfertigte. Für derartige Künste hatten sie, da sie ja selbst alles, sogar die eigene Haut, mit bildlichen Darstellungen verzieren, viel mehr Verständnis als für photographische Aufnahmen; denn, wenn sie schließlich auch sahen, daß ihnen beim Photographieren kein Leid geschah, etwas Unheimliches behielt die geheimnisvolle Kamera immer für sie.

Gerade das Buleland ist ein außerordentlich dankbares Gebiet für Kamera und Zeichenstift. Wenn man allein die verschiedenen Tätowierungen im Bilde festhalten wollte, so müßte man ihrem Studium seine ganze Zeit widmen und würde doch nichts Erschöpfendes zustande bringen; denn obschon in den Tätowierungen einzelne traditionelle Linienführungen immer wiederkehren, so ist doch die Phantasie der Künstler so groß, daß die oft sehr geschmackvollen Muster immer neue Variationen bringen und sich fast niemals wiederholen (Abb. 179).

Daß der Bule Meister in der Kunst am eigenen Körper ist, zeigt sich vor allem auch in den Frisuren der Frauen (Abb. 167, 181).

Zwar sind die Haaraufbauten bei anderen Fangstämmen, besonders den Pangwe im engern Sinne, oft viel bunter und abenteuerlicher, aber niemals so geschmackvoll, wie z. B. die reizenden Widderfrisuren, die bei einer jungen gut gewachsenen Bulefrau im Verein mit dem koketten „Ebui" so harmonisch wirkt, daß für die dunkeln Bronzegestalten kaum eine vorteilhaftere Tracht denkbar ist (Abb. 178 und bunte Tafel S. 269).

Am 12. Juni hatte ich vom Dorfe Ababita aus zum ersten Male einen freien Ausblick auf die prächtige Berglandschaft von Ebolowa und die in nebelblauen Fernen verschwindenden Kuppen dahinter. Es ging an diesem Tage bergauf und bergab; aber immer noch war der Charakter der Hochebene unverkennbar, und alle Wasserläufe, die wir überschritten, zeigten noch die Eigentümlichkeiten der Flüsse und Bäche, wie sie uns nun seit Wochen — ohne eine einzige Ausnahme — erschienen waren. Auch die größeren, zum N'yong fließenden Flüsse Pfala und Ogbo, die wir am nächsten Tage außer einer Anzahl Bäche überschritten, ließen noch die Teefarbe des Wassers deutlich erkennen.

Wir waren jetzt auf historischem Boden, denn hier hatte der Kampf zwischen den kriegerischen Bule und unserer braven Schutztruppe besonders heftig getobt, ehe jene ihren Widerstand endlich aufgaben. Bei dem Dorfe N'yenge wurde mir von meinen schwarzen Begleitern die Stelle gezeigt, wo die Bule in den heftigen Gefechten mit unseren Soldaten sogar mit den Haumessern auf diese eingedrungen waren und damit ein Zeichen bemerkenswerter Tapferkeit gegeben hatten. Jetzt lagen die Dörfer unter ihren hellgrünen Pisanghainen und den dunkeln Ölpalmen so friedlich da, daß man in ihnen nur schwer die ehemaligen Schauplätze so erbitterter Kämpfe vermuten konnte.

Je mehr wir uns Ebolowa näherten, desto mehr machte sich der Einfluß der europäischen Kultur bemerkbar. In jedem Dorfe fanden sich bereits eingeborene Handwerker, die, in den Werkstätten der amerikanischen Missionare zu Ebolowa ausgebildet, den Häusern durch Einsetzen gutgearbeiteter Türen und durch manche andere Attribute der Zivilisation einen fast europäischen Anstrich gegeben hatten. Vor den Häusern leuchteten kleine Beete mit gefüllten Balsaminen — wie in den

sommerlichen Bauerngärten unserer Heimat — ungeachtet dessen, daß an den Bachläufen die reizendsten afrikanischen Vertreter dieser Familie in fünf bis sechs Arten wild wuchsen und sicherlich das Entzücken eines europäischen Gärtners wachgerufen hätten. Also selbst in der Pflanzenwelt zeigte sich die siegreich vordringende europäische Kultur.

Von Ebolowa war einstweilen noch nichts wieder zu sehen, da zuletzt die ständig zunehmenden Unterschiede zwischen Berg und Tal und die dadurch geschaffenen weniger günstigen Kulturbedingungen den Urwald vor Vernichtung geschützt hatten und so den freien Ausblick verhinderten. In dieser Landschaft überschritten wir den ersten Bach, der durch sein kristallklares, farbloses Wasser am sichtbarsten bewies, daß wir nunmehr die Hochebene endgültig hinter uns hatten. Meine Leute mußten jetzt viel klettern; lange Hänge ging es im Schatten des Urwaldes hinab, in tiefe Täler hinein, steil ansteigende Berge wieder hinauf über Waldboden oder kahle Granitblöcke. Immer mehr wurde die Landschaft gegliedert; die Berge traten weiter auseinander und ragten ständig höher über die Talsohle hinaus, breiter wurden die Täler und erweiterten sich sogar zu Ebenen, in denen einzelne Kuppen schon von dem übrigen Bergland abgetrennt erschienen.

Ehe wir das saubere, neu angelegte Dorf Ekuk erreichten, unser letztes Quartier vor Ebolowa, ging es den letzten hohen Hang hinab, und wir waren damit in das Bergland von Ebolowa eingetreten. Dieses macht, obwohl es im Mittel niedriger ist als die gerade verlassene Hochebene, dennoch durch die bedeutenden Unterschiede zwischen Berg und Tal viel eher den Eindruck des Hochlandes als jene. Da die breite wellige Talebene, welche die Berge trennte, nicht mehr allzu bedeutende Steigungen nötig machte, so blieb jetzt der Weg verhältnismäßig eben. Durch den Gegensatz zwischen Berg und Tal kamen auf dieser letzten Strecke die Reize des tropischen Urwaldes mit seinen Riesenstammsäulen und dem ins Unendliche variierenden Durcheinander der Lianen voll zur Geltung. Dann aber erschienen die zahllosen großen und kleinen Dörfer, alles gewissermaßen Vororte von Ebolowa, durch urwaldbedeckte Hügel, Farmen und Flußläufe voneinander getrennt.

Bald kündeten große europäische Faktoreien mit behaglichen luftigen Wohnhäusern die Nähe Ebolowas, und hinter den ausgedehnten Anlagen der amerikanischen Mission, die seit Dezennien im Buleland tätig ist, lag der so lange herbeigesehnte Platz vor uns, der all die letzten Tage über das Gesprächsthema meiner Träger gewesen war; denn von hier aus sollten sie in ihre Heimat entlassen werden.

Ich hatte viel über die Schönheit Ebolowas gehört; aber alle meine Vorstellungen reichten nicht entfernt an die Wirklichkeit heran. Bei Anlage keiner einzigen Station Kameruns, soweit ich sie kannte, schien mir praktische Wahl des Platzes so glücklich durch reizvolle Lage und durch architektonischen und gärtnerischen Geschmack ergänzt worden zu sein. Kaum können die Reize der Tropen und freudig stimmende idyllische Anordnung von Baulichkeiten und Gartenflächen harmonischer vereinigt sein. Am Fuße hoher urwaldübersponnener Kegel eine flachere Kuppe mit Vorhügel, beide nach der Dorfseite zu in jähen Felsmauern abstürzend. Auf dem Vorhügel die Station, zweckmäßig und geschmackvoll gruppierte Bauten, schneeweiß oder in der Ziegelfarbe der roten Backsteine, freundliche Villenkolonie und uneinnehmbare Feste zugleich, hellgrüne Rasenflächen mit dunkeln Zitronenbäumen und Palmen, starrblättrige Agaven und graue Felsblöcke, alles wie Nürnberger Spielzeug aufgebaut (Abb. 180).

Auf der Station, auf der sich Mildbraed bereits seit Tagen häuslich eingerichtet hatte, begrüßte ich in dem derzeitigen Leiter des Ebolowabezirks, Oberleutnant von Heigelin, einen alten Bekannten von mir. In seinem behaglichen, ganz europäisch eingerichteten Heim haben wir in den folgenden Tagen manchen fröhlichen Abend zugebracht, soweit wir nicht Gäste des Stationsarztes Dr. Eckert waren. Beide Herren wetteiferten darin, uns das Leben in Ebolowa so angenehm zu machen, daß uns schließlich der Abschied von dieser prächtigen Urwaldstation aufrichtig schwer wurde, als endlich alles so weit geordnet war, daß wir den letzten Marsch nach der Küste antreten konnten.

Kribi.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Arbeiten in Ebolowa. Marsch zur Küste auf alten und neuen Pfaden.

Es war von vornherein nicht daran zu denken, daß unsere Buleträger, die dreiviertel Jahre von Hause fortgewesen waren und die bisher alle Beschwerden redlich mit uns geteilt hatten, sich nun, wo sie in ihrer Heimat waren, entschließen würden, bis zur Küste zu marschieren. Alle dahin zielenden diplomatischen Verhandlungen scheiterten an dem sehr berechtigten Wunsch der Leute, nach der ihnen wie eine Ewigkeit dünkenden Zeit der Trennung ihre Angehörigen wiederzusehen. So empfingen sie denn am Tage nach unserm Eintreffen in Ebolowa ihre reichlich bemessene Löhnung und wurden mit wenigen Ausnahmen entlassen. Die erfreulichste machte Mildbraeds getreuer Ekomeno, der sich vom Trägervormann zum Faktotum und „botanischen Assistenten" seines Herrn aufgeschwungen hatte und der uns sogar noch bis Annobon begleitete.

Wir hätten allerdings schnell die erforderliche Zahl Leute bekommen können, die uns in dem üblichen Marschtempo und auf der üblichen Route über N'gomakak an die Küste begleitet hätten; aber daran lag uns nichts. Mildbraed hatte die Absicht, an irgendeiner ihm günstig scheinenden Stelle an der Straße nach Kribi ein Stand-

lager aufzuschlagen und von hier aus die botanischen Verhältnisse der küstennahen Berge systematisch zu untersuchen. Ich selbst hatte mir eine Aufgabe gesetzt, zu deren Lösung ich die Küste nur auf einem bedeutenden Umweg erreichen konnte.

Bei Betrachtung der mir zur Verfügung stehenden Karten war mir im äußersten Südwesten Kameruns, etwa dort, wo der N'tem (Kampo) seinen nördlichsten Punkt erreicht, ein Hochgebirge aufgefallen, das mit über 1500 Metern angegeben war und dessen Untersuchung mir eine dankenswerte und sehr interessante Aufgabe schien. Allerdings hatte mir der Kaufmann Hoffmann, der Leiter einer der Firma John Holt gehörenden Faktorei bei Ebolowa, der auf seinen Wanderungen bis in die spanisch-französischen Grenzgebiete gekommen war, die Versicherung gegeben, daß das auf der Karte unter dem Namen N'kolumbinde angegebene Hochgebirge nicht existiere. Aber ich beschloß trotzdem, jene offenbar wenig erforschten Gebiete aufzusuchen, mochten die Resultate eines solchen Vorstoßes negativ ausfallen oder nicht. Es lag hier unter allen Umständen ein interessantes geographisches Problem vor.

Die Zeit bis zum Eintreffen der für unsere letzten Unternehmungen nötigen Träger blieb nicht ungenutzt, denn es harrte zunächst eine Menge unaufschiebbarer Geschäfte der Erledigung. Vor allem galt es, auf dem kürzesten Weg nach der Küste alles zu schicken, was wir für unsern letzten Marsch nicht unbedingt nötig hatten. Die überflüssigen Lasten und die letzten Sammlungen, deren wasserdichte Verpackung viel Zeit fortnahm, gingen mit dem nächsten Trägertransport zur Küste.

Während Mildbraed am 20. Juni nochmals mit gerade zur Verfügung stehenden Leuten nach dem Dorfe Ekuk zurückkehrte, dessen urwaldbedeckte Berge ihm bei seiner ersten Anwesenheit eine längere Sammeltätigkeit hatten lohnend erscheinen lassen, hielten mich topographische Arbeiten in der nächsten Umgebung der Station zurück.

Schon bei meiner Ankunft in Ebolowa war mir ein schroffer, urwaldbedeckter Berg von trotzigen Formen aufgefallen, der felsige Akak, der gewissermaßen den Hintergrund der Station bildete und

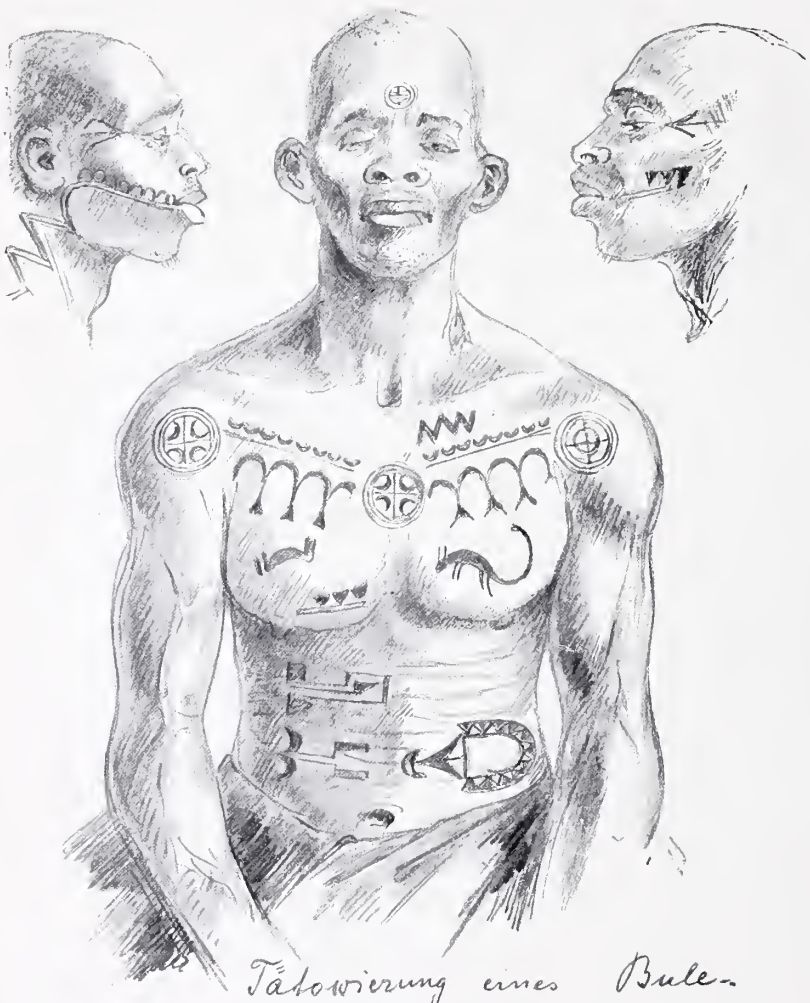
der höchste Berg der nähern Umgebung war. Ich hatte ihn, durch das fortwährende Arbeiten mit Siedethermometer und Aneroid sehr vorsichtig geworden, auf immerhin 1000 bis 1200 Meter absoluter Höhe geschätzt, wollte ihn nun aber auch messen, in erster Linie um eine Kontrolle für weitere Schätzungen zu haben.

Schon die Besteigung dieses anscheinend so bequem gelegenen Berges, der, wie man mir sagte, von Europäern noch nicht erklettert worden war, erwies sich als nicht ganz einfach, da allein schon die Ermittelung des zweckmäßigsten Anstiegs Schwierigkeiten machte. Schon hier mußte ich die Erfahrung machen, wie schwer es ist, von weitem durch die dichte Walddecke hindurch zu beurteilen, wo unpassierbare Felspartien liegen und wo ein Aufstieg möglich ist. Hier bereits war mir auch die Unterstützung durch den unermüdlichen Undene, der bei allen meinen Bergbesteigungen zu Erkundungen vorausgeschickt wurde, von großem Nutzen. Ohne seine Hilfe wäre mir eine erfolgreiche Arbeit in den nächsten Wochen gar nicht möglich gewesen.

Die Besteigung des Akak, die einen Vormittag in Anspruch nahm, war recht anstrengend. Der Abstieg erforderte sogar eine halbe Stunde mehr Zeit als der Aufstieg, da die Felshänge steil und schlüpfrig waren. Der Berg war offenbar während des Buleaufstands von den Eingeborenen als Zufluchtstätte benutzt worden, denn unter überhängenden Felsen fanden sich noch Reste von alten Feuerstellen. Die Höhenmessungen, die ich vornahm, zeigten mir abermals, wie leicht man geneigt ist, einzelne Berge mit schroffen Formen zu überschätzen, denn der Siedeapparat zeigte nur 900 Meter.

Schon dieses eine Beispiel, das mir der Akak gab, diese markante und zugleich höchste Kuppe in der nächsten Umgebung der Station, wies darauf hin, wie sehr von jeher die Höhe der Ebolowaberge überschätzt worden war. Schätzungen sind eben zu sehr dazu angetan, die Vorstellungen zu verwirren, zumal sie gar zu leicht der persönlichen, aus den jeweiligen Verhältnissen resultierenden Stimmung des Beobachters unterworfen sind. Nur Messungen auf den Gipfeln, deren Besteigung allerdings stets mit mehr oder weniger großem Aufwand an Zeit

178. Frisur einer Bulefrau. (S. 259.)



179. Tätowierung eines Bulemannes. (S. 258.)

und Anstrengungen verknüpft ist, können hier ausreichende Klarheit schaffen.

Die wenigen Pflanzen, die ich von der höchsten Kuppe des Akak mitbrachte, zeigten einzelne bemerkenswerte Formen. Mildbraed interessierte besonders das Vorkommen einer merkwürdigen stammlosen Raphia-Art (Raphia regalis *Becc.*), die nur an den höchsten Stellen des Berges auftrat und das lichte Unterholz durchsetzte.

Wenn es das Wetter gestattete — immer noch wechselte Sonnenschein mit heftigen Regengüssen —, stieg ich auf die Granitkuppe hinaus, an deren Ausläufer die Station liegt, die „Bülowhöhe", wie der Berg nach dem um die Niederwerfung des Buleaufstands sehr verdienten Offizier genannt wurde. Der Berg ist seit langem seines Waldschmuckes entkleidet und bietet jetzt durch seine hellgrüne Rasenfläche saftige Weideplätze für eine kleine Viehherde, für die sogar eine Art Sennerei eingerichtet ist. Auf einem Granitblock bei dieser Sennerei, von dem aus ein weiter Ausblick über das ganze waldbedeckte Bergland Ebolowas möglich war, habe ich viele Stunden zugebracht, um ein möglichst genaues Panorama aufzunehmen. Nur nach Westen zu, wo der Akak emporstieg, wurde die Aussicht etwas behindert, sonst aber waren in der klaren Luft auf die Entfernung einiger Tagemärsche selbst kleinere Kuppen sichtbar.

In der Richtung auf die Station und das Dorf, nach Süden und Osten, dehnt sich in der Breite eines Tagemarsches eine leicht wellige Ebene, kaum unterbrochen von einzelnen unscheinbaren Erhebungen. Sie wird begrenzt durch ein unruhiges Bergland, das den ganzen Horizont abschließt, als welches auch die Ränder der Hochebene im Osten erscheinen, die wir wenige Tage zuvor verlassen hatten und von dem auch der Berg, auf welchem der Beschauer steht, eine abgesprengte Kuppe ist. Nach Norden und Westen reichen die Berge unmittelbar an die Station heran.

Dieses gesamte Bergland, für das es keinen passendern Vergleich gibt als den mit dem Siebengebirge bei Bonn, zeigt seine höchsten Erhebungen in Nordwesten und läßt neben sanft gerundeten

Kuppen auch solche erkennen, die, ähnlich gewissen Bildungen Adamauas, als steile, meist kahle Felsen („Akom") durch ihre schroffe Form sofort auffallen. Wie im Sudan, so zeigen sich auch hier — allerdings mehr vereinzelt — deutlich inselartige Bildungen, die von dem andern Berglaud gewissermaßen losgelöst erscheinen. Schon beim Ausblick von dieser relativ geringen Erhebung kommt es zum Bewußtsein, daß alle diese Berge, die fernsten Kuppen im Nordwesten ausgenommen, im allgemeinen nicht über die Höhe des Akak oder über die bedeutenderen Erhebungen der großen Hochebene im Osten hinausreichen. Nur die relativ größeren Unterschiede zwischen Berg und Tal täuschen bedeutendere Erhebungen vor und lassen das Gebiet höher erscheinen, als es in Wirklichkeit ist.

Am 27. Juni war endlich alles so weit, daß ich mich von meinen freundlichen Gastgebern verabschieden und meinen Marsch nach Süden in der Richtung auf das fabelhafte Hochland am N'tem-Bogen antreten konnte; Mildbraed war noch nicht von Ekuk zurückgekehrt. Eine gute Strecke weit gab mir Herr Hoffmann das Geleit, bis zu einer von ihm angelegten jungen Hevea-Pflanzung, deren einzelne Bäumchen durch ihre bereits stattliche Höhe recht augenfällig bewiesen, wie sehr diese Kautschukpflanze der heimischen Kickxia überlegen ist.

Bis zu dieser Pflanzung ging mein Marsch durch nahezu ebenes Kulturland; dann führte er in leicht welliges Gelände, das am Horizont sogar einige inselbergartige Gebilde erkennen ließ. Die Dörfer trugen nach wie vor dasselbe Gepräge wie bei Ebolowa, obschon bereits nach dem ersten Tagemarsch das Gebiet der Fangstämme im engern Sinne, der Pangwe, begann, von denen zwei Unterstämme, die M'wei und N'tum, im Ebolowa-Bezirk vertreten sind. Die M'wei* waren der Stamm, mit dem ich in den folgenden Wochen in nähere Berührung kam und in dem ich das eigentümliche Volk der Pangwe kennen lernte.

* Die mir in den Dörfern von den Eingeborenen über ihre Stammeszugehörigkeit gemachten Angaben weichen vielfach voneinander ab. Die zuverlässigeren, auch von Europäern bestätigten Angaben besagten, daß das von mir durchzogene Gebiet fast durchweg vom Stamme der M'wei bewohnt ist.

Ehe ich mein erstes Quartier im Gebiet der Pangwe erreichte, begegnete mir vor seinem Dorfe zufällig Samba, der kürzlich entlassene Trägervormann. Er hatte gerade die in Ebolowa empfangene Löhnung dazu benutzt, zu „heiraten", d. h. sich eine Frau zu kaufen, und war infolgedessen weder in der Lage noch in der Stimmung, meine Sammeltätigkeit zu unterstützen. Die Begegnung mit mir war ihm augenscheinlich nicht angenehm, denn er hatte mir allzu viel von seiner „town" vorrenommiert, die nach seinen Erzählungen das Unübertrefflichste sein sollte, das es im ganzen Ebolowabezirk gab. Davon stach nun die Wirklichkeit recht grell ab, denn Sambas „town" war ein elendes Nest, wie die meisten der Dörfer, durch die wir im Pangwegebiet zunächst kamen. Es zeigte sich auch hier wieder die Rückwirkung der für den Feldbau ungünstigen Geländeverhältnisse, die sich durch steilere Hänge, ausgesprochenern Wechsel zwischen Berg und Tal und demzufolge durch Vorherrschen des Urwaldes kenntlich machten.

Als ich mich Mapfut näherte, dem als erstes Quartier des Pangwegebiets in Aussicht genommenen Dorfe, riß alles in kopfloser Flucht aus, augenscheinlich weil man glaubte, ich sei ein Beamter, der Leute für die Eisenbahnbauten anwerben wolle. Die Angst war so groß, daß man alles preisgab, was bei der Flucht hinderlich sein konnte. Alle Zurufe fruchteten nichts. In dem letzten Dorfe vor Mapfut war nur ein krankes kleines Mädchen zurückgeblieben, welches, wie das in solchen Fällen immer geschieht, brutal seinem Schicksal überlassen worden war. Erst spät am Abend traf ein Mutiger ein; obschon ich selbst gesehen hatte, wie alles geflüchtet war, log er dreist, seine Landsleute seien zur Arbeit nach Ebolowa gegangen. Nachdem ich Lebensmittel für meine Leute „by strong" aus den Farmen hatte holen lassen müssen, zahlte ich diesem einzigen sichtbaren männlichen Bewohner des Dorfes das diesmal besonders reichlich bemessene Verpflegungs- und Quartiergeld aus.

Die Angst der Leute vor den Bahnarbeiten erklärt sich vor allem durch die damit verbundene Verpflichtung, der Heimat auf längere Zeit fernbleiben zu müssen; auch die bei Bahnarbeiten in tropischen

Urwaldgebieten stets beobachtete höhere Sterblichkeit der Schwarzen mag dazu beitragen, gerade diese Art der Arbeit besonders unsympathisch zu machen. Am selben Morgen, als ich von Ebolowa abmarschierte, war ich Zeuge, wie einige hundert Arbeiter nach Edea zu den Bahnbauten abgingen. Die Abschiedsszenen, die sich dabei abspielten, entbehrten nicht der Rührung, und lange Zeit sahen die Zurückbleibenden der fortwandernden Arbeiterschar nach; manche von ihnen waren so fassungslos, als sollten die scheidenden Angehörigen niemals wiederkehren.

Diese Arbeiteraushebungen mögen für die Stationsleiter nicht gerade angenehm sein, denn nach dem, was ich selbst erlebte, dürften sie zu den schwierigsten Obliegenheiten gehören. Zudem fördern sie das Aufblühen des eigenen Bezirks nicht nur nicht, sondern halten es sogar hintan und verscherzen den verantwortlichen Beamten bei den Eingeborenen viel von den Sympathien, die durch aufopfernde Fürsorge und liebevolles Studium der Volkseigenheiten in jahrelanger, mühevoller Arbeit erworben wurden.

Nachdem ich das Dorf Belun passiert hatte, kam ich in ein wenig besiedeltes Gebiet mit vielfach schlecht gehaltenen Pfaden, in dem der Urwald vollkommen die Herrschaft hatte, ein Urwald, der mir durch einen geradezu erstaunlichen Reichtum aller möglichen Lianen auffiel, darunter Rotang, wie ich ihn in solcher Mächtigkeit bisher niemals gesehen; er bildete ganze Dickichte, und seine „Taue" erreichten die Stärke eines Armes (Abb. 184). Selten nur war ein freier Ausblick möglich; wo dies der Fall war, wurden fast stets recht merkwürdig Einzelberge sichtbar, wie der malerische N'kolombok, der eigentlich vollständig den Typ des Inselberges zeigte; dagegen war von dem mit so großer Spannung erwarteten Hochgebirge vorläufig noch nichts zu sehen.

Geradezu herrlich war das Bergland von M'bökum, in das wir kamen, bald nachdem mittels einer Kanufähre der zum N'tem fließende, nur zehn Meter breite, aber über drei Meter tiefe M'wila überschritten worden war. In dem Bergland, in dem wir die letzten Tage des Juni zubrachten, kam der großartige Urwald wieder in seiner vollen Majestät zur Geltung. Eine eigenartige Abwechslung in dem

Pangwefrau mit Helmfrisur
und Nasenzügel.

Widderfrisur
einer Bulefrau.

Pangwefrau
mit Helmfrisur.

Pastelle von Dr. Schultze.

Durchblick des meist lichten Waldes brachten die riesigen Felstrümmer, die da und dort über den laubbedeckten Boden zerstreut emporragten. Aus einzelnen von ihnen hatte die dauernde Einwirkung der Regentropfen recht merkwürdige Gebilde geschaffen, die ganz auffallend an einen mächtigen Kugelkaktus erinnerten (Abb. 185). Reizende epiphytische Pflanzen bekleideten diese Kolosse, eine blaue Acanthacee, eine niedliche Balsamine und schiefblättrige Begonien mit gelben oder rosaroten Blüten. Nur das Tierleben schien vollkommen ausgestorben, nicht einmal die sonst unvermeidlichen Zikaden waren hörbar, und meine zoologischen Sammlungen erfuhren von jetzt ab kaum noch eine Förderung.

Gänzlich neu aber war das, was mir das jetzt betretene Gebiet ethnographisch bot. Vor meinem im Urwald aufgeschlagenen Zelte, von dem aus ich einen prächtigen Blick auf die M'bökum-Gruppe hatte, erschienen an den beiden Tagen, die ich dort wohnte, aus dem nahen Dorfe die Pangweweiber, um mir ihren schön gearbeiteten Hals- und Beinschmuck zum Kauf anzubieten, nachdem sie ihre anfängliche Scheu abgelegt hatten. Das Interessanteste freilich konnte ich nicht erwerben, denn das waren die Frisuren dieser Frauen. Aller Reichtum, den diese Weiber — abgesehen von ihren schweren messingnen Hals- und Beinringen besaßen —, schien in diese Haaraufbauten hineingearbeitet worden zu sein.

Die Haartrachten der Pangwefrauen — in den südlicheren Gebieten tragen auch die Männer ähnliche, sogar abnehmbare Frisuren — sind wirkliche Kunstwerke und können an Abenteuerlichkeit kaum übertroffen werden (Abb. 186—189 und bunte Tafel). Meist haben sie die Form von Stahlhelmen aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs und sind mosaikartig bunt mit Perlen, Knöpfen, Nägeln und Kauri-schnecken verziert. Von beiden Schläfen wird eine Haarsträhne nach vorn gezogen, durch eine Durchbohrung der Nasenscheidewand geführt und unter Umständen auch noch so reich mit Perlen verziert, daß man von weitem glaubt, einen auf englische Weise getragenen Kinnriemen vor sich zu haben. Jedes Dorf bringt in diese Frisur wieder seine Varianten hinein, z. B. weitere Verzierungen durch lange, mit

Kauriſchnecken oder Meſſingringen durchflochtene Zöpfe, die, oft bis zu zwei Meter lang, für gewöhnlich um den Hals geſchlungen werden.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Herſtellung ſolcher Kunſtwerke lange Zeit erfordert. Hier wird auch die Fertigkeit der Weiber nicht für ausreichend erachtet, und das Frieſeurhandwerk liegt demzufolge in den Händen einzelner Männer, die für die Herſtellung dieſer Aufbauten, ſofern es ſich nicht um die eigene Frau handelt, von der Auftraggeberin nach einem beſtimmten Satze entlohnt werden (Abb. 190).

Im Lager von M'bökum erreichte mich über Ebolowa am 1. Juli eine vom 27. Juni datierte Depeſche des Herzogs aus Yola, in der ich um telegraphiſche Angabe unſerer Reiſepläne gebeten wurde; ſie hatte in außerordentlich kurzer Zeit den Weg zu mir gefunden.

Als ich mich von Ebolowa verabſchiedete, hatte man mir — durchaus in Übereinſtimmung mit den meteorologiſchen Tabellen — für den Marſch, der vor mir lag, ſchönes trockenes Wetter prophezeit. Allein die Witterungsverhältniſſe Südkameruns ſchienen mir zeigen zu wollen, wie falſch ſie bisher beurteilt worden waren. Um es vorweg zu nehmen, der Juli, der hier als der trockenſte Monat galt, war — wenigſtens an den Plätzen, die ich berührte — einer der regenreichſten Monate, die ich während der Dauer der Expedition erlebt hatte.

Am 2. Juli bereits wurde dieſe Periode zunehmender Niederſchläge durch einen ſehr kräftigen, langandauernden Regen eingeleitet, und knapp zwei Tage ſpäter, beim Dorfe Okoa, praſſelte nachts ein Guß zur Erde, der an Kräftigkeit nichts zu wünſchen übrigließ. Ihm folgte am nächſten Morgen ein zweiter, und bei trübſtem Wetter marſchierte ich auf grundloſen Wegen von Okoa ab. Es war ein Glück, daß ich des ſpäten Aufbruchs wegen an dieſem Tage nicht weiter als bis zum nahen Aſeng marſchiert war, denn kaum war mein Zelt unter Dach und Fach, als ein Regen losbrach, der ſolche Waſſerfluten brachte, daß ich die größte Mühe hatte, mein Zelt vor Überſchwemmung zu retten. Das merkwürdigſte an dieſem Unwetter war, daß erſt am Schluß Blitz und Donner begannen. Das Gewitter hielt ſich mit großer Zähigkeit lange über Aſeng, und nach einer Unterbrechung

von wenigen Stunden fing es nachts aufs neue an zu regnen. Die Luft war so feucht, daß meine Aquarellfarben in Schmiere zerflossen; in der schlimmsten Regenzeit hatte ich kaum größere Mühe gehabt, meine Sachen trocken zu halten. Dazu peinigte mich, als Folge der hohen Luftfeuchtigkeit, ein schmerzhafter Rheumatismus im rechten Handgelenk, der dauernd an Heftigkeit zunahm und das Arbeiten zur Qual machte.

Alles das waren aber nur die Vorbereitungen zu den „Genüssen", die unserer am folgenden Tage warteten, einem der schlimmsten, die wir bis dahin während der ganzen Expedition erlebt hatten. Schon bei ziemlich trübem Wetter wanderten wir kurz nach 9 Uhr los, während der N'kolengondum, an dessen Fuß Aseng liegt, von Wolken dicht eingehüllt war. Auf der Karte sah die vor mir liegende Strecke verhältnismäßig kurz und harmlos aus; hätte ich aber ahnen können, welche Anstrengungen unserer warteten, so hätte ich mich in Aseng mit Proviant versorgt, und dann im Walde Quartier gemacht. Nach ungefähr zweistündigem Marsch hörte das Marschieren auf, ein Vergnügen zu sein, und war für mich doppelt anstrengend, da ich fortwährend die Route aufzunehmen hatte. Hinter dem Dorfe Akom begann tiefgelegener Urwald, dessen Boden nach den letzten Regengüssen nahezu grundlos war und der bei dem trüben Wetter, das uns nur wenige Sonnenblicke gönnte, doppelt trist und melancholisch erschien. Schließlich bildete das Bett des Baches Se den Weg, eine unter den herrschenden Witterungsverhältnissen reichlich feuchte Kommunikation.

Nachdem wir uns über zwei Stunden an diesem Urwaldmorast abgequält hatten, standen wir vor einem wüsten Trümmerhaufen, übersponnen von Lianen, Farnen, Schiefblättern; sie überwucherten die Spalten und Klüfte, zwischen denen der Se rauschte. Das war der Fuß der N'kololoma-Gruppe, über deren einen Paß ein Anstieg hinaufführte, der nach einer Stunde Kletterns bewältigt wurde. Ich konnte oben noch feststellen, daß die höchsten Kuppen des Gebirgsstockes bis zu 150 Meter über den Paß hinausreichten und im ganzen nicht mehr als 1000 Meter hoch sein mochten, als sie sich bereits mit verdächtigen Wolken bezogen. Wir machten uns nunmehr an den Abstieg, gegen den

der Aufstieg ein Kinderspiel war; es erschien mir ganz unbegreiflich, wie dieser Weg, der an einer Böschung von 30 bis 40 Grad lag, eben noch an der Grenze des ohne Hilfsmittel Erklimmbaren, sich so lange als eine der „Hauptstraßen" der Eingeborenen hat halten können.

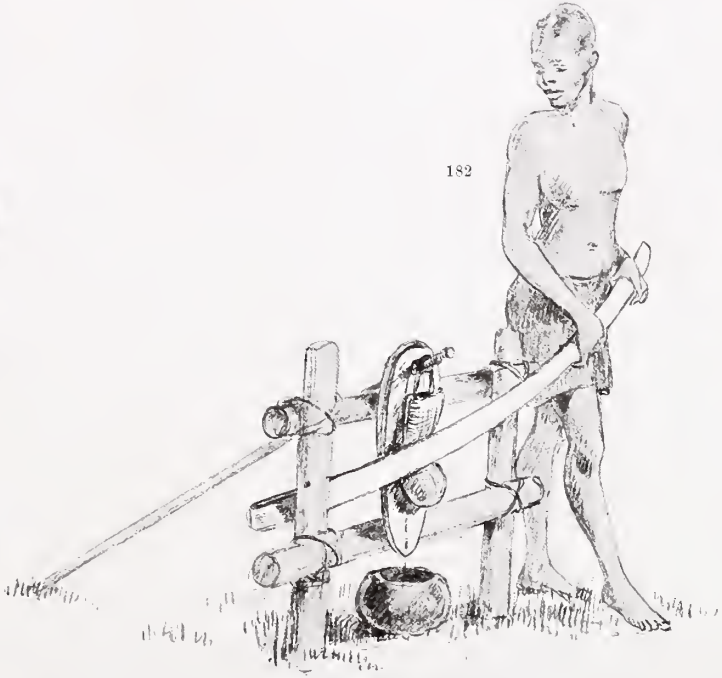
Am jenseitigen Fuße des Berges kamen wir bald an den Fluß Loma. Zu unserer Enttäuschung fanden wir nichts von den auf der Karte verzeichneten Dörfern; sie waren auf Veranlassung des Leiters von Kampo verlegt worden. Die verlassenen Dorfplätze machten einen traurigen Eindruck und schienen eine Haupttummelstätte der Elefanten zu sein, auf deren Spuren wir schon im Urwald gestoßen waren. Hier war alles vertrampelt und umgerissen. In den Bananenpflanzungen war nicht ein Stamm mehr heil; die Dickhäuter hatten ihrer bekannten Zerstörungswut nach Herzenslust gefröhnt, und obschon es sich sicherlich nur um wenige Stücke handelte, hätte der Neuling gewiß auf eine Herde von 50 oder gar 100 Stück geraten.

Gerade hier bei den verlassenen Dörfern überfiel uns ein Unwetter, das uns in fünf Minuten einweichte und mich nach weiteren fünf Minuten in den Zustand vollkommener „Wurstigkeit" versetzte, da ich wußte, daß ich noch über eine Stunde bis zum beabsichtigten Lagerplatz zu marschieren hatte. Was hätte ich darum gegeben, wenn mich jemand vom Routenaufnehmen entbunden hätte! Unter dieser Riesendusche auf lehmigen, grundlosen Wegen im dichten nassen Unterholz und Elefantengras Uhr und Kompaß jede Minute abzulesen und die Eintragungen in das Routenbuch zu machen, gehört nicht zu den irdischen Genüssen. Mein Routenbuch war in kürzester Zeit eine formlose, schwammige Masse. Das Interesse für die an sich prächtigen Berg- und Felsformen (Abb. 191), die gerade in der wechselnden Beleuchtung voll zur Geltung kamen, war nur noch gering. So viel aber konnte ich doch bemerken, daß gerade diese Berge die Wettermacher waren; denn das Gewitter war ganz lokal, und in gar nicht weiter Ferne leuchtete das klare Himmelsblau durch.

Der größte Hochgenuß stand uns noch bevor: der Übergang über den reißenden, hochangeschwollenen Loma, der auf einem der beliebten,

180. Station Ebolowa von der Bülowhöhe. (S. 261.)

181



182

183

181. Bulefrau mit Widderfrisur und Ebui. (S. 259.) 182. Ölpresse der Pangwe. (S. 275.) 183. Pangwetänzerin. (S. 278.

Nach Zeichnungen von Dr. Schultze.

wie immer spiegelglatten Riesenstämme überschritten werden mußte. Diesmal war der Stamm obendrein fußhoch überschwemmt, und ich hatte alle Mühe mich zu halten, um nicht in dem trüben Wasser auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Die Schwarzen mit ihren wie Saugnäpfe wirkenden nackten Füßen waren mir auch hier wieder überlegen; verhältnismäßig mühelos landeten sie am andern Ufer. Dann kam noch eine Stunde Marsch im Regen — es wurde uns nichts geschenkt! —, und erst kurz vor Eintritt der Dämmerung, als im Dorfe Endendem endlich das Zelt aufgeschlagen war, hörte wenigstens das Gießen auf.

Ein Gutes hatte dieses Erlebnis aber doch. Die meteorologischen Verhältnisse über Südkamerun, wo der Juli als ganz trockener Monat gilt, hatten bereits eine recht handgreifliche Korrektur erfahren, denn allzuviel Sonne hatte ich in den ersten Julitagen nicht gerade gesehen. Ich saß lange wach im Zelt und bemühte mich, mittels etlicher Kerzen wenigstens das Wertvollste zu trocknen und so vor dem Verderben zu bewahren und vor allem das Routenbuch wieder als solches kenntlich zu machen. Ich mußte mir zudem mit meinem Rheumatismus, der sich von neuem in recht fühlbarer Weise meldete, größte Schonung auferlegen. Unter solchen Umständen fanden Undene und Musa nicht viel Gegenliebe, als sie mich dazu überreden wollten, im Grauen des nächsten Morgens auf Elefanten — sie gebrauchten den Ausdruck „plenty beef" — zu pirschen. Als am folgenden Tage die Sonne zum Vorschein kam, machten wir den Versuch, unsere Sachen auf der Dorfstraße zu trocknen; aber die Luft war so mit Feuchtigkeit gesättigt, daß alles Bemühen trotz der stechenden Hitze vergeblich war.

Aber auch in anderer Beziehung war der Aufenthalt in dem treibhausfeuchten Endendem nicht gerade angenehm. Die Häuptlinge der umliegenden Dörfer, mit denen ich wegen der Verpflegung meiner Leute in Verbindung trat und die in ihrem Gebahren eine etwas reichlich bemessene Dosis Selbstbewußtsein zur Schau trugen, legten recht wenig Bereitwilligkeit an den Tag, meine hungrigen Leute zu versorgen. Zweifellos zeigte sich hier schon der schlechte Einfluß der nahen Pangwestämme vom linken N'temufer. Hier saß auf deutschem

Gebiet der zur Zeit kaum unterworfene Stamm der Esamegunde, und dahinter wohnten als starker Rückhalt kopfreiche Stämme eines großen, überhaupt noch nicht in Verwaltung genommenen spanischen Gebiets.

Als Entschuldigung für die überaus spärliche Versorgung mit Lebensmitteln wurde angegeben, es würden hier nur so viel Pflanzungen angelegt, als dringend nötig seien, weil die Elefanten doch alles verwüsteten. Ich war allerdings selbst geneigt, das zu glauben, nachdem ich gesehen hatte, was diese Dickhäuter alles verwüsten können, wenn der Neger sie gewähren läßt oder infolge seiner angeborenen Trägheit die einfachen Abwehrmaßregeln, wie nächtliches Trommeln oder Einrichtung eines Wachtdienstes, versäumt.

Landschaftlich konnte sich das Gebirgsland von Endendem sehen lassen, wennschon ich nicht allzuviel Kuppen bemerkt hatte, die 1000 Meter absoluter Höhe erreichten. Ich war in einer gewissen Spannung, denn ständig kamen wir dem viel genannten „Hochland von N'kolumbinde" näher, dessen auf den Karten angegebenen Höhenzahlen ich immer mehr anzweifelte und das auch den Eingeborenen als höchste Gebirgskette in diesen Gebieten nicht bekannt zu sein schien. Auf alle Nachfragen, die ich in fast jedem Dorfe anstellte, erfuhr ich immer wieder, daß der von mir vor zwei Tagen passierte N'koloma mit seinen rund 1000 Metern der höchste Berg weit und breit sei. Und doch fragte ich mich, ob es möglich sei, daß man die Höhe eines in taxierbarer Nähe liegenden Gebirgszuges um 500 bis 800 Meter zu hoch angeben könne. Vor der Hand schien, von den Kuppen selbst abgesehen, das Gelände langsam, aber stetig zu fallen, wie meine fortlaufend vorgenommenen Höhenmessungen bewiesen. Der so zustande kommende bedeutendere Gegensatz zwischen Berg und Tal mochte auch früher viel zu falschen Schätzungen mit beigetragen haben, denn von einem Europäer war bisher kein einziger dieser Berge bestiegen worden.

So gering die Hoffnungen geworden waren, das Hochgebirge doch noch zu entdecken oder wieder zu entdecken, so glaubte ich doch aus einer andern Beobachtung darauf schließen zu dürfen, daß mir noch irgendeine geographische Überraschung bevorstehe. Bereits bei

dem Dorfe Okoa, das ich schon am 3. Juli erreicht hatte, war mir eine sehr bemerkenswerte Veränderung der Flora aufgefallen, und zwar zunächst durch eine recht eigentümliche Zusammensetzung des Urwaldunterholzes, in dem stellenweise eine reizende kleine Palme, Podococcus Barteri, vorherrschte, manchmal sogar unter Ausschluß anderer Pflanzen (Abb. 192).

Nachdem ich Endendem verlassen hatte, kam ich wieder in ein größeres Kulturgebiet, das durch zahlreichere Dörfer, Zurücktreten des Primärwaldes und Vorherrschen umfassender Sekundärwaldstrecken mit mächtigem Aframomum ausgezeichnet war. Unter den Kulturgewächsen fand sich hier etwas häufiger die Ölpalme, die zweifellos seit noch nicht langer Zeit eingeführt war und deren Früchte mittels einer sehr einfachen, aber sinnreichen Vorrichtung ausgepreßt wurden (Abb. 182). Es führte eine sehr gut gehaltene Straße durch dies Gebiet, der südlichste der Kameruner Zugangswege zu dem großen Kautschukgebiet des Innern von Kampo nach Ambam und von da weiter nach Osten. Ein ziemlich lebhafter Karawanenverkehr wies auf die Bedeutung dieser Straße hin, auf der ich sogar mehreren Europäern begegnete.

Um so eigentümlicher war unter diesen Verhältnissen ein kleines heiteres Erlebnis, wie ich es nur einmal vor Jahren ganz ähnlich im Veregebirge südlich Yola gehabt hatte. Bei dem Dorfe Sebito erschien vor meinem Zelt eine Eingeborene mit einem schreienden Säugling auf der Hüfte und erklärte, sie wolle sich mal einen Weißen ansehen, sie habe so ein Wundertier bisher noch nicht zu Gesicht bekommen; früher sei sie bei Ankunft eines Europäers immer ausgerissen, jetzt aber habe ihr Wissensdrang ihre Furcht besiegt. Nachdem meine Person und mein Zelt einer genauen Besichtigung unterzogen worden war und nachdem ich den Wissensdurst der mutigen Pangwefrau und das in mich gesetzte Vertrauen mit einer kleinen Perlenkette belohnt hatte, erschien plötzlich ein ganzer Haufen alter Weiber, die alle erklärten, sie hätten auch noch keinen Weißen gesehen. Ich vermute aber, daß hier das Interesse weit mehr meiner Tauschartikelkiste als meiner Person galt. Ich benutzte indes diese Gelegenheit gerne, meine Kenntnisse

über die Pangwe zu bereichern; denn viel Zeit für ethnographische Arbeiten hatte ich ohnehin nicht mehr, da meine ganze Zeit jetzt geographischen Arbeiten gewidmet war, vor allem dem Problem des „N'kolumbindegebirges", dessen Lösung die nächsten Tage bringen mußten.

Bald hinter Sebito kam ich während der Länge von etwa einem Tagemarsch in ein Gebiet, das entfernt wieder an die Hochebene des obern Djah erinnerte. Als ich von diesem Dorfe aufbrach, war zunächst allerdings nicht viel von der Landschaft zu sehen. Nachdem während der Nacht bei unerträglicher Schwüle in der Umgebung meines Lagers überall Gewitter niedergegangen waren, deren Verlauf offenbar durch die Nähe der Berge beeinflußt war, lag des Morgens ein undurchdringlicher Nebel über der Landschaft. Dieser war mit einer so hohen Lufttemperatur verbunden, daß ich fast das Gefühl hatte, als befände ich mich in einem hochtemperierten Dampfbad. Nachdem diese Nebeldämpfe sich endlich verzogen hatten, gewahrte ich, daß die Niederung, in die ich kurz hinter Sebito getreten war, zu einer großen Alluvialebene von nur noch 380 Meter absoluter Höhe gehörte, von der die Berge weit zurücktraten und deren weite Überschwemmungsgebiete mit prächtigem Urwald bedeckt waren. So blieb die Landschaft bis zu dem großen Dorfe Bienemayong, in dem ich mich über die letzte zur Küste führende Wegstrecke zu entscheiden hatte.

Bienemayong lag bereits in nächster Nähe der in westlicher Richtung beginnenden Gebirgslandschaften, von deren Untersuchung ich die endgültige Lösung meiner letzten Aufgabe erhoffen durfte.

Es standen mir hierzu zwei Wege zur Verfügung. Der eine führte über Pfanemakok. Er sollte, wie ich in Bienemayong hörte, durch den ständigen Wechsel von Berg und Tal so beschwerlich sein, daß deswegen die Regierung in Kampo die Übersiedlung der früher an ihr gelegenen Dorfschaften an die zweite viel bequemere Straße über Owöng-Afang veranlaßt hatte. Zwar versprach der Weg über Pfanemakok gerade infolge seiner mir geschilderten Verhältnisse eine schnellere Lösung meiner Aufgabe, ich mußte aber von seiner Benutzung absehen, da mir gesagt wurde, daß er durch Einsturz der früher über

184. Rotangdickicht. (S. 268.)

185. Felsblock mit kugelkaktusartiger Verwitterung. (S. 269.)
Die Boys Musa und Elume.

186. Pangweweiber mit Helmfrisur. (S. 269.)

187. Pangwefrau mit Helmfrisur. (S. 269.)

188. Pangwefrau mit Helmfrisur und Nasenzügeln. (S. 269.)

die zum Teil mehr als mannstiefen und reißenden Flüsse führenden Brücken vollkommen unpassierbar geworden sei.

Als ich in der Frühe des 9. Juli von Bienemayong aufbrach, überraschte mich eine wunderbare Aussicht über einen Teil der malerischen Berge im Westen, denen während der letzten Tage mein ganzes Interesse gegolten hatte. Sie wirkten ungemein imposant durch ihre massigen, zum Teil abenteuerlichen Formen, in denen sie, nach meinen vorsichtigen Schätzungen, bis zu 300 oder 400 Meter über die Umgebung emporragten, und es schien mir wohl begreiflich, wie leicht man dazu neigen konnte, ihre Höhe zu überschätzen.

Je näher wir dieser prächtigen Berglandschaft kamen, desto mehr schwand das reizlose Kulturland, in dem einzelne verlassene und zerfallene Faktoreien auf die Zeit vor Vernichtung der Kautschukbestände in diesen Gebieten hinwiesen. Mehr und mehr trat der Urwald wieder in Erscheinung mit all seinen charakteristischen Gebilden, wie Stelzwurzeln (Abb. 193) und Cauliflorie (Abb. 195), mächtige Gebirgsbäche rauschten zu Tal, sogar das Donnern von einem der N'temfälle war deutlich vernehmbar, und bald zog meine Karawane am Fuß der pittoresken, dunkelgrünen Felsberge entlang, von denen einige sich schon am frühen Morgen gezeigt hatten.

Inmitten dieser Landschaft machten wir bei dem N'weidorfe Owöng und am Fuße des N'kol-Owöng halt, der mit seinen Felsabstürzen, den silbrig glänzenden Wasseradern an den Steilwänden und der dunkeln Urwaldkappe einen herrlichen Hintergrund für das friedliche Dorf abgab. In Owöng war ein etwas längerer Aufenthalt geplant, da von hier aus die ersten Vorstöße in jenes Bergland erfolgen sollten, von denen ich mir Klarheit über die orographischen Verhältnisse dieses interessanten Gebietes versprach. Ich war mir von vorneherein klar darüber, daß die schroffen Formen der Berge, die dichte Waldbedeckung selbst der höchsten Kuppen und manche andere Geländeschwierigkeiten mir meine Untersuchungen nicht leicht machen würden und daß ich zu allen möglichen Hilfsmitteln würde greifen müssen. Zum Glück aber versprach das Wetter für meine Arbeiten endlich einigermaßen günstig zu werden.

Der erste Abend in meinem Lager bei Owöng zeigte mir eine interessante meteorologische Erscheinung. Kurz nach Sonnenuntergang bekam der Berg plötzlich eine dichte, sehr diffuse Wolkenkappe, aus der einige Windstöße zu Tal fegten. Der übrige Himmel war vollkommen klar. Nach Eintritt der Dunkelheit waren die Wolken restlos verschwunden, und die klare Mondnacht zeigte nicht die geringste Trübung des Himmels.

In dem hellen Mondschein wurde es, wie zu erwarten war, auf der Dorfstraße bald lebendig, und zu meiner Freude war in kurzem der Tanz in vollem Gange, den ich bei den eigentlichen Pangwe bis dahin noch nicht gesehen hatte. Es war immer wieder dasselbe Bild, wie ich es schon so oft beobachtet hatte, der Kreis singender Männer, Weiber und Kinder, in deren Mitte eine einzelne Tänzerin unter Entfaltung aller Leidenschaftlichkeit in wunderlichen, zuckenden Bewegungen jeden Muskel ihres Körpers spielen ließ (Abb. 183). Obschon auch diese Tanzbewegungen durchaus erotischer Natur waren, so fehlte ihnen doch das abstoßend Obszöne, das ich bei solchen Gelegenheiten so oft gesehen hatte; es war nicht zum Schaden des Tanzes, der die unendliche Biegsamkeit und Grazie des wie in elektrischen Zuckungen vibrierenden Körpers zeigte. Hier bei den Pangwe kam noch vieles hinzu, das geeignet war, diese Tanzszenen höchst stimmungsvoll zu machen. Eigentümlich schimmerten im Mondlicht die glänzenden abenteuerlichen Helmfrisuren der Weiber, und ungemein ansprechend klang der melodiöse Gesang der ausgesprochen musikalischen Teilnehmer. Es war das erste Mal bei solchen Gelegenheiten, daß ich die Tanzende selbst mitsingen hörte; sie trug die Solopartien vor, und trefflich und mit sicherem musikalischem Gefühl war der mehrstimmige Chor dazu abgestimmt. Ich merkte sofort, daß das musikalische Gehör bei den Pangwe (im engern Sinne) noch mehr ausgebildet ist als bei den Bule und Yaunde, bei deren Tänzen ich mich so oft darüber gefreut hatte. Was ich in dieser Nacht hörte, waren wirkliche Melodien; einer der Gesänge, die sich alle durch getragene Vortragsweise auszeichneten, hatte gar eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Tempelchor aus Verdis

„Aida", in dem der Komponist, vielleicht nicht ganz unbewußt, etwas echt Afrikanisches geschaffen hat.

Der Tag, an dem das Jahr zuvor unsere Expedition im Morgengrauen elbabwärts gedampft war, wurde zu einem recht abwechslungsreichen. In aller Frühe war Undene mit den Trägern losgezogen, um den Weg nach einem von mir angegebenen Berg zu erkunden, auszuschlagen und auf dem Gipfel, wenn nötig, Ausholzungen vorzunehmen, damit ich dort die Möglichkeit eines Fernblicks hatte. Etwas später marschierte ich durch Farmbusch und zuletzt Primärwald dem N'tem und dessen weithin hörbaren Schnellen zu. Der Kukuma, der Häuptling von Owöng, führte mich selbst und erzählte mir viel Interessantes, in erster Linie Jagdgeschichten. Wir kamen auf dieses Gesprächsthema beim Anblick der zahlreichen Fährten von Leoparden und Elefanten, welche die sumpfigen Urwaldniederungen längs des N'tem kreuz und quer durchzogen, und der zu großer Vorsicht mahnenden, geschickt dicht am Wege angelegten Fallgruben, in deren Anlage alle Fangvölker Meister sind.

Ich war nicht wenig überrascht, als ich hier aus dem Munde meines Begleiters zum zweiten Male von dem merkwürdigen großen Raubtiere hörte, von dem man mir zuerst auf dem nun schon seit Wochen verlassenen Djah-Posten erzählt hatte, und das mir von Undene damals als Löwe gedeutet worden war. Auch hier führte das Tier die Bezeichnung „Böng-Böng", wie ich aus den mit großer Lebhaftigkeit vorgetragenen Schilderungen des Häuptlings hörte. Vor fünf Monaten etwa hatte, wie mir der Kukuma erzählte, dieses Tier allnächtlich in den Felsen des N'kol-Owöng ein furchtbares Gebrüll hören lassen.

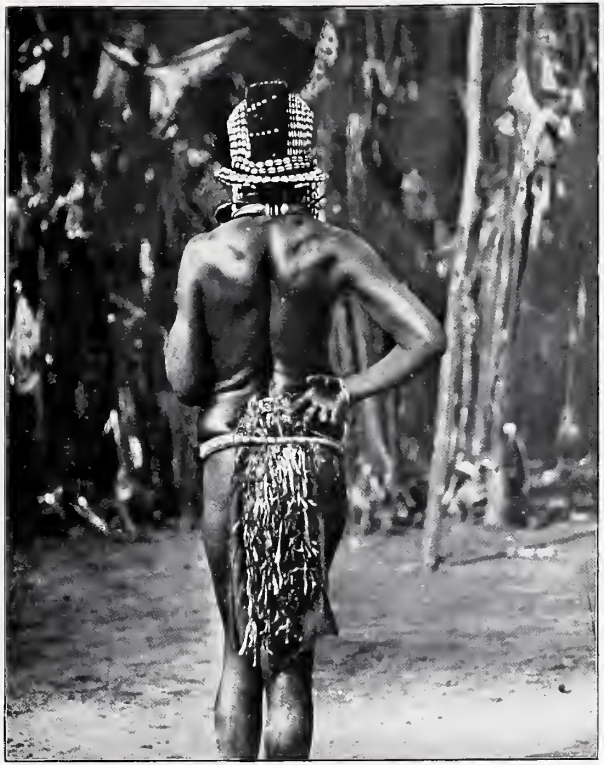
Wäre meine Aufmerksamkeit nicht durch die mir sofort auffallende Bezeichnung „Böng-Böng" rege geworden, so hätte ich vielleicht die Schilderung meines Begleiters überhört oder auf ein ganz anderes Tier bezogen. Die Beschreibung, die ich mir nun von dem Häuptling geben ließ, war, wenn auch zum Teil übertreibend oder kleine Irrtümer enthaltend, doch so charakteristisch, daß sie unverkennbar auf den Löwen paßte. Vor allem hob mein Gewährsmann die nahe

Verwandtschaft — mein Dolmetscher gebrauchte den Ausdruck „brother" — des Tieres mit dem Leoparden hervor, von dem es sich durch die lange dunkle (black) Mähne (beard-beard), die Quaste (brush) des Schweifes und das Fehlen der Pardelflecke (but he no get marks) unterscheide. Auch das Gebrüll des Löwen ahmte mein Führer so täuschend nach, daß dadurch der einzig möglichen Deutung noch mehr Wahrscheinlichkeit verliehen wurde. Der Häuptling fügte noch hinzu, daß kein Mensch das sehr versteckt in den Felsen lebende Tier anzugreifen wage.

Auffallend schien mir vor allem das Hervorheben der dichten Mähne bei dem so geschilderten Tiere, da die nächste bekannte Löwenform, die des Sudan, ja gerade durch besonders schwache Ausbildung dieses Schmuckes kenntlich ist. Wenn man aber einmal zu der Auffassung neigen will, daß an diesen Erzählungen etwas Wahres sein könnte, warum soll man da nicht auch noch einen Schritt weiter gehen und eine eigene Rasse des großen Raubtieres annehmen? Es wäre das nicht das erste Beispiel dafür, daß ein bisher ausschließlich als Steppenbewohner angesehenes Tier auch im Urwald vorkommt. Meine in diesen Gebieten gemachten entomologischen Sammlungen wiesen nämlich ein für die südafrikanischen Steppen so typisches Tier auf, daß ich zeitweilig geneigt war, an ein trockeneres Steppenklima dieser Urwaldgebiete in früheren Zeitepochen zu glauben.

Die interessante Auskunft, die ich dem Kukuma von Owóng verdankte, war, so wenig ich sie auch durch handgreifliches Material zu belegen in der Lage bin, doch bei weitem das bemerkenswerteste, das mir der Ausflug an den N'tem gebracht hatte.

An der Stelle, an der ich diesen immerhin bedeutenden Fluß kennen lernte, hatte er wenig Imponierendes; denn das Gewässer, das vor mir mit 100 Metern durchschnittlicher Breite — an der von Schnellen durchsetzten Strecke (Abb. 196) noch schmaler — dahinschoß, war nur ein vereinzelter Arm des Flusses, jenseits dessen sich eine große mit Farmwald bestandene Insel dehnte. Meinen Wunsch, am nächsten Tage über den Fluß zu setzen, suchte mir mein Cicerone auszureden; er behauptete, es sei selbst für ihn unmöglich, etwas derartiges zu



189. Pangwefrau mit Helmfrisur. (S. 269.)

190. Pangwefrau beim Friseur. (S. 270.)

191. Berglandſchaft bei Endendem. (S. 272.)

192. Unterholz mit Zwergpalmen (Podococcus Barteri). (S. 275.)
Mein Boy Elume.

versuchen, da die Esamegunde jeden Menschen, der über den Fluß setze, sofort töten würden. Da ich weder Zeit noch Interesse daran hatte, die Wahrheit dieser Angaben auf die Probe zu stellen, und da mir die Berge von Owöng wichtigere Probleme boten, so gab ich mich mit den Einwendungen meines Führers zufrieden, zumal mir zwei von Kampo kommende und nach Osten weiter marschierende europäische Kaufleute, die mich am Nachmittag im Lager besuchten, die Aussagen des Häuptlings im wesentlichen bestätigten.

Erst ganz spät am Abend kam Undene mit den Trägern zurück. Von den durch den Häuptling mitgegebenen Männern offenbar verkehrt geführt, hatte er den von mir angegebenen Berg in dem dichten Walde verfehlt und war auf einen anderen, den N'kolumwini, wie ich später sah, gekommen, zu dessen Aufstieg er allein vier Stunden gebraucht hatte. Von diesem Berg hatte Undene, wie er mir erzählte, zum Teil einen weiten Ausblick gehabt, der aber am Nachmittag durch Wolken verdeckt worden war. Immerhin lauteten die Angaben so, daß ich auf alle Fälle beschloß, Undenes Erkundung für meine Arbeiten nutzbar zu machen und den von ihm mit so vieler Mühe erreichten Gipfel ebenfalls aufzusuchen.

Um 7 Uhr früh brach ich am nächsten Morgen zur Besteigung des N'kolumwini auf, erst bei Einbruch der Dunkelheit kehrte ich ins Lager zurück. Es war eine sehr beschwerliche Tour, die stellenweise auf allen Vieren zurückgelegt werden mußte; die Hänge, an denen wir hochklommen, hatten zum Teil einen Böschungswinkel von 40 Grad und waren glatt und schlüpfrig. Die Messung mit dem Siedeapparat hatte nicht die erwartete Höhe ergeben, denn der Berg war nur 887 Meter hoch. Dagegen verwehrte mir nach Nordwesten eine andere Kuppe, die knapp 100 Meter höher als mein Standort war, also ebenfalls bei weitem nicht an 1500 Meter heranreichte, die Aussicht. Um mir einen einigermaßen befriedigenden Ausblick zu verschaffen, hatte ich umfassende Ausholzungen vornehmen und mir zudem auf einen der höchsten Urwaldbäume eine Rotangleiter hinaufbauen lassen. Aber das Panorama, das ich freilich nur teilweise sah, bot

nicht das, was ich erwartet hatte; es zeigte mir jedoch nach Süden zu eine auffallende Ebenheit des Geländes, in dem erst weit im spanischen Gebiet höhere Kuppen sichtbar wurden.

Die Urwaldflora, die den Gipfel des N'kolumwini bedeckte, entbehrte nicht nur vollkommen des Charakters der Hochgebirgspflanzen, sondern war sogar durch das gänzliche Fehlen der Baumfarne und der Bartflechten ausgezeichnet; dagegen fiel mir eine höchst merkwürdige Rotangart auf, die, fast wie aus einem Grasbüschel, aus einem einzigen Wurzelstock eine große Anzahl von Kletterstricken entsandte und durch fast fiederlose Blattbildungen ausgezeichnet war. Im allgemeinen hatte der Pflanzenwuchs durchaus den Charakter des tropischen Tieflandurwaldes.

Da das Insektenleben vollkommen ruhte, war von der Fauna auf dem Berge wenig zu sehen. Lange Röhrenbauten in dem rötlichen lateritartigen Boden dicht unter dem Gipfel wurden mir von den Eingeborenen als die des Schuppentiers bezeichnet. Unten in den sumpfigen Niederungen war der Boden weithin von Elefanten zertrampelt, und in dem über sieben Meter hohen Aframomumdickicht, das die Stätten früherer Pflanzungen bedeckte, machte mich Undene auf sehr merkwürdige Spuren des Gorillas aufmerksam. An einer Stelle waren nämlich die langen Aframomumgerten geknickt und zu einem bettartigen Lager niedergebogen, das außerdem mit anderen Zweigen bestreut war (Abb. 194). Die charakteristische Losung des Gorilla, die um dieses Lager herum bemerkbar war, schloß jeden Zweifel darüber aus, wem die Errichtung des primitiven Ruhebettes zu danken war. Undene, der solche Lagerplätze nicht zum ersten Male gesehen hatte, behauptete, daß der Gorilla auf solchen „Sofas" in der Rückenlage ruhe. Daß die großen Anthropomorphen ganz in der Nähe sein mußten, erfuhr ich noch in der folgenden, vollkommen mondklaren Nacht. Ein furchtbares Gebrüll, das an den Bergwänden schauerlich widerhallte, weckte mich aus tiefem Schlafe, und auch diesmal wieder wurde mir der Bescheid, daß der Lärm von Gorillas herrühre.

Im allgemeinen war ich recht wenig von den Resultaten der ungewöhnlich anstrengenden Bergbesteigung befriedigt, und als ich mich

am nächsten Morgen mit meiner Karawane in westlicher Richtung auf den Weg machte, um von einer andern Stelle nochmals die Lösung des Problems zu versuchen, hatte ich noch keine Vorstellung davon, wie ich das am zweckmäßigsten anfangen sollte. Der dichte Urwald verhinderte jede Aussicht und bewies mir an einem Beispiel recht drastisch, wie unübersichtlich er das Gelände machen kann; denn ohne daß wir es merkten, marschierten wir auf dieser Strecke dicht an einem ansehnlichen Berge vorbei, der erst später an einer zufälligen Lichtung sichtbar wurde.

Erst der Begegnung mit einem Soldaten der Kampo-Station, der den Häuptling von Ekob wegen verschiedener Diebereien festnehmen sollte, verdankte ich einige wertvolle Fingerzeige. Dieser Soldat, ein Pangwe, der das ganze Bergland von seinen eigenen Patrouillengängen her zu kennen vorgab, behauptete, daß die von mir gesuchten hohen Berge tatsächlich existierten, und zwar an der alten Straße über Pfanemakok; er fügte hinzu, daß mich die Leute aus Owöng wahrscheinlich aus irgendwelchen unbekannten Gründen mit Absicht falsch geführt hätten, und daß gerade von diesem Orte aus der höchste Gipfel des Gebietes bequem zu erreichen gewesen sei. Wenngleich diese Mitteilung für mich recht ärgerlich war, wußte ich nun doch so viel, daß die alte Verkehrsstraße das Gebiet durchquerte, in dem wahrscheinlich die Lösung der Aufgabe zu finden sein würde, die ich mir bei meinem Abmarsch von Ebolowa gestellt hatte.

So beschloß ich denn, von dem westlichsten Ausgangspunkte der alten Straße aus mein Heil nochmals zu versuchen. Durch wundervollen Urwald, an rauschenden Bächen und Wasserfällen vorbei, langte ich fast unmerklich im Tieflande an, für das meine Messungen nur noch 100 Meter absoluter Höhe ergaben. Dem nicht Beobachtenden mag dieser allmähliche Wechsel, vor allem, wenn er zur Küste marschiert, sehr leicht entgehen. Der Übergang vom Gebirge zur Küstenebene geht also hier nicht über eine Zwischenstufe, sondern er vollzieht sich ganz allmählich auf einer geneigten Fläche, auf der alle parallel mit der Küste fließenden Bachläufe eine Art von Stufe bezeichnen, so zwar, daß man an den Binnenufern der Fluß- und

Bachbetten immer mehr hinabklettern muß, als man an den Außenufern hinaufzuklettern hat. Es war erstaunlich, wie prompt mein Barometer diese Erscheinung quittierte.

Vom Dorfe Afang aus wurden die ersten Vorbereitungen für den letzten Vorstoß auf der Pfanemakokstraße getroffen. Von diesem Quartier aus ging mein Boy „Stepke" mit einigen Trägern nach Kampo, um Reis zu holen. Ich gab ihm einen Brief an den dortigen Stationsleiter mit, in dem ich die Schwierigkeiten schilderte, die mir die Wiederentdeckung des geheimnisvollen Hochgebirges machte, und dabei zugleich um einen ortskundigen Führer bat.

Da ich fünf Tage lang von Regengüssen ganz verschont geblieben war, glaubte ich schon, daß nunmehr endgültig die Trockenzeit begonnen hätte. Als ich am 14. Juli früh von Afang abmarschierte, war der Boden bereits wieder von einem nächtlichen Regen naß, und im letzten Drittel eines sehr anstrengenden Marsches überraschte uns kurz vor dem Flusse M'wini ein kräftiger Guß.

Nach den zahlreichen Wildfährten zu urteilen mußte dies Gebiet, in welchem Überschwemmungsland mit Bergen, Urwald mit verlassenem Farmgebiet wechselte, eines der wildreichsten von ganz Kamerun sein. Hier und da fanden sich bei den Farmen Wärterhäuschen, von denen aus Leute die Elefanten und Büffel vom Verwüsten der Pflanzungen abzuhalten hatten. Die Elefanten hatten mit Vorliebe für ihre Wanderungen den bequemen, geglätteten Pfad benutzt, hatten auch gewissenhaft keine der Brücken ausgelassen; in dem Knüppelbelag dieser schwachen Bauten aus dem leichten Holz der Regenschirmbäume waren die riesigen Fährten förmlich durchgestanzt.

Die Witterung der Büffel war in der feuchten Luft stellenweise deutlich wahrnehmbar; überall zeigten frische Fladen mitten auf dem Wege, besonders in der Nähe der Aframomumdickichte, daß die Tiere hier kurz zuvor herübergewechselt waren.

Dicht beim Dorfe Sogebafam schlug ich im Urwald mein Zeltlager auf, in dem ich die Rückkehr meiner nach Kampo gesandten Leute abwarten wollte. Ich traf hier den Kaufmann Kirchner,

der auf dem Marsch von Kampo nach dem Innern im Dorf Rast gemacht hatte und mich für einen Abend zu Tisch lud. Es war das gewissermaßen für mich der erste Gruß von der nahen, nachgerade auch von mir ersehnten Küste, von der mich vorläufig noch die Lösung wichtiger Aufgaben fernhielt.

Am 16. Juli traf „Stepke" in meinem Lager mit dem für mein letztes Unternehmen nötigen Proviant ein und brachte zwei Soldaten der Station Kampo als Führer durch das Bergland mit. Ein Begleitschreiben von Herrn Freund, dem Leiter von Kampo, enthielt neben einigen wertvollen Winken eine sehr interessante Mitteilung, die gewissermaßen eine Bestätigung meiner in Owöng erhaltenen Nachrichten über das Vorkommen eines löwenartigen Raubtiers in den dortigen Bergen war. Der Schreiber des Briefes teilte mir nämlich mit, daß die ungenauen und, wie ich geglaubt hatte, absichtlich falschen Angaben der Eingeborenen über das von mir besuchte Bergland darauf zurückzuführen seien, daß die Pangwe dort an böse Geister glaubten, die das Gebirge bewohnten. Herr Freund aber brachte, wie ich aus dem Schreiben ersah, die „bösen Geister" in Zusammenhang mit den dort vorkommenden — Löwen! Eine überraschendere und zugleich glaubhaftere Bestätigung der so unwahrscheinlich klingenden Aussagen der Eingeborenen über das Vorkommen von Löwen im Kamposbergland war nicht denkbar. Denn was ich hier las, war die Mitteilung aus der Feder eines Europäers, der über die Verhältnisse jener Gebiete aller Wahrscheinlichkeit nach gut unterrichtet sein mußte. So schien mir denn der letzte Zweifel genommen, nicht über das Vorkommen der Löwen in jenen Gebieten, aber darüber, daß hier wirklich ein hochinteressantes Problem vorlag, und ich bedauerte nichts so sehr, als daß mir der Mangel an Zeit verbot, der Lösung dieses Problems nachzugehen. Nach allem, was ich bereits von diesen Bergen gesehen hatte, erkannte ich, daß, um in dieser interessanten Frage einwandfreies, unwiderlegliches Material beizubringen, viele Wochen, wenn nicht Monate notwendig seien; denn dieses furchtbare, unzugängliche Gebirge schien mir für ein großes Raubtier das

Hundertfache an Unterschlupfmöglichkeiten zu bieten gegenüber dem, was die Uferwälder der Steppe in dieser Hinsicht gewähren können.

In großer Erwartung machte ich mich mit meiner Karawane in der Frühe des 17. Juli auf den Marsch nach Osten. Der Weg war weit besser, als ich erwartet hatte, und im Urwald, wo er nicht zuwachsen kann, sogar recht gut, so daß wir hier schnell vorwärtskamen. Desto schlimmer war er auf den verlassenen Dorfplätzen und alten Farmen, wo ein schreckliches Dickicht von 6 Meter hohem Aframomum und andern ingwerartigen Kräutern das Vordringen sehr erschwerte und das Marschieren zu einer wirklichen Strapaze machte. Wie immer aber schien auch hier das Aframomum, dieses unvermeidliche „Unkraut" verlassener Wohnplätze, seine große Anziehungskraft auf das Wild auszuüben; die Wege waren von Elefanten zerstampft, und alle 10 oder 20 Schritt stieß man auf ganz frische Spuren der Büffel. Eine sehr unerfreuliche Zugabe waren die zahllosen Glossinen, die sich wie stets durch eine unerhörte Aufdringlichkeit, Schnelligkeit und Verschlagenheit auszeichneten; ehe man sich's versah, war man von einem dieser Plagegeister gestochen.

Aus den Gesprächen mit meinen Führern entnahm ich, daß ich jetzt endlich dicht davorstand, hinter das Geheimnis des „N'kolumbinde" zu kommen. Ich sollte nun bald, wie mir auf meine fast ungeduldigen Fragen versichert wurde, einen Berg sehen, der offenbar identisch mit dem gesuchten war, und aus dessen Namen N'kolumbembe wahrscheinlich durch ein Mißverständnis die Bezeichnung geworden war, die sich auf der Karte eingeschlichen und mir nun seit Wochen soviel Kopfzerbrechen gemacht hatte.

Bald nach Passieren des Flüßchens Bembe oder Bimbe sah ich endlich zwischen den Bäumen ein mächtiges Felsmassiv mit drohenden Wänden steil und unvermittelt emporragen: den solange von mir gesuchten Berg! Als sich meine erste Freude gelegt hatte, versuchte ich seine Höhe zu taxieren, kam aber mit Undene darin überein, daß der endlich erreichte Berg wahrscheinlich nicht einmal so hoch sei wie der N'kolumwini bei Owöng. Nur für kurze Zeit behielten wir den

Ausblick auf den Berg, dann wurde er wieder durch den dichten Urwald der Sicht entzogen. Als wir schließlich dicht am Fuße des Felsriesen in herrlichem, hohem Urwald unser Lager bezogen, war Undene, der jetzt selbst fast ebenso wie ich darauf brannte, daß die interessante Aufgabe gelöst wurde, nicht mehr zu halten und machte noch an demselben Nachmittag mit einigen Trägern einen Rekognoszierungsaufstieg, auf dem er indes nicht sehr weit kam.

Am nächsten Morgen war mein unermüdlicher Helfer bereits bei Nacht und Nebel mit den Trägern an den Hängen des N'kolumbembe tätig, wie ich an dem Krachen der Urwaldriesen hörte, die unter den Äxten meiner Leute fielen. Ich hatte den Auftrag gegeben, einen Aufstieg zu finden, und falls dies möglich sei, auf dem Gipfel einen Aussichtspunkt zu schaffen. Nach einigen Stunden folgte ich Undene, der mir aber gegen Mittag einen Mann entgegenschickte mit der Meldung, daß er mit seinen Ausholzungsarbeiten noch lange nicht fertig sei.

Das kurze Stück, das ich an diesem Vormittag vom Berge selbst aufnahm, gab mir bereits eine sehr gute Vorstellung von den Dimensionen des Felsklotzes. Der Aufstieg ging anfangs im Trümmerbett des N'gatabaches, dann über eine Riesenschutthalde mit gewaltigen Felstrümmern von einem Durchmesser bis zu 20 Metern, durch die der Weg oft wie durch eine hohle Gasse führte. Es war eine Kletterei, die viel Vorsicht erforderte, da der Boden sich stellenweise als trügerisch erwies und nur aus den Laubresten bestand, die tiefe Spalten ausfüllten. Hier und da flimmerten große Blöcke dunkler Hornblende zwischen dem andern Gestein. Stellenweise war der Hang, zweimal unterbrochen von kolossalen Felswänden, nur mit Hilfe der Baumwurzeln und Lianen zu nehmen, welche die Felsen umklammerten. Bäume von ganz riesigen Abmessungen standen zwischen und auf den Trümmermassen und umspannten mit ihrem Wurzelwerk wie mit einer Riesenfaust die Blöcke; schnurgerade starke Lianen hingen, natürliche Seile, an den Felsmauern herunter, keine unbedingt sichere Hilfe für den Kletterer, der alles, ehe er sich ihm anvertraute, auf seine Zuverlässigkeit prüfen mußte. Reich war der Flor epiphytischer Pflanzen;

förmliche Teppiche von Zwergdracänen, von Balsaminen und reizenden Begonien überzogen die Felsen.

An drei Stellen hatte ich weite Aussicht nach Nordwesten und konnte mich davon überzeugen, daß die letzte Stufe des Abfalls zur Küste eigentlich nichts anderes ist als eine leichtgewellte Ebene. Undene, der mit den Trägern erst spät zurückkam, erzählte mir, er habe von einem Urwaldbaum, auf den er eine Lianenleiter hinaufgebaut hatte, eine wunderbar weite Aussicht gehabt; er habe sogar die ganze Küstenlinie verfolgen können.

Wie alle höheren Berge dieser Gebiete, schien auch der N'kolumbembe eine Wetterecke zu sein. Am Nachmittag unseres ersten Aufstiegs schon zog er seine Wolkenkappe auf und braute, trotz Trockenzeit, gegen Abend wieder einen kleinen Regen zusammen. Alle Augenblicke hörte man die Urwaldkronen rauschen; dann fegte ein Windstoß ein paar Wolkenfetzen von der Höhe zu Tal über die steilen Hänge hinab und hüllte unten alles in einen feinen Sprühregen.

Nachdem ich den ganzen Vormittag auf den Beinen war, erreichte ich endlich den Gipfel des Berges, aber als der Mühen Lohn registrierte das Siedethermometer nur 742 Meter. Immerhin sah ich daraus, daß sich der N'kolumbembe 600 Meter über die Talsohle erhebt. Als ich bald nach 12 Uhr oben eintraf, nach einer wüsten und zum Teil auch gefährlichen Kletterei — man könnte ebensogut sagen Dauerklimmziehen —, ereilte uns das Schicksal in Gestalt der Wolkenkappe von der Dichte eines Londoner Normalnebels, die zum Überfluß auch noch in Regen überging. Mit der Fernsicht war es natürlich vorbei. Auch bei gutem Wetter hätte ich allerdings nicht allzuviel Ausblick gehabt, denn Undene hatte die Ausholzung gerade in nördlicher und westlicher Richtung vorgenommen, wo ohnehin nicht die Lösung des Problems lag. Da ich aber sah, daß auf der in ihrem obern Teil breit gewölbten Kuppe tagelange Ausholzungen nötig sein würden, um eine vollständige Aussicht zu ermöglichen, begnügte ich mich mit dem, was ich in den wenigen günstigen Sekunden von dem Urwaldriesen aus sah, auf den durch ein dickes Polster von Begonien

193. Rieſiges Wurzelgerüſt einer Würgerfeige im Urwald. (S. 277.)

194. Gorillalager, dahinter „Stepke“ und Undene. (S. 282.)

195. Cauliflorie bei Cola chlamydantha. (S. 277.)
Neben dem Baume Ekomeno.

hindurch die von Undene gebaute Strickleiter hinaufführte. Als ich im Lager wieder anlangte, hatte ich eine richtige kleine Hochtour absolviert, bei der an Stelle von Bergstock und Seilen Wurzeln und Lianen funktionierten, durch die das Klettern überhaupt erst möglich gemacht wurde.

Nachdem der Berg in der nächsten Nacht und dem darauf folgenden Morgen wieder Regengüsse ins Tal geschickt hatte, die Luft darauf aber sehr klar wurde, suchte ich nochmals eine mir günstig scheinende Stelle am halben Hange der Felsen aus, von der aus nach Vornahme einiger Ausholzungen eine Ergänzung meiner Rundpeilung möglich war. Aber auch diese Arbeiten hatten immer noch nicht das Resultat, das ich mir gewünscht hatte, einen restlosen Einblick in das ganze Bergland östlich und nordöstlich von meinem Standort zu gewinnen. Sehr fatal war, daß die Lebensmittel meiner Leute ihrem Ende zuneigten, denn Musa, der die letzten Tage über vergeblich auf Wild gepirscht hatte, war auf der Pfanemakokstraße weiter östlich ein sehr markanter Berg aufgefallen, den ich unter allen Umständen noch aufsuchen wollte. Ich mußte deshalb nochmals nach Sogebafam schicken, um Lebensmittel von dort zu erhalten, obschon sie in diesem Dorfe selbst knapp waren. Hier kam mir ein günstiger Zufall sehr zu statten. Gerade, als ich am frühen Morgen des 21. Juli mein Lager abbrach, das ich weiter nach Osten verlegen wollte, kam Musa mit der erfreulichen Nachricht, daß er auf einem der verlassenen Dorfplätze einen jungen Büffel zur Strecke gebracht habe, so daß ich aller Verlegenheiten ledig war.

Ich hatte von vornherein beabsichtigt, falls die Besteigung des N'kolumbembe nicht den gewünschten Erfolg haben sollte, auf der Pfanemakokstraße bis zu einer Stelle am Komflusse vorzudringen, die auf der Karte durch Einzeichnung großer Wasserfälle markiert war. Der Weg führte abwechselnd durch verlassene Dorfplätze und prachtvollen Urwald, der unglaubliche Mengen Elefantenfährten zeigte. Bald wurde das Rauschen des Komflusses hörbar, der in tiefem, von mächtigen Gesteinstrümmern erfülltem Felsbett tosend und schäumend dahinschoß. Ich hatte durch den vorausgeschickten Undene die letzte zur Einrichtung des Lagerplatzes günstige Stelle erkunden lassen, jenseits

derer ein unwirtlicher, mit mächtigen Felsblöcken überſäter Urwaldmoraſt begann. Es war ein Glück, daß der Kom augenblicklich nur geringe Waſſermengen führte, ſonſt wären meine Abſichten vollkommen vereitelt worden.

Kaum war das Lager eingerichtet, als ich mit einigen meiner Leute unverzüglich zu den „Komfällen" aufbrach, deren Rauſchen deutlich zu uns herüberdrang. Zwiſchen rieſigen Felstrümmern hindurch gelangten wir ſchließlich zu der Stelle, wo der Fluß in weißſchimmernden Kaskaden über die glattpolierten Granitmaſſen dahintoſte, Baum und Strauch mit ſeinem Waſſerdampf netzend (Abb. 197). Es waren jetzt deutlich drei Stufen wahrnehmbar, in der Regenzeit aber mochten die Kaskaden eine einzige mächtige, ſchäumende Maſſe ſein und ſich nur wenig von einem wirklichen Waſſerfall unterſcheiden. Nach einigen vergeblichen Verſuchen, auf der ſpiegelglatten, jetzt größtenteils von Waſſer freien Granitfläche feſten Fuß zu faſſen, gelangten wir endlich an der oberſten Kaskade an.

Von hier aus entdeckte ich plötzlich dicht vor mir und wie aus der Erde gezaubert einen rieſigen zuckerhutartigen Kegel, der über die Urwaldkronen weg ſichtbar wurde. Er war dicht mit Wald bedeckt und mochte ſich wohl 500 Meter über unſern Standort erheben. Wie ich ſpäter feſtſtellen konnte, handelte es ſich um das Kopfende eines fiſchrückenartigen Berges, desſelben, den Muſa am Tage zuvor entdeckt hatte und den auch ich auf eine kurze Strecke geſehen hatte, bis er wieder hinter den Kuliſſen des Waldes verſchwunden war. Am nächſten Morgen machte ſich Undene in aller Frühe mit den Trägern auf den Weg, um die Möglichkeiten des Aufſtiegs auf dieſen ſteilwandigen ſchroffen Felsrieſen zu erkunden. Ich ſelbſt benutzte dieſe Zeit zu Routenaufnahmen. Es war kein angenehmes Arbeiten, denn der enge Talkeſſel war die reine Regenfalle, und triſt und melancholiſch genug ſah der mächtige Wald in dem feinen, alles durchdringenden Regen aus.

Wie ſehr das Arbeiten mit Kompaß, Routenbuch und Uhr im Urwald die Aufmerkſamkeit von allen anderen Beobachtungen ablenkt, dafür erlebte ich ein ſehr ſprechendes Beiſpiel in dieſem wildromantiſchen Felſental.

Ich hatte, ganz in meine Arbeiten vertieft, gerade eine kurze Strecke spärlich bewachsenen Felsbodens passiert, als Musa, der einige Schritte hinter mir gegangen war, in höchster Aufregung nach vorn gelaufen kam und auf eine Lücke in dem blühenden Balsaminendickicht dicht neben mir deutete: „Massa, tiger!" Ich hatte vollständig übersehen, daß fünf Schritt vom Wege auf einem umgefallenen Baumstamm ein Leopard zusammengekauert auf Lauer lag; ebenso Elumu, der mir unmittelbar folgte. Erst Musa, der mit etwa 10 Schritt Abstand nachkam, hatte bemerkt, wie die Bestie flüchtig wurde und von einer zweiten — es handelte sich offenbar um Männchen und Weibchen — gefolgt wurde. Musa, der nur die Schrotflinte bei sich hatte, wagte nicht zu schießen, aus Furcht, mich zu gefährden.

An demselben Tage, an dem ich dieses Erlebnis hatte, erreichte mich in meinem abgelegenen Lager ein Lebenszeichen von draußen, ein Telegramm des Herzogs aus Lokoja; er hoffte, mit Mildbraed und mir auf dem nächsten Augustdampfer nach Hause zu fahren. Selbst wenn ich meine Arbeiten sofort abgebrochen hätte und — unter vollkommenem Verzicht auf das Inselprojekt — an die Küste geeilt wäre, schien es mir unmöglich, den Dampfer zu erreichen, so daß ich in diesem Sinne nach Kampo depeschierte.

Undene, der erst nach Eintritt der Dämmerung von dem fischrückenartigen Berg zurückkehrte, schilderte mir in beredten Worten die Schwierigkeiten, die er gehabt habe, um den höchsten Kamm zu erreichen, und berichtete, daß er mit den Ausholzungen noch nicht fertig sei. Nach allem, was ich hörte, durfte ich mich für den nächsten Tag abermals auf eine anstrengende Hochtour gefaßt machen. Ich konnte aber der Möglichkeit, selbst noch einen weitern Tag im Lager an den Komfällen bleiben zu müssen, mit einiger Ruhe entgegensehen, da für meine Leute außer dem Fleisch des erlegten Büffels auch noch die Lebensmittel zur Verfügung standen, die der Häuptling von Sogebasam inzwischen mit seinen Weibern ins Lager gebracht hatte.

Als ich am nächsten Morgen zu sehr früher Stunde aufbrach, hatte ich mich vollständig darauf eingerichtet, die Nacht über auf dem

Berge zu kampieren; ich hatte auch Verpflegung für die Leute mitgenommen, dazu einige Wolldecken und für mich selbst noch einen meiner Zeltüberzüge, der, als Schlafsack verwandt, weit genug war, meinen mehr als reichlich trainierten Körper aufzunehmen.

Undene hatte für den Aufstieg richtig die steilste Stelle ausgesucht; aber ich war jetzt an das Klettern dermaßen gewöhnt, daß ich trotz der zeitraubenden Routenaufnahme vom Fuß bis zum Gipfel nicht mehr als $2^1/_2$ Stunden brauchte. Vielleicht gerade die Zuhilfenahme der Arme, das Hochziehen an Baumästen und Lianen hatten die Kletterei so sehr beschleunigt. Die Messungen auf dem Gipfel ergaben zwar noch nicht 700 Meter, aber ich hatte einen so prachtvollen Rundblick wie auf keinem der Berge bisher. Nur für die Aufnahme der südwestlich und nordöstlich liegenden Berge mußte ich mich entschließen, auf den von meinen Trägern hergerichteten Urwaldbaum zu klettern, eine gute Übung, um sich das Schwindelgefühl abzugewöhnen. Das Schwanken des Baumes war recht unangenehm, besonders dann, wenn die Böen um die Höhe fegten. Es entging mir aber keine wichtige Bodenerhebung, so daß ich nun endlich die solange vergeblich gesuchte Klarheit über dieses komplizierte Gelände gewonnen hatte. Eines war jetzt vor allen Dingen sicher: Von einem Gebirge von 1800 Metern Höhe konnte keine Rede sein, nicht einmal Erhebungen von 1500 Metern waren zu entdecken. Die allerhöchste Kuppe, die in nordöstlicher Richtung lag, konnte sich höchstens 1200 Meter hoch erheben.

Der Art der Gruppierung nach glich auch dieses unruhige Bergland durchaus dem von Ebolowa, nur schienen mir die Formen etwas schroffer. Nach Westen und Süden löste es sich allmählich in mehr oder weniger deutliche Inselberge auf; auch mein Berg, der N'kolumbembe, war ein solcher.

Sehr zu statten kam mir bei meinen Beobachtungen die für solche Zwecke günstige Form des Berges, die ich von unten richtig erkannt hatte. Der Berg selbst erschien als eine riesige Felsmasse; an den Hängen und auf dem Gipfel war er in zum Teil riesige Trümmer, bis 20 Meter Höhe, zerfallen. Die Trümmer der oberen Hänge

196. Am N'tem (Kampo) bei Owöng. (S. 280.)

197. Komfälle. (S. 290.)

und des Gipfels waren ganz in äußerst losen Humusboden eingehüllt, der beim Klettern große Vorsicht erforderte. Dieser Boden federte wie die festeren Grasbüschel in einem Torfmoor. Was hier das „Durchtreten" verhinderte, waren lediglich die Wurzeln der Bäume; mit dem Stock stach man glatt einen Meter tief ein. Ich sammelte für Mildbraed einige sehr hübsche Pflanzen, meist epiphytische Gewächse, Begonien in mehreren Arten und eine gelbe Utricularia, auch Moose und Flechten, mit denen die Bäume reichlich behangen waren.

Um 3 Uhr war ich bereits wieder im Lager und mit allem fertig. Das wichtigste war für mich, daß ich mit dem Gewonnenen sehr zufrieden sein durfte. Ich war in sehr gehobener Stimmung, als ich am nächsten Morgen den Rückmarsch auf Sogebasam antrat. Nicht weniger gut gelaunt waren meine Leute, die wußten, daß die „Kraxelei" nun ein Ende hatte; ihnen war die Erholung wirklich zu gönnen, denn viele von ihnen waren, genau wie ich, nur noch Haut und Knochen.

Wir hatten von Sogebasam zunächst noch weiter in Richtung auf die Küste, und zwar bis nach Asan, zu marschieren. Hier mußte ich mir darüber schlüssig werden, ob ich den Weg über Kampo und von da längs der Küste bis Kribi wählen sollte, oder den Pfad quer durch die Küstenebene über N'goën auf den Lobefluß zu. Jener war aus begreiflichen Gründen sehr verlockend, dieser aber unstreitig lohnender, zumal das Gebiet, durch das er führte, noch sehr schlecht bekannt und topographisch noch gar nicht aufgenommen war.

Das Wetter war jetzt, gegen Ende des Monats, von gelegentlichen kleineren Regenfällen abgesehen, im allgemeinen sehr günstig. Es war ein ausgesprochenes Trockenzeitwetter, so daß auch in dieser Hinsicht alles dazu angetan war, daß sich meine tüchtig mitgenommenen Träger wieder erholen konnten. Schon in Asan waren sie bereits wieder so frisch, daß der Rest des Marsches für sie nur noch eine Spielerei sein konnte.

Es war eine nur unmerklich gewellte Ebene von 60 bis 100 Meter absoluter Höhe, durch die wir jetzt zogen. Selten nur war sie unterbrochen von einer vereinzelten, unscheinbaren, inselbergartigen Erhöhung, einem der letzten weit hinausgeschobenen Vorposten des Berglandes.

Fast durchweg marschierten wir im Schatten eines prachtvollen lichten Urwaldes, der leider durch die Ungunst der Jahreszeit vollkommen tot und ausgestorben dalag. Ich mußte jedoch froh sein, daß die für den Sammler ungünstige Jahreszeit gerade in diesen Gebieten nicht zu unterschätzende Vorteile hatte; denn weite, mit Sumpfland bestandene Partien, die wir zu passieren hatten, wären zur Regenzeit sicherlich ganz ungangbar gewesen.

Zu meiner Überraschung führte der Weg, der übrigens manchmal die tollsten Rösselsprünge machte, desto mehr nach Osten, je weiter wir auf ihm vordrangen, so daß wir uns immer mehr von der Küste entfernten. Ehe wir den großen Ort Angali erreichten, wurde, anfangs nur undeutlich, dann immer lauter, das Rauschen des Lobe hörbar, der nach der Behauptung einiger meiner Leute mit dem Kom identisch sein sollte. Als ich am 28. Juli bei Akom, einer kleinen Bule-Diaspora, meine Karawane mittels zweier Kanus über den Lobe setzen ließ, waren wir bereits wieder sehr weit von der Küste entfernt, da seit Afan zwei sehr tüchtige Tagemärsche hinter uns lagen.

Auf dem rechten Ufer des Lobe begann ein ungeheures, jetzt freilich trocken liegendes Überschwemmungsgebiet, das, wie mir des Weges kundige Leute sagten, am Ende der Regenzeit bis zu 2 Meter unter Wasser stehen sollte. Jetzt war der Weg auf dieser Strecke infolge seiner durchaus ebenen Beschaffenheit sehr bequem, nur eine fabelhafte Menge von Glossinen wirkte recht störend. Auch nach Überschreitung des Lobe führte der Weg immer noch in mehr östlicher Richtung weiter, und erst nach Passierung des Niëte bekam der Kurs eine westliche Richtung.

Zum Teil mag der auffällige Umweg auf die schwierige Passage des Niëte zurückzuführen sein, der selbst in der Trockenzeit ein recht übles und obendrein viele Krokodile bergendes Gewässer ist.

Das Überschreiten des Flusses an seiner schmalsten Stelle verursachte mir einige recht peinliche Augenblicke. Über den durch Felsen auf knapp 10 Meter eingeengten Fluß war wieder der obligate Baumstamm gelegt, der diesmal gerade in der Mitte eine fatale Krümmung nach unten besaß. Trotzdem Kerben in den glatten Stamm geschlagen

waren, merkte ich plötzlich, daß meine glatt polierten Stiefelsohlen nicht den richtigen Halt mehr finden konnten; ich war daher an dieser kritischen Stelle genötigt, mich zu dem schwierigen Übergang in den Reitsitz zu entschließen, unter mir den tiefen Strudel, der mit rasender Gewalt dahinschoß! Mit aller Willensanstrengung bezwang ich ein plötzlich auftretendes Schwindelgefühl und rutschte hinüber. Nachdem ich geborgen war, kam die Sorge für meine Lasten, denn angesichts dieses Übergangs geriet auch die affenartige Kletterfertigkeit meiner Leute zum Teil ins Schwanken, weil jeder sich sagte, daß alles, was in diesen Strudel hineinfiel, unrettbar verloren war. Einige der Leute gingen aber mit der gleichgültigsten Miene von der Welt hinüber.

Mit Überschreitung des Niéte waren wir abermals in altem Kulturland angelangt, das streckenweise wieder durch ein fürchterliches Aframomumdickicht kenntlich war. Die größeren Urwaldstrecken lagen damit endgültig hinter uns. In einer Beziehung war mir das nicht erwünscht, denn einer der Hauptgründe, warum ich den Weg durch den Urwald der Küstenebene gewählt hatte, war die Möglichkeit, hier nochmals mit den Bagielli, den Zwergen, zusammenzustoßen, bei denen ich unter allen Umständen nochmals vergleichende Sprachstudien anstellen wollte.

Ich hatte mit größter Sorgfalt überall Umfragen angestellt; dabei hatte mir unter anderem der Kukuma von Angali hoch und teuer geschworen, es seien überhaupt keine Bagielli mehr in seiner Gegend, alle seien mehr nach der Küste zu gewandert. Ich hörte nachträglich, daß gerade der Angalihäuptling der einzige gewesen sei, der alle meine Wünsche bezüglich der Zwerge hätte erfüllen können, weil just zur Zeit meiner Anwesenheit in jenem Dorfe ganze Horden von Pygmäen für Angali Elefanten gejagt hätten. Mir blieb nichts übrig, als mich mit der Tatsache dieser frechen Lüge abzufinden. Zufällig traf ich unterwegs einen andern, von Kribi kommenden Häuptling, der mir sagte, einer seiner Freunde aus dem nächsten großen Buledorfe habe ein Bagielliweib gekauft, denn solche Weiber seien als Frauen sehr gesucht, da ihre Kinder Krankheiten gegenüber sehr widerstandsfähig seien.

Nach mancherlei Umständlichkeiten wurde mir denn auch des Abends in meinem Lager bei Anjök die fragliche Pygmäenfrau vorgestellt, die übrigens nichts von der Schüchternheit ihres Volkes zeigte. Einige Fragen bewiesen mir, daß diese Frau nicht ein Wort von der Sprache der Pygmäen kannte, was ich wenige Tage später in Kribi auch bei anderen Vertretern dieses Volkes feststellen konnte; sie verstand lediglich Mabea. Auch die Leute des Dorfes bestätigten mir, daß die Küsten-Bagielli ausnahmslos nur die Sprache der umwohnenden Bantustämme verstünden.

Von nun an ging es in beschleunigtem Tempo der Küste zu. Am 30. Juli quartierten wir uns in N'kolumbunde ein, am Fuße des mit Urwald bedeckten Nanga, des berühmten, allen Schiffskapitänen wohlbekannten Elefantenberges. Der Nanga empfing uns aber nicht gerade mit freundlichem Gesicht, denn er war bei unserer Ankunft dicht in Wolken gehüllt, die Guß auf Guß zur Erde sandten.

Ich wollte den Nanga besteigen, um von ihm aus nochmals einen Überblick über das hinter mir liegende Bergland zu gewinnen, mochte aber auch keine Zeit verlieren, und ich unterrichtete mich daher noch am Nachmittag meiner Ankunft in N'kolumbunde über die Möglichkeiten des Aufstiegs. Da der Nanga schon oft von Europäern bestiegen worden war, konnte mich der Häuptling des Dorfes bald über das nötigste informieren, wobei er gleich betreffs des zwei Mark betragenden Führerlohnes „akkordierte" und damit bewies, daß in N'kolumbunde bereits der Anfang zu einer Fremdenindustrie gemacht war.

Als ich mich am nächsten Morgen frühzeitig auf den Weg machte, um den Berg zu besteigen, hörte ich lautes Tuten, das Tuten eines Dampfers, das durch den dichten Nebel so deutlich herüberklang, als befände man sich unmittelbar an der See. Meine Togojungen, die sozusagen am Meeresstrand groß geworden waren, befanden sich in begreiflicher Aufregung, und auch in mir rief dieser erste Laut von der Küste Erinnerungen wach an all das, was jetzt genau ein Jahr zurücklag!

Der Aufstieg durch das nasse Unterholz und an den steilen Glimmerschieferhängen war zwar infolge der vorhergegangenen Regengüsse nicht angenehm, aber immerhin eine Spielerei gegen die Bergpartien,

Lobe-Wasserfall an der Batangaküste.
Aquarell von E. M. Heims.

die hinter mir lagen. Der Nanga, der bereits eines der Kennzeichen „beliebter Ausflugsorte" besaß, nämlich Bäume mit den eingeschnittenen Namen seiner Besucher, ermöglichte mir vor allem nochmals einen Ausblick nach rückwärts. Von ihm aus warf ich den letzten Blick über das Bergland fern im Osten und Südosten; auch der N'kolumbembe zeigte sich nochmals in seinen massigen Konturen, er wirkte von hier aus fast noch mehr als aus größerer Nähe.

Noch am selben Tage setzten wir den Marsch fort. Nachdem wir den Lobefluß zum zweiten Male überschritten hatten, befanden wir uns in dem ungemein einförmigen Kulturlande der Mabea, des weit von Osten her eingewanderten Volkes, das stellenweise sogar durch die Bauart seiner langgestreckten Häuser seine früheren Beziehungen zu den Kunabembe und anderen Kongovölkern nicht zu verleugnen schien.

Im Dorfe Sabane, dem letzten Quartier vor Kribi, war nachts bereits deutlich das Rauschen der Meeresbrandung vernehmbar. Ich muß gestehen, daß ich diese letzte Nacht in Erwartung der Ereignisse des kommenden Tages wenig geschlafen hatte. Es ist doch ein eigenes Gefühl, wenn man nach langen Wanderungen im Innern eines halbwilden oder wilden Landes zum ersten Male wieder das Meer sieht, die Verbindung mit der übrigen Welt, mit der Heimat!

Als wir endlich an dem blendenden Strande der Batangaküste standen, blickten diejenigen meiner Leute, die das Meer noch nie gesehen hatten, mit halb ungläubigen Gesichtern auf die weite endlose Fläche und mit einem Gemisch von Wonne und Gruseln ließen sie sich den Schaum der den Sand hinaufeilenden Wogen über die Füße laufen. Bei der Kirche der katholischen Mission in Groß-Batanga schloß ich meine Routenaufnahmen und damit meine Arbeiten auf dem Kontinent ab. Nachdem ich Pater Schwab begrüßt hatte, eilte ich auf der sonnigen, längs der Küste führenden Straße meinen Leuten nach, die bereits dabei waren, in den von der Regierung unterhaltenen Booten über die kleine Bucht zu setzen, in deren innerstem Winkel der Lobefluß mit weithinleuchtenden Fällen über die Felsen direkt ins Meer stürzte (s. bunte Tafel).

In Zeit von einer Stunde waren alle Lasten auf dem andern Ufer, und wenig später begrüßte ich in dem gastlichen Hause des Bezirksamtmanns Dr. Schürmann in Kribi meinen Gefährten, der gerade beim Ordnen seiner reichen botanischen Schätze war.

Mildbraed war nicht weniger zufrieden mit seiner Ausbeute wie ich. Er hatte vor allem bei Fenda ein dankbares Gebiet seiner Tätigkeit gefunden; westlich dieses Platzes war er auf eine scharf ausgeprägte Florengrenze gestoßen, deren Vorhandensein auch mir bei dem Dorfe Okoa im N'tum-Gebiete, wenn auch nicht so deutlich, aufgefallen war.

In den kommenden Tagen gab es wiederum viel zu tun. Die Träger mußten entlohnt und entlassen werden, die neuen Sammlungen waren zu verpacken, und alle die großen Kisten, die unsere im letzten Halbjahr zusammengetragenen Schätze enthielten, harrten der Absendung in die Heimat. Hierbei war uns Herr Rona von der G. S. K. in der freundlichsten Weise behilflich. Zudem mußten die umständlichen Formalitäten erledigt werden, welche die Reise unserer Boys nach den Guinea-Inseln erforderte; auch mit den Zollbehörden war manches zu verhandeln, das sich nicht kurz und schmerzlos in wenigen Minuten erledigen läßt. Aber wir fanden auf allen Seiten bereitwillige Unterstützung und liebenswürdiges Entgegenkommen, so daß uns die vielseitigen Arbeiten sehr erleichtert wurden.

Im Freien war es jetzt wenig gemütlich, denn Tag für Tag rauschten mit zunehmender Heftigkeit schwere Regengüsse nieder. Um so behaglicher war es im Hause unsers liebenswürdigen Gastfreundes, und die fröhlichen Abende, die wir zu dritt auf der breiten Veranda des Bezirksamts zubrachten, wurden zu Erinnerungen, die mein Gefährte und ich uns seitdem oft mit Vergnügen ins Gedächtnis zurückgerufen haben.

Kribi bedeutete einen glücklichen Abschluß unserer Tätigkeit auf dem Festlande Afrikas. Jetzt lag der letzte Teil unserer Aufgabe vor uns, die Forschungsarbeit auf den spanischen Guinea-Inseln!

Fünfundzwanzigstes und sechsundzwanzigstes Kapitel.

Fernando Poo und Annobon.

Von Dr. J. Mildbraed.

O-Wassa mit dem großen calderaartigen Einbruch, von Santa Isabel aus gesehen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Fernando Poo.

Geschichtliches. Die Hauptstadt und der Pik.

Als die Expedition Hamburg verließ, stand ein Besuch der Guinea-Inseln noch nicht in dem Reiseplan. Ein Zufall fügte es, daß für die nach Südkamerun bestimmte Abteilung als Abschluß ihrer Tätigkeit ein Aufenthalt auf diesen Inseln vorgesehen wurde. Mit uns machte nämlich Herr Krull, Vertreter der deutschen Firma E. H. Moritz auf Fernando Poo, die Reise, und, um ihn zu landen, lief die „Eleonore Woermann" ausnahmsweise Santa Isabel an. Während des kurzen Aufenthalts dort gewann der schon in Gesprächen an Bord entstandene Plan festere Gestalt, und als wir auf der Fahrt von Kamerun zur Kongomündung den Umweg über São Thomé machten und dort bedeutende Eindrücke von den großartigen Pflanzungsbetrieben sowohl wie von der unberührten Natur des Landes gewannen, da stand der Entschluß fest, den Inseln, wenn irgend angängig, noch einen längern Besuch abzustatten. Wir haben diesen Entschluß nie bereut, wenn auch Ungunst der Witterung und schlechte Verkehrsverbindungen bei beschränkter Zeit nicht gestatteten, alle unsere Pläne zur Ausführung zu bringen. Nach dem langen Aufenthalt in dem Kameruner Urwald, der zwar dem Fachmann reiche Ernte bot, aber

selten den Menschen im Reisenden befriedigte, gaben uns Fernando Poo und Annobon Eindrücke, die alle Schwierigkeiten vergessen machten und in der Erinnerung zurückleuchten wie der Kiwusee in Ostafrika und seine Vulkanriesen auf unserer ersten Expedition.

Fernando Poo liegt vor Kamerun ähnlich wie Sansibar vor Deutsch-Ostafrika. Während aber dieser Name in unserer Kolonialgeschichte nur zu bekannt ist, weiß man in Deutschland in weiten Kreisen von der „Perle des Guineagolfes" kaum mehr als den Namen. Selbst vielen Kamerunern ist sie eine terra incognita geblieben, obgleich die Entfernung von Victoria nach der Hauptstadt Santa Isabel kaum 60 Kilometer beträgt. Die Insel ist wieder in Vergessenheit zurückgesunken; um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, in ihrer englischen Zeit, war sie der Stütz- und Ausgangspunkt der Unternehmungen gegen den Sklavenhandel und der Nigerexpeditionen, und als solcher wohl bekannt.

Im Jahre 1472 (oder 1471) entdeckte der portugiesische Kapitän Fernão do Poo in der Bucht von Biafra ein Eiland, das er wegen seiner tropischen Üppigkeit und Schönheit „Formosa" nannte, ein Name, der später in den des Entdeckers abgeändert wurde. Die portugiesische Herrschaft hat keine Spuren hinterlassen; ihre Bestrebungen waren hauptsächlich auf Sklavenraub gerichtet, und die eingeborenen Bubi, die solchen Handel ihrem ganzen Charakter nach als unwürdig empfinden mußten, zogen sich in ihre Berge und Wälder zurück und vertrieben auch wohl die „weißen Teufel", wenn diese an ihrer Küste landen wollten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die noch heute auffallend starke Europäerscheu der Bubi in dunkeln Erinnerungen an jene ferne Zeit ihren Grund hat. Im Jahre 1777, nach einer andern Angabe 1778 (vgl. v. Klöden, Afrikanische Inseln [Berlin 1871]) kam Fernando Poo durch Tausch an Spanien. Eine stattliche Expedition wurde ausgeschickt, um die Insel in Besitz zu nehmen. Der Führer Graf Argelejos starb bald, nachdem er sein neues Reich betreten hatte. Das Fieber richtete unter den Ansiedlern die größten Verheerungen an, und die Unzufriedenheit stieg so weit, daß eine Meuterei ausbrach.

Die Empörer nahmen den Hauptmann Primo de Rivera gefangen und verließen das Land, das ihnen so ungastlich schien. Seitdem kümmerte sich Spanien lange Zeit hindurch gar nicht mehr um die Insel. Wohl aber erkannten englische Schiffskapitäne den Wert ihrer Lage, ihrer Häfen und ihres guten Trinkwassers, und die englische Regierung beschloß 1827, Fernando Poo zum Ausgangpunkt der Unternehmungen gegen den Sklavenhandel zu machen. Clarence Town, das heutige Santa Isabel, wurde gegründet, und die auf den gekaperten Sklavenschiffen befindlichen Negersklaven wurden dort angesiedelt. Es scheint, daß Spanien nur schwach protestierte; zeitweilig räumten die Engländer zwar die Insel und ließen nur einen Konsul dort zurück, 1839 aber versuchten sie, sie durch Kauf ganz in ihren Besitz zu bringen. Das Angebot von 60000 Pfund Sterling scheiterte aber an dem Nationalstolz der spanischen Cortes. Doch bestand der englische Einfluß ruhig weiter; der englische Konsul Beecroft war gleichzeitig spanischer Gouverneur! Ihm folgte der Holländer Lynslager. Die Expeditionen, die von Zeit zu Zeit von Spanien entsandt wurden, hatten keine große Bedeutung; erst 1858 wurde ein Spanier als Gouverneur eingesetzt. Seitdem steht die Insel wirklich unter spanischer Verwaltung. Doch war der englische Einfluß so nachhaltig, daß noch 1886 Oskar Baumann das Wort bestätigt fand, in Fernando Poo sei alles englisch mit Ausnahme der Regierung. Jetzt ist das freilich anders geworden, besonders seit die spanische Mission „del immaculado corazon de Maria" zahlreiche Niederlassungen in allen Teilen der Insel errichtet hat. Von seiten des Gouvernements ist manches geschehen, doch haben viele seiner Maßnahmen keine Früchte getragen, da wiederholt kostspielige Unternehmungen ins Werk gesetzt wurden, die teils von Anfang an verfehlt waren, teils aus Mangel an Interesse und Ausdauer scheiterten. Was ein Gouverneur mit großem Eifer begann, wurde vielleicht unter seinem Nachfolger einfach vergessen. Diesen Mangel an Stetigkeit beklagt auch der Bischof Coll in seinem Buch über Fernando Poo.

Vieles ist jedenfalls noch zu tun. Wege im Sinne von brauch-

baren Verkehrsstraßen stehen nur auf dem Papier, und die beiden Regierungsdampfer „Annobon" und „Corisco" sind in einem solchen Zustand, daß man sich wundert, wie sie überhaupt noch den Betrieb aufrecht erhalten können. Auch hat es die Regierung gar nicht verstanden, Einfluß auf die eingeborenen Bubi zu gewinnen und vielleicht auf diesem Wege die Arbeiterfrage der Lösung näher zu bringen. Der Arbeitermangel ist das größte Übel, an dem Fernando Poo krankt, und wenn ihm nicht abgeholfen wird, ist es nicht möglich, die natürlichen Reichtümer der Kolonie auszunutzen. Ob aber in dieser Hinsicht unter spanischer Herrschaft Besserung eintreten wird, ist sehr fraglich.

Die englische Zeit erwies sich auch besonders fruchtbar für die Erforschung der Insel. Der Marineleutnant Badgley führte die erste Küstenaufnahme durch, auf welche alle späteren Karten aufgebaut sind. Der Bericht der großen Nigerexpedition des Jahres 1841 von Kapitän William Allen und Dr. Thomson enthält sehr ausführliche Mitteilungen über die Bubi, die vorwiegend auf die zuverlässigen Angaben Beecrofts gegründet sind. Der Zoologe der Expedition, Frazer, legte wertvolle Sammlungen an. Der Botaniker, ein Deutscher, Dr. Theodor Vogel, kam leider schon als Schwerkranker auf die Insel und erlag bald dem Fieber. Neben ihm ruht Kapitän Bird Allen; in Santa Isabel ist auch Richard Lander begraben, dessen kühne Fahrt ins Ungewisse in einem kleinen Boot den untern Niger hinab das Rätsel dieses Stroms und damit eines der größten Probleme afrikanischer Geographie löste. So kann man Fernando Poo als den Friedhof der Nigerexpeditionen bezeichnen. Aber nicht die Einfahrt in Clarence Cove (die Bucht von Santa Isabel) nannten die Matrosen „the gate of the cemetery" (das Kirchhofstor), sondern die Mündung des Nun-Armes des Niger; in den Sümpfen dieses Flusses holten sie sich den Todeskeim, und Port Clarence bot ihnen nur eine Stätte für die letzte Ruhe. So erklärt es sich zum Teil, daß die Insel in den gänzlich unberechtigten Ruf eines mörderischen Klimas gekommen ist.

198. Blick über den Hafen von Santa Isabel auf die Punta Fernanda. (S. 307.)

199. Mit Epiphyten bewachsener Baum im Bergwald, oberhalb Basilé. (S. 314.)

200. Stück eines Astes mit Epiphyten. (S. 314.)
Einzelbild aus der obern Abbildung.

Der englische Konsul Beecroft erstieg 1843 zuerst den Pik, ihm folgte 1860 der Botaniker Gustav Mann, ein Deutscher in englischen Diensten, dessen Name in der Erforschungsgeschichte von Fernando Poo wohl an erster Stelle genannt zu werden verdient. Er sollte als Nachfolger Barters zu Baikies Nigerexpedition stoßen, konnte diese aber nicht erreichen und widmete sich mit größtem Eifer dem Studium der Guinea-Inseln und des gegenüberliegenden Festlandes. Fünfmal erstieg er den Clarence Peak (Pico de Santa Isabel) und bezwang auch den großen Kamerunberg und die Hochgipfel von São Thomé und Principe. Auf Grund seiner Sammlungen konnte der berühmte Botaniker Sir Joseph Hooker seine Übersicht über die Pflanzen der gemäßigten Regionen des Kamerungebirges und der Inseln in der Bucht von Benin veröffentlichen und die überraschende Verwandtschaft klarlegen, die diese Flora mit der der so weit entfernten Gebirge Abessiniens hat, zu einer Zeit, als man noch nichts wußte von der Vegetation des Kilimandscharo und der anderen Hochgebirge Innerafrikas. 1863 bestieg auch der Forschungsreisende Burton den Clarence Peak, nachdem er mit Mann zusammen auf dem Kamerunberg gewesen war. Im Jahre 1861 erreichte der spanische Kommissar Julian Pellon den Gipfel. Er stellte wissenschaftlich brauchbare Beobachtungen an und entwarf eine Karte der Insel, die in manchen Einzelheiten richtiger ist als die von Oskar Baumann. Dieser österreichische Forscher, der sich später durch seine Reisen in Usambara und im ostafrikanischen Zwischenseengebiet, besonders durch die vermeintliche Entdeckung der Nilquelle, einen Namen gemacht hat, besuchte Fernando Poo Ende 1886, nach dem Abschluß seiner Arbeiten bei der österreichischen Expedition im Kongostaat. Er marschierte von Santa Isabel an der Westküste entlang nach San Carlos, bestieg die Cordillera, durchquerte die Insel bis zur Bucht von Concepcion und erreichte unter mancherlei Schwierigkeiten auch das Dorf Mokas, des Oberhäuptlings der Bubi. Sein Buch: „Fernando Poo und die Bube" (Wien 1888) ist sehr anziehend geschrieben und enthält besonders wertvolles ethnographisches Material.

1894 stattete der portugiesische Naturforscher Newton der Insel einen flüchtigen Besuch ab, bestieg aber den Pik.

Der deutsche Geologe Dr. Esch, der Erforscher des Kamerungebirges, war 1899 in Fernando Poo und erreichte ebenfalls den Gipfel, hat aber meines Wissens nichts darüber veröffentlicht.

In neuerer Zeit haben besonders die spanischen Missionare zur Erweiterung der Landeskunde beigetragen; sie entdeckten z. B. die Kraterseen Lago de Moka, Lago Loreto im Süden und den Lago Claret im Südwesten auf einer Terrasse des Piks, sowie die kohlensäurehaltigen Quellen; auch um die Ethnographie der Bubi und die Erforschung ihrer Sprache haben sie sich verdient gemacht. Die „Segunda Memoria de las Misiones de Fernando Poo" des Bischofs Armengol Coll (Madrid 1899) enthält manches wertvolle Material.

Eines sei hier noch hervorgehoben: Wenn auch die Insel wiederholt von wissenschaftlich geschulten Reisenden besucht worden ist, so waren es doch meist nur flüchtige Visiten, und von einer gründlichen Kenntnis kann noch keine Rede sein. Nicht einmal die wichtigsten topographischen und geologischen Züge sind ausreichend bekannt. Die Erforschung von Fernando Poo ist noch immer eine ungelöste, aber höchst dankenswerte Aufgabe, namentlich im Rahmen eines vergleichenden Studiums aller Guinea-Inseln. Dazu gehört allerdings eine besondere Expedition, die nur diesem Zwecke dient; sie würde wichtigere Ergebnisse bringen und mit weit geringeren Mitteln sich durchführen lassen als manche große Landreise auf dem Kontinent.

Am 7. August fuhren wir mit dem Kameruner Regierungsdampfer „Herzogin Elisabeth" von Kribi nach Duala. Dort gingen wir an Bord des Woermann-Dampfers „König", der sonst auf der Ostafrika-Linie verkehrt, um in Victoria den Anschluß an den kleinen spanischen Dampfer zu erreichen, der am 9. jeden Monats wegen der Post herüberkommt. Da sich die Abfahrt des „König" aber etwas verzögerte, wandten wir uns an das Gouvernement in Buea, das uns die „Herzogin Elisabeth" bereitwilligst zur Überfahrt nach Fernando Poo zur Verfügung stellte. Am Nachmittag des 10. August liefen wir in

die Bucht von Santa Isabel ein, gerade als ein von weitem recht schmuck aussehendes spanisches Fahrzeug den Hafen verließ. Wie wir später erfuhren, war es die „Corisco" mit dem Gouverneur an Bord, der sich nach dem gleichfalls seiner Verwaltung unterstellten spanischen Guinea begeben wollte.

Santa Isabel, die von den Engländern gegründete älteste Niederlassung und die Hauptstadt von Fernando Poo, erfreut sich einer ebenso vorteilhaften wie landschaftlich schönen Lage. Wer die trostlosen Landungsverhältnisse an der westafrikanischen Festlandsküste kennt, erlebt eine große Überraschung bei der Einfahrt in den Hafen von Santa Isabel. An 30 Meter hohe, trotz ihres steilen Abfalls von üppig wuchernder Vegetation bedeckte Wände umschließen im Halbrund das stille Wasserbecken; im Hintergrund erhebt sich der Steilrand des Plateaus, auf dem die Stadt liegt, zur Linken gegen Osten das schmale, weit vorspringende, vom Wasser schon stark unterwaschene Vorgebirge der Punta Fernanda (Abb. 198), die auf ihrer Spitze einen kleinen Leuchtturm trägt, zur Rechten ein ähnliches Kap, das sich in zwei kleinen Inseln fortsetzt. Das Ganze stellt einen vom Meer erfüllten Krater dar; sein innerer, landeinwärts gekehrter Rand erhebt sich kaum merklich über das flache Vorland, das erst in größerer Entfernung von der Küste sehr allmählich zum Pik aufsteigt. Die Punta Fernanda und die kleinen Inseln sind Reste der alten Kraterumwallung, die im Nordwesten völlig zerstört und abgesunken ist.

Von der Landungsbrücke im Hintergrund der Bucht führt der Weg an dem steilen Hang schräg empor, zuletzt über ein paar Treppenstufen auf die mit bescheidenen, aber blütenreichen gärtnerischen Anlagen geschmückte Plaza. Auf drei Seiten ist sie von Gebäuden umgeben; gegen das Meer wird sie hart am Rande des Steilabfalls von einer niedrigen steinernen Balustrade abgeschlossen. Von der Plaza gehen mit ihren Rändern gleichlaufend die rechtwinklig sich schneidenden, zum Teil mit einem Bürgersteig versehenen Straßen aus. Die Häuser stehen meist ohne Vorgärten und ohne Zwischenräume dicht

nebeneinander, so daß der Eindruck geschlossener Straßenzüge entsteht. Die meisten Gebäude sind recht einfach, in der Regel zweistöckig, entweder ganz aus Holz gebaut oder aus einem steinernen Unterbau und einem hölzernen Oberstock bestehend, um den fast stets eine Veranda läuft. Die einheitliche Bauart, der dichte Zusammenschluß um einen Mittelpunkt, die Plaza, rufen, so bescheiden alles auch bei näherem Zusehen ist, viel mehr den Eindruck einer „Stadt" hervor, als es andere weit bedeutendere Orte an der Westküste Afrikas vermögen, z. B. das weitläufige und unübersichtliche Duala. Das Gefühl der Enge, das durch die Geschlossenheit der Anlage entstehen könnte, kommt wegen der geringen Ausdehnung nicht auf; man sieht immer das Meer oder den Pik oder am Ende der Straßen zwischen den sich lichtenden Häusern und Hütten das üppige Grün tropischer Pflanzenwelt.

Wir fanden in Santa Isabel die gastlichste Aufnahme in dem deutschen Hause Moritz, wo wir Herrn Krull und die übrigen Herren, die wir bei unserm flüchtigen Besuch auf der Ausreise kennen gelernt hatten, wieder begrüßen konnten. Auch einer der Inhaber, Herr Edgar Moritz aus Hamburg, war gerade anwesend und hieß uns auf das liebenswürdigste willkommen. Wir sind ihm zu größtem Dank verpflichtet, denn ohne seine und seiner Herren Unterstützung hätten wir ziemlich unverrichteter Dinge wieder abziehen müssen. Schwierigkeiten gab es nämlich mehr, als wir geahnt hatten. Die Jahreszeit war wegen der schweren Regen sehr ungünstig, und Träger waren bei dem Arbeitermangel, der sich jetzt, zur Haupterntezeit in den Kakaofarmen, doppelt fühlbar machte, um keinen Preis zu haben. Wenn uns nicht Herr Moritz Leute zeitweise zur Verfügung gestellt hätte, wären wir von der Küste gar nicht fortgekommen.

Wir besuchten zunächst den stellvertretenden Gouverneur Julio Pantoga, den militärischen Oberbefehlshaber. Er gab uns ein Empfehlungsschreiben an die Regierungsbeamten und gestattete, den größten Teil unserer Waffen und Munition, deren wir unserer Sammlungen wegen nicht entraten konnten, einzuführen; die Zollbestimmungen sind in diesen Dingen außerordentlich scharf. In einem Punkte erklärte er

201. Höhenwald mit Baumfarnen oberhalb der Schutzhütte am Pik von Santa Isabel. (S. 315.)

202. Bachſchlucht im Bergurwald am Pik von Santa Iſabel. (S. 317.)

aber uns nicht entgegenkommen zu können, da die Entscheidung allein bei dem Gouverneur stände. Da die Regenzeit erst Ende November aufhört, wollten wir nämlich zunächst die andern Guinea-Inseln besuchen. Die einzige Verbindung wird durch einen kleinen spanischen Dampfer vermittelt (meist ist es die „Annobon"), der zweimal im Monat wegen der Post nach Principe fährt. Alle zwei Monate, der nächste Termin war der 2. September, wird auf dieser Linie auch Annobon besucht, und zwar fährt der Dampfer direkt dorthin. Principe wird auf der Rückfahrt angelaufen, São Thomé wird fahrplanmäßig überhaupt nicht berührt. Wir wollten nun den Gouverneur bitten, den Dampfer, der am 18. September nach Principe in See geht, bis Annobon weiterfahren zu lassen, damit er uns von dort abholte und nach São Thomé brächte. Von da wären wir ohne Schwierigkeiten mit einem portugiesischen Fahrzeug nach Principe gekommen und hätten dort alle zwei Wochen Gelegenheit gehabt, nach Fernando Poo zurückzukehren. Alle durch die Änderung des Fahrplans entstehenden Unkosten erklärten wir uns zu tragen bereit. Don Julio Pantoga wollte aber die Verantwortung nicht übernehmen, und als wir ihn baten, dem Kapitän Anweisung zu geben, uns eventuell von Annobon gleich wieder mitzunehmen, falls uns der Aufenthalt dort nicht lohnend erschiene und auf der Rückfahrt in São Thomé abzusetzen, erklärte er auch zu dieser unbedeutenden Änderung des Fahrplans nicht in der Lage zu sein. Wir schlossen daraus, daß der Gouverneur Angel Barrera, ein recht energischer Herr sein müsse; jedenfalls hatte seine Abreise nach dem Festland kurz vor unserer Ankunft empfindliche Störungen in unseren Reiseplänen zur Folge.

Ein zweiter Besuch galt dem geistlichen Oberhaupt der spanischen Besitzungen im Golf von Guinea, dem greisen Bischof P. Armengol Coll. Er unterhielt sich mit uns sehr liebenswürdig und lebhaft und gab uns Empfehlungen an die Missionsstationen auf Fernando Poo und Annobon.

Am 10. August waren wir angekommen, am 2. September ging erst der Dampfer nach Annobon. Diese Zeit galt es auszufüllen. In

der nähern und weitern Umgebung von Santa Isabel hat die ursprüngliche Vegetation den Kakaopflanzungen weichen müssen, für den Botaniker war also hier nichts zu holen. Unberührten Wald gibt es erst oberhalb der Missionsstation Basilé, die etwa 6 Kilometer landeinwärts zwischen 400 und 500 Meter Höhe an den Hängen des Piks liegt. Hierhin verlegte ich am 14. August mit Arbeitern des Herrn Moritz mein Lager. Der Weg führt zunächst auf eine weite Strecke ohne Steigung durch Kakaopflanzungen; schöne Mangobäume beschatten ihn. Die Gleise einer Feldbahn liegen darauf; sie sind aber von Gras überwuchert und scheinen nicht mehr benutzt zu werden. Der Draht einer Telephonleitung lag streckenweise zerrissen am Boden.

Die Kakaopflanzungen waren teils in gutem Zustand, teils ziemlich verwachsen. Die Früchte zeigten vielfach Braunfäule. Diese Krankheit scheint mir durch zu starke Beschattung begünstigt zu werden. In einem so feuchten Klima, wie Fernando Poo es hat, gedeiht der Kakao, vielleicht vom Pflänzlingsstadium abgesehen, am besten ohne Schattenbäume auf leicht hügeligem Gelände, wo eine schwache Brise für Durchlüftung sorgt. Starke Seewinde dürften allerdings nicht vorteilhaft sein und müßten durch Schutzwaldstreifen gebrochen werden.

Allmählich steigt der Weg, und auf der letzten Strecke kurz vor Basilé geht es schon ziemlich steil empor. Man sieht, daß der Kakao nicht mehr recht gedeihen will. Höher als 400 Meter ihn anzupflanzen ist zwecklos, da von hier ab schon die kühlere Bergluft weht, die dem Kinde des warmen Urwaldes nicht zusagt. Gerade in der Region, wo der Kakao nicht mehr recht fortkommt, findet ein anderes Gewächs offenbar die günstigsten Lebensbedingungen, das Elefantengras (Pennisetum cf. Benthami). In der Übergangszone zwischen dem feuchtwarmen untern Tropenwald und dem temperierten Gebirgswald schießt dieses Gras überall da üppig empor, wo der ursprüngliche Baumwuchs zerstört ist. Da in der Höhe zwischen 300 und 600 Metern die meisten Eingeborenendörfer liegen, so umzieht an vielen Stellen ein frischgrüner Gürtel des 4 bis 5 Meter hohen Riesengrases weithin sichtbar die Berghänge, und man kann mit

Oskar Baumann von einer besondern Graszone sprechen. Man darf aber nicht vergessen, daß sie an den meisten Stellen erst durch den Eingriff des Menschen geschaffen ist. Es sei schon hier darauf hingewiesen, daß das klimatisch bedingte „Grasland", die „Hochweiden" in der Gipfelregion des Pik, und auch das Grasland von Moka einen ganz andern Charakter tragen.

Basilé wurde in der Nähe eines gleichnamigen Bubidorfes 1892 wegen seines gesunden, erfrischenden Klimas als Platz für die Ansiedelung spanischer Kolonisten gewählt. Bald wurde dort auch eine Missionsstation gegründet und eine Kaserne für spanische Marineinfanterie errichtet. Später erbaute ein Gouverneur sich dort einen Sommersitz. Der Ort fordert unwillkürlich zu einem Vergleich mit der Höhenresidenz des Kameruner Gouvernements, mit Buea, heraus, und der Vergleich fällt sehr zu ungunsten der deutschen Niederlassung aus. Die Wolkenbänke schneiden nämlich auch in der Regenzeit fast immer noch oberhalb Basilé ab, so daß die Aussicht auf Santa Isabel und das Meer meist frei bleibt, während Buea, das beinahe 1000 Meter hoch liegt, mehrere Monate hindurch oft tagelang von triefenden Nebeln eingehüllt ist. Wie dies auf die Stimmung wirkt, braucht nicht erst auseinandergesetzt zu werden; man sagt, daß in dieser Zeit mißgestimmter Bureaukratismus seine schönsten Blüten treibe.

Ich schlug das Zelt über den Häusern des Ortes in der Nähe der Kaserne auf. Dieses „Cuartel" ist ein auf Pfeilern ruhendes, sehr großes Gebäude von quadratischem Grundriß mit einer ringsum laufenden Veranda. Verblaßte Inschriften künden noch die Bestimmung der einzelnen Räume als Mannschaftsquartier, Unteroffizierstuben usw. Jetzt haust darin nur ein verheirateter spanischer Unteroffizier, der über viele Kinder und wenige schwarze Soldaten gebietet. Das Schicksal dieses Gebäudes erinnert lebhaft an das des „Sanatoriums" von Musola.

Als wir mit dem Einrichten des Lagers noch nicht fertig waren, lief ein Dampfer in die Bucht von Santa Isabel ein; es war die „Kamerun" der Woermann-Linie. Da mußten die Träger schleunigst

herunter, da sie Herr Moritz zum Löschen der Ladung brauchte, und ich blieb mit meinen Boys allein. Streifzüge in den Wald oberhalb Basilé bereicherten die Sammlungen um manches interessante Gewächs, wurden aber durch den Regen sehr beeinträchtigt. Sie ergaben, daß die Flora mit der von Kamerun außerordentlich nahe verwandt ist und wenig eigene Züge aufweist. Da wir eine Besteigung des Piks vorgesehen hatten, wenn auch vielleicht erst nach der Rückkehr von Annobon, beschloß ich einen Erkundungsmarsch zu machen, um zu sehen, wie der Weg beschaffen sei, und vor allem, um eine Wellblechhütte zu erreichen, die vor Jahren als Standquartier für Jagdausflüge in die wildreichen Regionen des höhern Bergwaldes und für Gipfelbesteigungen errichtet worden war, wenn ich nicht irre, von Don Victoriano Calatayud und dem Gouverneur de Vera.

Ein Bruder der Mission Basilé, mit dem ich mich mühsam auf Negerenglisch verständigen konnte, und einige Bubizöglinge dienten als Führer. Der Weg führte, anfangs etwas absteigend, an Feldern entlang, die zur Mission gehören, über einen Bach, über den eine kurze Brücke mit verhältnismäßigem Kraftaufwand gebaut war. Die starken gemauerten Widerlager waren noch intakt, der Bohlenbelag aber sehr lückenhaft und die Träger, Schienen einer Schmalspurbahn, bedenklich vom Rost zerfressen. Vielleicht sollte hier einmal ein Weg in Höhe der Bubidörfer um die Insel gebaut werden. Wir kamen auch an einer Mauer vorbei, die im Viereck einen Elefantengrasbestand umgab, der an Höhe und Dichte noch das üppigste Schilfrohr übertraf. Bei einem spätern Besuch war das Gras abgeschlagen, und wir sahen, daß der Platz ein Kirchhof war! Hinter der Brücke geht es steil hinauf durch eine zu hoch gelegene und deshalb fast ertraglose Kakaofarm auf einem Wege, der so schlüpfrig war, daß wir uns an den Stämmen und Zweigen der Kakaobäume hinaufziehen mußten. Dann traten wir unvermittelt in unberührten Hochwald ein, in dem ein schmaler, oft nur schwach ausgeprägter Negerpfad in sanfter Steigung aufwärts führte.

Mit dem Verlassen der Kakaoregion hatten wir die erste klimatische

203. Graslandregion des Piks mit einem Nebenkrater im Norden des Hauptgipfels. (S. 322.)

204. Blick auf die „Cordillera“ von Norden über die Bucht von San Carlos. (S. 325.)

205. Im Grasland von Moka. (S. 330.)

206. Schlucht im Grasland von Moka mit Baumfarnen und Mimulopsis. (S. 330.)

Höhenstufe der Insel, die des feuchtwarmen untern Tropenwaldes, hinter uns. Die Daniellia oblonga reicht kaum bis Basilé hinauf; sie ist ein Baum, der als Schattenspender der Pflanzungen auf glatten grauen Säulenstämmen erst in einer Höhe von 30 bis 40 Metern seine lichten Kronen ausbreitet, deren Geäst zur Regenzeit blattlos steht und erst gegen ihr Ende noch vor dem Laubausbruch sich mit matt blaulila Blüten schmückt. Über Basilé beginnt die Herrschaft von Allanblackia floribunda. Die geraden glatten dunkelbraunen Stämme, die am Grunde nur schwachen Wurzelanlauf zeigen, bilden die Krone nicht durch allmähliche Verästelung, sondern entsenden nahezu wagerechte Äste, die sich ihrerseits wieder mehr oder weniger flach und regelmäßig verzweigen. Die dadurch bedingte Regelmäßigkeit des Aufbaues wirkt aber doch nicht steif. Vollerwachsene Bäume lassen den Bauplan nicht mehr genau erkennen, so wenig wie alte knorrige Tannen oder Arven noch an Weihnachtsbäume erinnern. Die Allanblackia bildet mindestens drei Viertel des ganzen Bestandes, eine sehr auffallende Erscheinung für einen tropischen Regenwald, die aber wahrscheinlich auf besondere lokale Ursachen zurückzuführen ist. Das Unterholz ist nicht so dicht, daß es dem Vorwärtskommen nennenswerte Schwierigkeiten bereitete; ein einzelner unbehinderter Wanderer kann auch abseits des Weges steigen, ohne das Haumesser gebrauchen zu müssen.

In etwa 800 Meter Höhe macht sich ein allmählicher Wechsel in der Pflanzenwelt bemerkbar. Noch bleibt zwar Allanblackia herrschend, aber an lichteren Stellen gesellen sich bereits Bäume hinzu, die in ihrer Hauptentwicklung einer höhern Region angehören (Macaranga, Polyscias fulva [*Hiern.*] *Harms*), und vor allem zeigen Moose und Lebermoose und besonders die überaus zarten und zierlichen Hautfarne, die immer dichter die Stämme und Zweige zu bekleiden beginnen, die Wirksamkeit eines wichtigen klimatischen Faktors, des Nebels an, da Kumulusbänke auch dann oft den Berg umlagern, wenn unten in der Kulturregion der hellste Sonnenschein herrscht. Sehr hohe ständige Luftfeuchtigkeit, verbunden mit einer etwas gemäßigten

Temperatur, sind die günstigsten Bedingungen für das üppige Gedeihen dieser zarten kryptogamischen Epiphyten. Aber auch zahlreiche Blütenpflanzen, besonders prächtige Begonien und Acanthaceen, gesellen sich neben mancherlei Farnen ihnen zu und breiten in den dicken Polstern ihre Wurzeln aus, so daß sich auf den Zweigen oft artenreiche Blumengärten entwickeln (Abb. 199, 200). Noch aber herrscht Allanblackia, und noch überwiegen im Unterwuchs wirkliche, bis in die feineren Zweige verholzte Sträucher.

Wir überschreiten einen klaren kleinen Bach, über den auf schlanken schwarzen Stämmen Baumfarne, die schönste Zierde des tropischen Bergwaldes, ihre frischgrünen Wedel breiten, und steigen schärfer bergan. An einer Stelle geht es wie auf einem Grat zwischen tief eingerissenen Schluchten hindurch. Der Wald ändert sich, der schöne Baum, der uns bis dahin begleitet hatte, bleibt zurück und macht anderen knorrigeren Arten mit breiten Kronen Platz; im Unterholz werden die eigentlichen Sträucher seltener, und üppige, schön blühende Gewächse von strauchigem Wuchs, aber mit weichkrautigen Zweigen treten auf, das Reich der Acanthaceen beginnt allmählich. Eine besonders schöne Art mit rosenroten Blütenstauden gleicht aus einiger Entfernung fast Rhododendronsträuchern.

In triefenden Nebeln geht es aufwärts durch den düstern Wald, dessen im Grau sich verlierende Kronen mit Moospolstern schwer bepackt sind. Doch gerade hier macht sich das Tierleben am meisten bemerkbar. Wir jagen mehrere Banden verschiedener Meerkatzenarten auf, kleine silbergraue Zwergantilopen huschen durch das Unterholz, und der glückliche Schuß eines Bubijungen bringt einen der interessanten Baumschlieser herab.

Jetzt leuchtete es mir auch ein, weshalb die Jagdhütte in so hohen, wenigstens zur Regenzeit sehr unwirtlichen Regionen erbaut ist. Kurz bevor wir sie erreichten, traten wir in eine neue Höhenstufe des Pflanzenwuchses ein.

Während bisher die Baumkronen ein zusammenhängendes Dach gebildet hatten, zeigten sich jetzt größere oder kleinere Lücken im

Bestande, und auf diesen natürlichen Lichtungen schießt im Vollgenuß des intensiven Lichtes der Höhen bei einem Übermaß an Feuchtigkeit auf einem schwarzen tiefen Humusboden, der wie ein Schwamm das Wasser hält, ein Krautwuchs von unbeschreiblicher Üppigkeit empor; seltener nimmt ein Baumfarnwäldchen seine Stelle ein (Abb. 201). Als ich das sah, dachte ich: „wenn das nur gut geht", und die Hoffnung, den Pik zu erreichen, sank bedenklich. Ich kannte solche Wildnis vom Kamerunberg her und von den zentralafrikanischen Gebirgen, den Vulkanen am Kiwusee und dem Ruwenzori. Wenn die Schosse aufrecht wüchsen, wäre es ja nicht allzu schwer, einen Weg zu bahnen; auch das höchste und dichteste Elefantengras und das schlimmste Amomum- und Buschdickicht, wie es sich auf Rodungen des Kameruner Urwaldes entwickelt, weicht dem Haumesser in der kräftigen und geübten Faust des Negers. Aber durch das „Netzwerk eines Luffaschwammes" sich hindurchzuarbeiten, dessen einzelne Fasern durch daumendicke, ja mehrere Zentimeter starke verholzte Zweige gebildet werden, das ist eine Aufgabe, an deren Durchführung man schier verzweifeln kann. Einzelne Pflanzenindividuen sind gar nicht zu unterscheiden, denn die vielfach sich verzweigenden Stengel wachsen nach allen Richtungen über dem Boden hin und verwirren und verfilzen sich zu einer geschlossenen Masse, die mit ihren jüngeren beblätterten Trieben oft doppelte Mannshöhe erreicht. Hier ist auch nicht ein Schritt vom Wege möglich, und es würde selbst einem Büffel oder Elefanten schwer werden durchzubrechen.

Am untern Rande dieses Höhenwaldes mit seiner fürchterlichen Krautwildnis liegt, etwa 1450 Meter hoch, die Schutzhütte. Es ist ein Wellblechhaus, ungefähr 7 Meter lang und 4 Meter breit mit einer Tür und einer Fensteröffnung. Im Innern stehen ein roher Tisch und einige „Bettstellen", auf Pfähle gestellte Holzrahmen, über die Sackleinwand gespannt ist. Da die Hütte seit Jahren von den Bubijägern der Mission benutzt wird, war alles in einem unglaublich verwahrlosten Zustand. Und als ein Feuer aus nassem Holz einen beißenden Rauch entwickelte und der frisch ausgeweidete Baumschliefer, dessen Därme

eine besondere Delikatesse bilden, zusammen mit einer zerlegten Antilope und einem gleichfalls als Leckerbissen behandelten Affen liebliche Düfte verbreiteten, da beneidete ich den Bruder der Mission nicht, der hier mit seinen Zöglingen eine Nacht zubringen wollte. Bei strömendem Regen stieg ich nach Basilé ab. Den Gedanken, den Pik zu erreichen, gab ich angesichts der Schwierigkeiten, die aus dem Leutemangel und der fürchterlichen Vegetation erwuchsen, für meine Person zunächst auf. Ich hatte aber auf diesem Marsch Bergwald gesehen, wie er vielleicht nirgends in Afrika und wohl überhaupt nicht oft auf der Erde seinesgleichen hat, und beschloß deshalb das Lager an eine Stelle zu verlegen, die günstige Gelegenheit zum Sammeln bot. Am geeignetsten erschien ein Platz etwa 860 Meter über dem Meere an dem kleinen Bach mit den schönen Baumfarnen, wo am Rande einer tiefen Schlucht leidlich ebenes Gelände das Aufschlagen von Zelten begünstigte.

Mit fünf Kruboys, die Schultze in Santa Isabel mit Mühe und Not angeworben hatte, und einer ganzen Anzahl von Bubijungen der Mission brach ich am 17. August von Basilé auf. Die Zöglinge der Patres bereiteten mir schweren Ärger. Trotzdem die meisten Lasten sehr leicht und die Burschen stämmig genug waren, mußte jede Last doppelt besetzt werden, damit ihre Träger abwechseln konnten. Ruhepausen hätten auch genügt; ich mußte indes froh sein, daß ich überhaupt Leute hatte. Der letzte Rest meiner Sachen kam auf diese Weise erst am dritten Tage.

Recht empfindlich machte sich hierbei der Umstand bemerkbar, daß unsere Ausrüstung für ein solches Unternehmen gar nicht berechnet war; so angenehm die großen Zelte und bequemen Feldbetten auf dem langen Marsch auf dem Festland waren, hier wurden sie sehr lästig. Ich möchte dringend die Mitnahme leichter Schlafsäcke und sogenannter Zeltbahnen empfehlen; aus diesen lassen sich leicht Zelte und Schutzdächer für die schwarzen Begleiter in allen möglichen Kombinationen herstellen, ohne daß besondere Träger nötig wären. Es kann jeder neben seiner Last auch noch sein „Haus" oder doch seinen Anteil daran tragen.

Die fünf Krujungen, die Schultze geschickt hatte, liefen nach der ersten Nacht davon. So saß ich denn allein mit meinem alten Bule-Headman Ekumeno, dem Vielgetreuen aus Ebolowa, den beiden Togo-„Perlen" und dem kleinen Zeltboy aus Bamenda in einem „Country", das sie „bad too much" fanden; und ich fand es auch. Die Aussicht von meinem Zelt über die tiefe Schlucht, an deren anderer Seite flechtenbehangene Riesen des Bergwaldes gewaltig sich aufreckten, war zwar sehr schön; der murmelnde Bach mit Baumfarnen, an dem Begonien und Balsaminen blühten, war es auch, und ein kleiner Wasserfall unter dem Lager im Rahmen herrlichsten Pflanzenwuchses gehörte zum Lieblichsten, was man sich denken kann (Abb. 202). Wenn man aber jeden Tag bis auf die Haut naß wird, wenn feuchtkalter Nebel alles durchdringt, so daß sogar im Zelt die nicht imprägnierten Verstärkungs- und Verbindungsstreifen der einzelnen Zeltbahnen sich mit Schimmel bedecken, dann läßt die Begeisterung für Naturschönheiten erheblich nach. Wir haben ja in unseren Lagern auf den Kiwuvulkanen auch genug unter Kälte und Nässe gelitten, aber so wie in Fernando Poo habe ich sie nie empfunden. In Wirklichkeit sank die Temperatur in diesem Lager nicht unter 12 Grad, doch ist der Gegensatz zu dem Klima der Küstenregion in Rechnung zu ziehen.

Am Sonnabend, dem 19. August, kam Schultze von Santa Isabel herauf mit der Absicht, den Pik zu bezwingen. Es war Herrn Moritz möglich gewesen, ihm eine größere Anzahl Träger bis zu meinem Lager, das als Depot dienen sollte, und fünf Mann als ständige Begleiter auf dieser Exkursion mitzugeben. Ein gebildeter Bubi, der gut spanisch und leidlich Pigeon-Englisch sprach, war auch um hohen Lohn gewonnen worden. Am 20. August traf Schultze die Vorbereitungen für den Aufstieg, indem er die Lasten auf das Notwendigste beschränkte. Er hatte das Patrouillenzelt seiner Boys mitgebracht und nahm auch das meiner Jungen hinzu, die in sein großes Zelt umquartiert wurden. Mit warmen Decken war die kleine Karawane reichlich versehen, Proviant wurde für sechs Tage mitgenommen. An demselben Tage stieg Schultze noch bis zur Wellblechhütte auf, dann begann er den Kampf

mit der Krautwildnis; meine besten Wünsche und geringe Hoffnungen begleiteten ihn. Wie es ihm dabei erging, sei hier mit den Worten seines Tagebuchs wiedergegeben:

„Das Durchholzen durch diese Dornröschenhecke ist die reine Sisyphusarbeit. Für eine Strecke, die ich auf dem Rückweg in 50 Minuten zurücklegte, waren auf dem Hinweg 8 Stunden nötig. All diese Arbeit fand in strömendem Regen statt, und trotz dicken Schuhwerks und Regenmantels war ich bereits im Verlauf der ersten Stunde durch und durch naß. Das Schlimmste aber war, daß mir jeder Anhalt fehlte, weil ich nicht 20 Meter weit sehen konnte. Am schrecklichsten war die Arbeit an den ganz flachen Stellen, wo das Dickicht besonders undurchdringlich ist und wo die Bodenwellen und Barrancos fehlen, deren Verlauf wenigstens einen Fingerzeig geben könnte. Meine Leute waren vollkommen erschöpft und mir selbst wurde es schwer, noch ein Gesicht aufzustecken, das an schließlichen Erfolg glauben ließ.

„Der heutige Tag (22. August) war noch weit schlimmer als der gestrige. In derselben Waldformation habe ich mit Todesverachtung weitergeholzt, nur lagen heute noch sehr viele gestürzte Baumriesen in meiner Richtung, die zu zeitraubenden Umwegen zwangen. Für die heute forcierte Strecke, die ich zurückmarschierend in 15 Minuten zurücklegte, habe ich 7 volle Stunden Arbeit meiner mutlosen, frierenden Leute gebraucht. Trotzdem die armen Kerls ab und zu Rum bekamen, froren sie entsetzlich, husteten und zeigten alle Anzeichen beginnenden Fiebers. Bei der mangelnden Energie der Schwarzen hatte ich die größte Arbeit, sie munter zu halten. Sie weigerten sich zeitweilig weiterzugehen und erklärten, sie müßten sterben. Ich selbst, bis auf die Haut durchnäßt, fror jämmerlich. Und keine Hoffnung weiterzukommen, keine Aussicht nach irgendeiner Seite bei dem mörderischen Regen! Ich selbst war zu Tode erschöpft, als wir um 4 Uhr bei 1700 Meter Höhe umkehrten."

Zwei Tage setzte Schultze das Durchholzen unter diesen äußerst beschwerlichen Umständen noch fort, doch als auch bei 2000 Metern die Krautwildnis nicht besser, sondern nur noch schlimmer wurde und

kein Anzeichen die Nähe des Graslandes, der Hochweidenregion auf dem Gipfel des Piks, verriet, stellte er die aussichtlose Arbeit ein. Dazu bewog ihn außer der Rücksicht auf seine Leute auch der Umstand, daß am 27. August Herr Moritz Träger schicken wollte, um das gesamte Gepäck abzuholen, und daß wir am 2. September die Fahrt nach Annobon antreten sollten. Am 25. August kam er in meinem Lager an und stieg am 27. nach Santa Isabel ab, wohin ich am nächsten Tage folgte.

Der Kampf um den Pik war aber damit noch nicht aufgegeben. Nach dem Aufenthalt in Annobon und im Süden von Fernando Poo erneuerte Schultze am 31. Oktober den Angriff; ich war damals noch in San Carlos. Dieses Mal erreichte er auch bei meist günstigem Wetter nach harter Arbeit das so lang ersehnte „Grasland", die Region der Hochweiden, und doch war es ihm nicht vergönnt, den Gipfel selbst zu gewinnen, den so selten eines Europäers Fuß betritt. Kaum noch eine Stunde vom Ziel entfernt, wurde er durch ein schweres Gewitter mit eisigkaltem Regensturm, der seine schwarzen Begleiter in die Gefahr des Erfrierens brachte, zur Umkehr gezwungen und er mußte infolge Mangels an Proviant und auch wohl infolge der Erschöpfung seiner Spannkraft den Abstieg antreten. Er schreibt:

„Diese fürchterliche Situation, inmitten der heftigen elektrischen Entladungen, mochte eine halbe Stunde gedauert haben, als ich, nach meinen Leuten Umschau haltend, gewahrte, daß sie wie in den letzten Zügen lagen und zähneklappernd halb erstarrt sich auf dem Boden wälzten Da ich sah, daß Bewegung die einzige Rettung für sie sei, wollte ich sie zum Aufstehen ermuntern. Zureden, Drohen, alles fruchtete nichts; schließlich brachte ich sie mit starken Schlägen so weit zur Besinnung, daß sie bereit waren, unter Zurücklassung des Gepäcks den drei Stunden weiten Weg zum Lager durch die schreckliche Krautwildnis anzutreten."

Dann suchte Schultze nach seinem Boy „Stepke", der mit einigen Trägern schon weiter voraus war. Dieser weitgereiste, aufgeklärte Sohn des Kameruner Hochlandes hatte sich zwar nicht aus der Fassung bringen lassen, hatte aber mit den Krujungen dieselbe Not gehabt.

Beim Abstieg fand Schultze von den Leuten, die bei ihm gewesen waren, sehr bald den einen vollkommen erstarrt. Durch Tritte und Stöße brachte er ihn auf die Beine, aber bei jedem Straucheln wollte er liegen bleiben, und noch zwei andere waren in derselben Verfassung. „Ist das Fatalismus oder grenzenlose Indolenz? Sich angesichts des Todes zu dem rettenden Atom von Energie aufzuraffen, das vermag der Schwarze nicht.“ Diese Schilderung erinnert lebhaft an die meines Freundes Kirschstein, von dessen Karawane auf der ersten Expedition des Herzogs auf dem Vulkan Karissimbi am Kiwusee zwanzig Mann in einem Schneesturm umkamen.

Nach diesem Erlebnis war Schultze die Lust zu jedem weitern Unternehmen vergangen. Er fuhr mit dem kleinen spanischen Dampfer am 9. November nach Victoria hinüber, wo er sich auf der „Lucie Woermann“ nach der Heimat einschiffte. Schultzes Tagebuchbericht schließt mit den Worten:

„Von der anstrengenden, entmutigenden Arbeit des Durchholzens habe ich wenig gehabt; die Früchte wird Mildbraed ernten, dem ich dringend raten werde, bei dem immer besser werdenden Wetter den Pik ‚zu machen‘; dieser soll doch nicht über die Expedition triumphieren“.

Diesen Wunsch fand ich wie ein Vermächtnis vor, als ich, einen Tag nach Schultzes Abreise, von San Carlos nach Santa Isabel zurückkam. Beigefügt war ein ausführlicher Wegebericht, geradezu ein „Bädeker“ der Pikbesteigung. Meine Lust war gering; ich hatte eigentlich auch genug und hätte es bei unseren liebenswürdigen Gastfreunden im Hause Moritz auch ohne große Unternehmungen bis zur Ankunft des Dampfers ausgehalten. Schließlich siegte aber doch der Ärger darüber, daß wir nach Besteigung so mancher anderen afrikanischen Hochgipfel gerade diesen nicht bezwingen sollten, und besonders drang der Wunsch durch, den Spaniern die Schadenfreude ob der Vergeblichkeit unserer Bemühungen nicht zu gönnen. Das Nötigste war bald zusammengepackt, und Herr Krull ließ sich überreden, mich zu begleiten.

Da der Weg gebahnt war, ging alles programmäßig vonstatten.

Der Gipfel des Piks von Fernando Poo, vom Grasland aus gesehen.
Aquarell von E. M. Heims.

Wir stiegen am ersten Tage bis zur Wellblechhütte, am zweiten bis zu einem „Buschhaus", das Schultzes Leute aus Ästen, Zweigen und Baumfarnwedeln in 1860 Meter Höhe gebaut hatten. Der Aufenthalt in diesen Lagern wurde geradezu zur Qual durch eine Unmenge von wilden Bienen; sie stachen zwar wenig, waren aber von einer unglaublichen Zudringlichkeit. Der für das Zelt freigeschlagene Boden, unsere Stiefel, alle Speisen waren von den Tieren bedeckt; sie krochen uns im Gesicht und auf den Händen herum, und wir konnten kaum einen Gegenstand berühren, auf dem nicht eine Biene saß. Stellenweise ballten sie sich zu ganzen Klumpen. Wir zündeten Feuer an, um sie durch den Rauch zu vertreiben, aber auch das half nur wenig.

Am dritten Tage erreichten wir den Gipfel (s. bunte Tafel). Doch auch vor diesen Ruhm setzten die Götter den Schweiß, oder, wie Schultze sagt, vor den Pik von Isabel setzten die Götter die Mimulopsis. Der obere Höhenwald mit dem fürchterlichen halbkrautigen Acanthaceen-Unterholz (hauptsächlich Mimulopsis violacea *Hook. f.* und Oreacanthus Mannii *Hook. f.*) schien gar kein Ende nehmen zu wollen. So gut auch Schultze vorgearbeitet hatte, es war kein Vergnügen, sich da hindurch zu winden, und mancher Fluch entfloh dem Gehege der Zähne. Doch auch Ausrufe der Bewunderung mischten sich in die Verwünschungen, denn diese Wildnis blühte! Es war ein Blühen, wie ich es nie in Afrika gesehen habe; selbst die Strohblumen des Ruwenzori halten den Vergleich nicht aus. So oft ich auch auf der ersten Expedition durch Mimulopsisdickicht gekrochen bin, nie war mir dieser Anblick vergönnt gewesen; denn nur während einer kurzen Zeit des Jahres verwandeln Millionen und aber Millionen großer, weit offener zartvioletter Glocken das Krautgewirr in ein Blütenmeer von unbeschreiblichem Farbenreiz. Schließlich wurden die Bäume (hauptsächlich Heptapleurum Mannii) immer niedriger und standen immer lichter in der Acanthaceen-Wildnis; das hübsche feinlaubige Hypericum lanceolatum mit seinen großen gelben Blüten, ein Charakterstrauch aller höheren afrikanischen Gebirge, gewann immer mehr die Oberhand, bis es schließlich an der

Waldgrenze bei etwa 2400 Metern mit Pittosporum Mannii ganze Bestände bildete. Aus diesen traten wir hinaus in das „Grasland", auf die Hochweiden, die die letzten 400 bis 500 Meter der Gipfelregion einnehmen.

Einen steilen grasigen Hang ging es hinauf, an dem schöne Strohblumen mit großen weißen Köpfen blühten, auf einem schmalen Grat, dem Rande eines Nebenkraters, entlang, auf welchem Storchschnabel, Klee und Veilchen und zierliche Heidekräuter das Auge des nordischen Wanderers erfreuten, dann wieder hinab durch dichte Bestände eines 2 bis 3 Meter hohen Heidestrauches (Ericinella Mannii), bis wir endlich am Fuße des eigentlichen Gipfels standen, der beinahe im Sturm genommen wurde.

Seiner Anlage nach ist es ein regelmäßiger, etwa 170 Meter tiefer Krater; nur ist der größere Teil der Wand im Norden eingestürzt und nur noch als niedriger Wall vorhanden, so daß das Ganze schon aus einiger Entfernung und noch mehr von der Küste gesehen den Eindruck eines Rückens oder Kammes macht, zumal alles durch Verwitterung abgerundet und von dichtem Gras und Krautwuchs bedeckt ist. Dieses Grasland ist freundlicher als das des benachbarten Kamerunberges, und seine Vegetation üppiger als dort, namentlich fallen die sehr reichen Ericinella-Bestände auf, die nur dem Gipfelkegel selbst fehlen (Abb. 203). Diesem sind besonders im Süden zahlreiche parasitäre Kuppen und Krater vorgelagert, die eine kleine abwechslungsreiche Bergwelt für sich bilden, die sehr verschieden ist von den öden Hochflächen der Fako-Plateaus über Buea. Von San Carlos aus glaubte ich auch bei klarem Wetter südlich des Gipfels einen schwachen Ringwall, eine Art Somma, zu erkennen.

Wir suchten nach Spuren von Vorgängern und fanden ein kleines vom Wetter gebleichtes Holzkreuz, das von spanischen Patres errichtet war, die mit dem portugiesischen Naturforscher Newton Weihnachten 1894 den Pik bestiegen hatten. Ihre Aufzeichnungen waren in einer Blechflasche eingeschlossen, die wir nach Santa Isabel mitnahmen. In einer andern Flasche lag ein schon stark durchweichter Zettel, der die Anwesenheit eines Landsmanns, des namentlich durch seine Unter-

suchungen am Kamerunberg bekannt gewordenen Geologen Dr. Esch, dartat. Er war 1899 mit Victoriano Calatayud hier oben gewesen, wohl der letzte Europäer vor uns.

Nachdem auch wir einen Zettel mit unseren Namen in eine Flasche gesteckt hatten, ging es an den Abstieg. Leider war es recht spät geworden und es war schon völlig dunkel, als wir noch etwa zwei Stunden von unserm Lager bei der von Schultze erbauten Buschhütte entfernt waren, mitten in der ärgsten Krautwildnis. Hier versagte sogar der Tast- und Ortssinn unserer Krujungen und auch der eines Boys, den wir, leider zu spät, vorausgeschickt hatten, um eine Laterne zu holen. „Natürlich" hatte er auch unsere Mäntel mitgenommen, und so saßen wir nach der recht anstrengenden Tour ohne warme Kleidung, ohne Essen, ohne Feuer — denn das Holz war alles naß und die Streichhölzer bald zu Ende — die ganze Nacht hindurch in dem Mimulopsisdickicht und froren, daß die Zähne klapperten. Es war meine letzte Nacht im afrikanischen „Busch", und ich werde sie so bald nicht vergessen!

Beim ersten Morgengrauen ging es zum Lager, wo wir schleunigst in das kleine Patrouillenzelt krochen, um uns durch einen kurzen Schlaf für einen Abstieg von nahezu 2000 Metern zu stärken. Herr Krull ging voraus, ich folgte langsam nach, weil ich noch einige Vegetationsbilder aufnehmen wollte. Noch oberhalb Basilé dröhnte der Gruß eines Dampfers in den stillen Bergwald hinauf; es war die „Kamerun" der Woermann-Linie, mit der ich nach Duala fahren wollte. Als ich nach kurzer Einkehr in der Mission allein in der Dämmerung durch die Kakaopflanzungen nach Santa Isabel ging, überkam mich mächtig die Erinnerung an das Ende der ersten Expedition, wie ich vor $3^1/_2$ Jahren vom Großen Kamerunberg ebenfalls in der Dunkelheit von Buea nach Victoria hinabstieg, wo „Hans Woermann" schon im Hafen lag. Und heiß stieg in mir der Wunsch auf, daß wie über dem Götterberg von Kamerun auch über seinem Zwillingsbruder, dem Pik von Santa Isabel, die deutschen Farben wehen möchten, zum Segen der reichen Insel, der „Perle des Guineagolfes".

Der Süden. Wirtschaftliches.

Am 15. Oktober waren wir auf der „Nachtigal" von Annobon her in Santa Isabel eingetroffen, am 18. gingen wir wieder an Bord des kleinen Dampfers „Annobon", der uns nach San Carlos bringen sollte. Von hier aus wollten wir den Süden von Fernando Poo kennen lernen, so weit dies unter den ungünstigen Witterungs- und Arbeiterverhältnissen möglich war.

Die Insel, die eine Fläche von rund 2000 Quadratkilometern bedeckt, gliedert sich ihrer Oberflächengestalt nach deutlich in zwei Teile. Der ganze Norden wird gebildet von der gewaltigen Aufschüttung des Piks von Santa Isabel (Clarence Peak, O-Wassa). Die Böschungen dieses Vulkans, der 2850 Meter Höhe erreicht, sind namentlich in ihrem untern Teil sehr sanft, so daß ein breites, zuerst fast ebenes, erst sehr allmählich steiler ansteigendes Vorland entsteht, das wirtschaftlich von außerordentlicher Bedeutung ist; nur im Osten ist der ziemlich deutlich terrassenförmig abgestufte Abfall etwas steiler. Sekundäre Erhebungen sind zwar vorhanden, spielen aber bei den gewaltigen Ausmaßen des Ganzen keine Rolle. Auffällig sind zwei tiefe calderaähnliche Einbrüche im Nordwesten des Piks, deren innere Wände mindestens an 1000 Meter tief abstürzen. Der südliche Teil, dessen längste Achse nahezu senkrecht zu der des nördlichen verläuft, ist gegen diesen durch zwei einspringende Buchten, die große Bahia de San Carlos im Westen und die kleinere Bahia de Concepcion im Osten abgesetzt. Zwischen den beiden Buchten zieht sich in einem leicht nach Norden gekrümmten Bogen eine tiefe Einsattlung hin, welche die Gebirge des Südens scharf von dem Pik scheidet. Oskar Baumann gibt die Paßhöhe bei Loita mit 876 Metern an; doch ist dies sicher nicht die tiefste Stelle, wie das auch seine Karte deutlich zeigt. Daraus geht schon hervor, daß die Erhebung, die den südlichen Teil der Insel bildet, ihrer Entstehung nach unabhängig vom Pik ist. Auch sie ist geologisch kein einheitliches Gebilde, sondern gliedert sich wieder in zwei Teile, die zwar gegen einander nicht so deutlich abgesetzt sind wie gegen den Pik, aber einen ganz verschiedenen Charakter zeigen.

Sie mögen als die Cordillera im Westen und das Bergland von Moka im Osten bezeichnet werden.

Von Norden gesehen gleicht die Cordillera einer steilen Bergkette mit sägeartig ausgezacktem Kamm. Es scheint aber, daß sie nur den nördlichen Rand einer riesigen, gegen Südwesten geöffneten Caldera darstellt (Abb. 204). Sie ist bis obenhin von düsterm Wald bedeckt. Eingehendere vulkanologische Untersuchungen werden sie vielleicht als den ältesten Teil der Insel erweisen. Oskar Baumann, wohl der einzige Europäer, der sie jemals bestiegen hat, gibt die Höhe mit 2662 Metern an; da der Wald aber jede Umschau hinderte, konnte er bei seinen primitiven Hilfsmitteln nichts genaueres feststellen. Der von ihm erreichte höchste Punkt liegt nach seiner Karte zu weit östlich, als daß er einen Einblick in die von Pellon gezeichnete Caldera hätte gewinnen können, die dieser vom Meere aus erblickt haben muß.

Ganz verschieden ist das Bergland von Moka, im Südosten der Insel, das ich selbst besuchte. Wir werden dieses sehr interessante Gebiet noch näher kennen lernen. —

San Carlos ist nächst der Hauptstadt der wichtigste Platz auf Fernando Poo. Es ist Sitz eines Regierungsvertreters und eines Arztes, dem ein Krankenhaus unterstellt ist; eine spanische Mission liegt dicht über dem Ort, eine der englischen Baptisten weiter oben in den Bergen. Lose aneinander gereiht ziehen die Gebäude der Faktoreien und Kakaopflanzungen am Südufer der Bahia de San Carlos hin, dahinter steigen die Kakaofarmen allmählich an, überragt von gewaltig hohen Bäumen, Resten des kolossalen Urwaldes, der einst den untern Teil der Insel bedeckte. Dann beginnt der Wald, in dem ein Gürtel von grünen, wie Bergwiesen anzuschauenden Flecken die Siedlungen der Bubi verrät, und darüber türmt sich scheinbar steil wie eine Mauer der düstere, wild zerrissene Kamm der Cordillera auf. Nach Norden aber genießen die Bewohner von San Carlos einen großartigen Blick auf das Meer und den Pik zugleich, der von hier gesehen steiler und deshalb auch eindrucksvoller erscheint als von Santa Isabel aus.

Die Landungsverhältnisse sind auch hier sehr günstig. Die tief nach Osten einschneidende Bucht bietet besonders in ihrem innern südöstlichen Teil einen ausgezeichneten, gegen die herrschenden Südwestwinde völlig geschützten Hafen, der vor dem von Santa Isabel den Vorzug einer nahezu unbegrenzten Aufnahmefähigkeit hat. Es scheint wirklich, als hätte die Natur wieder gut machen wollen, was sie an der Festlandsküste versäumt hat.

Einer der Gründe, die uns nach San Carlos geführt hatten, war der Wunsch, noch unberührten Urwald der tieferen Lagen, der Kakaoregion, kennen zu lernen, der überall im Norden den Pflanzungen hat weichen müssen. Diese erstrecken sich von Santa Isabel aus auf beiden Seiten der Insel längs der Küste und reichen im Osten etwas über die Bucht von Concepcion hinaus, im Westen bis Bokoko, das etwa 14 Kilometer von dem äußersten Südwestkap, der Punta de Sagre, entfernt ist. Im Süden finden sich noch keine Plantagen, da dort die Hafenverhältnisse nicht günstig sind und bis jetzt auch ein Bedürfnis nach weiterer Ausdehnung nicht vorhanden ist. Hier hausen nur wenige Bubi, die mit europäischer Kultur noch wenig in Berührung gekommen sind. In einem Boot, das unser Gastfreund Herr Friedrich, der Vertreter der Firma Moritz in San Carlos, zur Verfügung stellte, fuhr ich am 22. Oktober nach Bokoko, wo ich bei dem Pflanzungsleiter Herrn W. G. Lewis, einem Engländer, die liebenswürdigste Aufnahme fand.

Die sehr ausgedehnte Plantage gehört jetzt einem Herrn Wilson in Santa Isabel zusammen mit dem wohlhabenden und einflußreichen Sierra Leone-Neger Maxim Jones. Sie wurde vor langer Zeit von einem spanischen Kapitän Romera in einem Stil angelegt, der sie bei vernünftiger Entwicklung und unter günstigen Arbeiterverhältnissen hätte wetteifern lassen können mit den Unternehmungen der portugiesischen Kakaobarone auf São Thomé. Romera soll an 600 Arbeiter beschäftigt haben. Es scheint, daß er unvernünftig gewirtschaftet hat; der große Besitz ging in andere Hände über und verkam immer mehr.

Heute ist alles in einer trostlosen Verfassung; Herr Lewis sieht

sich vor die Aufgabe gestellt, mit einem Zehntel der Leute, die Romera zur Verfügung standen, die gänzlich verwahrloste Riesenbesitzung wieder in Ordnung zu bringen und zu halten, natürlich verlorene Liebesmüh. Ganze Quartiere mit Kakao sind erst vor kurzem aus dem alles überwuchernden Busch herausgehauen worden, in der Manilahanfpflanzung, die gänzlich aufgegeben ist, hausen verwilderte Schweine; eine höher in den Bergen gelegene Kaffeeplantage ist so verschollen, daß keiner den Weg dorthin kennt; ein wunderschönes Tropenhaus aus Eisen und Holz, in allen Teilen aus England importiert, das einst weißen Beamten zur Wohnung dienen sollte, steht leer und verfällt; nur die dem Hauptgehöft zunächst gelegenen Kakaofarmen können mit den wenigen Leuten notdürftig in Ordnung gehalten werden. Große Pläne bei mangelnder Klarheit über die Möglichkeit der Ausführung, ein gewaltiger Anlauf, dem bald ein Versagen der Kräfte folgt, und schließlich Ruinen; das ist ein Entwicklungsgang, der, wie es scheint, bei spanischen Unternehmungen auf Fernando Poo nicht selten ist.

Bei Bokoko vervollständigte ich die Sammlungen, so gut es bei dem höchst ungünstigen Wetter möglich war. An drei Tagen der Woche regnete es fast ununterbrochen. Ob ich wirklich unberührten Wald gefunden habe, ist nicht ganz sicher; vielleicht haben doch die Bubi, wenn auch vor langer Zeit, hier schon Niederlassungen gehabt. Herr Lewis zeigte mir in einer Kakaopflanzung nicht sehr weit vom Gehöft eine schräg aus der Erde ragende, unregelmäßig kantige Basaltsäule, auf der die Bubi noch jetzt zuweilen nachts Hühner opfern sollen. Die wenigen Eingeborenen, die ich hier zu Gesicht bekam, waren außergewöhnlich muskelkräftige, sehr mangelhaft bekleidete Gestalten, wie sie den älteren Beschreibungen und Abbildungen entsprechen, recht verschieden von der degenerierten Gesellschaft, die man in den Straßen von Santa Isabel sieht.

Nach einer Woche ließ mich Herr Friedrich im Boot wieder von Bokoko abholen. In San Carlos fand ich Schultze nicht mehr vor; er hatte noch nach Möglichkeit ethnographische Gegenstände in den nächsten Bubidörfern eingekauft und war dann nach Santa Isabel

gefahren, um noch einmal die Besteigung des Piks zu versuchen. Für mich war es aus pflanzengeographischen Gründen sehr wichtig, das Grasland von Moka zu sehen, von dessen Schönheit wir von den Herren Krull und Lieb so viel gehört hatten. Aber wie dorthin kommen? Träger bis zu dem Ort selbst waren um keinen Preis zu haben. Schließlich gelang es Herrn Friedrich, ein paar Leute für einen Tag zu besorgen, die die notwendigsten Lasten unter Zurücklassung des Zeltes nach der Mission Musola brachten.

Der Weg führt am Südufer der Bucht entlang zu der Finca (Pflanzung) Vivour, die am Ostende gelegen ist. Als Baumann die Insel besuchte, war W. A. Vivour, ein Sierra Leone-Neger, der größte Plantagenbesitzer und einer der einflußreichsten Kaufleute in Fernando Poo. Nach seinem Tode ist die ausgedehnte Besitzung ziemlich heruntergekommen, und bei dem herrschenden Arbeitermangel würde es auch anderen Leuten als den Vivourschen Erben schwer fallen, sie in Ordnung zu halten und weiter auszubauen.

Oberhalb von Vivours Farm geht es zunächst durch Waldstücke auf ganz miserablem Weg, dann wieder durch Kakaopflanzungen, die meist den Bubi und der Mission gehören. Hier sieht man auch eine Unmenge prachtvoller Ölpalmen, deren Produkt jetzt gar nicht beachtet wird, während es vor Einführung der Kakaokultur den Hauptausfuhrartikel der Insel bildete. Sehr wünschenswert wäre es, wenn die Bubi sich der Ausnützung der vorhandenen Bestände und der Neuanpflanzung wieder zuwenden wollten. Sie brauchten nur die rohen Früchte zu liefern; diese könnten leicht in kleinen maschinellen Betrieben weiter bearbeitet werden, während der Kakao bei der Aufbereitung viel größere Sorgfalt verlangt. Das Ende des langen und ermüdenden Aufstiegs verkündet wie in Basilé so auch hier das Elefantengras.

Die Geschichte von Musola ist recht interessant. Ehe man in Basilé ein Sanatorium errichtete, war eine Kommission beauftragt worden, einen dafür geeigneten Platz in der Umgebung der Bucht von San Carlos auszusuchen. Die Wahl fiel auf das etwa 500 Meter über dem Meere an den unteren Abhängen des Berglandes von Moka

gelegene Dorf Musola. Zwei stattliche Gebäude, durchweg in Eisenkonstruktion, zu denen natürlich alle Teile aus Europa kommen mußten, wurden errichtet, wahrscheinlich mit ganz enormen Kosten.

„Wenn man beim Beginn des Baues (1890) sich die Mühe gegeben hätte, einen Weg anzulegen, um den Zugang vom Strande zu erleichtern, dann würden die Arbeiten dieser Gründung nicht so fruchtlos gewesen sein. Um den Platz zu erreichen, war es nötig, 12 Kilometer auf einem höchst unbequemen Fußweg zurückzulegen, und daher folgte, was vorauszusehen war: daß niemand, wenn er erkrankte, seine Gesundheit noch mehr schädigen wollte, indem er sich nach dem Sanatorium von Musola begab."

Das Unternehmen war also gänzlich gescheitert, und 1896 wurden die Gebäude der Mission überlassen. Es war aber gar nicht leicht, zu ihnen zu gelangen, da sie in einer undurchdringlichen Wildnis von Busch und Elefantengras begraben lagen. Nach der Auffindung des einen Hauses arbeiteten die Missionare noch vier Tage, ehe sie das andere entdeckten, trotzdem es nur 50 Meter entfernt war! Diese Darstellung klingt so unglaublich, daß man sie fast für eine böswillige Erfindung halten möchte; sie beruht aber durchaus auf Wahrheit und ist dem Berichte des Bischofs Coll entnommen. In dem einen Hause habe ich selbst gewohnt; es ist als Tropenhaus auf Pfeilern erbaut und umfaßt vier große Zimmer, von je fünf Metern im Quadrat. Darum läuft eine breite Veranda, die sich nach der einen Seite zu einer großen Halle erweitert. Sie ist so geräumig, daß leicht noch zwei Zimmer von gleicher Größe wie die übrigen eingebaut werden könnten. Mit Ausnahme der Türen, der Fenster und des Fußbodenbelags ist alles aus Eisen hergestellt, auch die Wände bestehen aus starken Eisenblechplatten. Jetzt haust in diesem wirklich sehr stattlichen Gebäude, dessen Anstrich allein 4000 Peseten gekostet haben soll, ein spanischer Unteroffizier mit zwei schwarzen Soldaten. Das andere Haus, das noch mehr Räume hat, dient der Mission als Kirche, Schule usw.; die Patres haben sich daneben noch ein Steinhaus errichtet.

Der Platz wäre übrigens für ein Sanatorium wohl geeignet;

die Lage ist gesund, der Blick auf die weite Bucht von San Carlos und den Pik unvergleichlich großartig. Ein klarer Bach fließt in nächster Nähe vorbei. Ein Teil seines Wassers ist abgeleitet und durch den Hof der Mission geführt. Etwas oberhalb stürzt er in einem schönen ungebrochenen Fall wohl zwanzig Meter in eine tief ausgewaschene Schlucht hinab. Ein anderer Wasserfall, der diesen an Höhe und Wassermenge noch übertrifft, ist in etwa einer halben Stunde auf sehr beschwerlichem Weg in nordöstlicher Richtung zu erreichen. Er ist schon vom Meer aus sichtbar. Ich halte es für sehr wohl möglich, daß seine Kraft technisch ausgenutzt werden kann.

Von Musola aus erreichte ich, durch ausnahmsweise schönes Wetter an zwei aufeinander folgenden Tagen begünstigt, das vielgepriesene Grasland von Moka. Der Weg, der für Fußgänger ganz gut gangbar ist, führt zunächst in östlicher Richtung zu einer alten Dorfstelle, in deren Nähe die Bubisiedelung Rilako liegt, und biegt dann nach Süden um. Nach Überschreitung eines kleinen Bachs geht es in ziemlich steiler, aber ununterbrochener Steigung den Abfall des Massivs hinauf. Der Wald hat mit dem oberhalb Basilé sehr wenig Ähnlichkeit; die Bäume, nur wenige Arten, sind breitkronig, aber niedrig und nur von mäßigem Umfang. Im Niederwuchs herrschen Farne vor; Lianen sind häufig, von Ephiphyten sind es neben Farnen namentlich die kletternden Araceen der Gattung Culcasia, die ins Auge fallen. Das Ganze war so eigentümlich, daß ich geneigt war, es für sekundär zu halten, bis ich mich erinnerte, am Vulkan Niragongo am Kiwusee etwas ähnliches gesehen zu haben. Es dürfte sich in beiden Fällen um Bestände auf sehr jungem vulkanischem Boden handeln.

Nach oben hin wurde der Wald immer lichter, die Baumfarne immer häufiger, und als die ersten Büsche der herrlich blühenden Mimulopsis violacea (s. bunte Tafel) auftauchten, war bald das Grasland erreicht. Zuerst ging es noch eine kurze Strecke durch hohes Elefantengras, dann aber öffnete sich bei etwa 1100 Metern der Blick auf eine Landschaft so lieblich, so heimattraulich, daß ich glaubte, nie etwas schöneres gesehen zu haben (Abb. 205, 206). Sanfte lange Hügelwellen steigen

Mimulopsis violacea, eine Charakterpflanze des Höhenwaldes im äquatorialen Afrika.

erst allmählich an und senken sich dann wieder zu einer weiten flachen Mulde, in deren Mitte Moka liegt. Kleine malerische Schluchten, in denen klare Bäche rieseln, sind hier und da eingeschnitten, und als oft ziemlich steile, aber immer gerundete Kuppen erheben sich darüber kleine Krater und Kegel (Abb. 207). Das Ganze ist von üppigem Gras bedeckt, in das zahlreiche Holzgewächse eingestreut sind, die das Landschaftsbild beleben und höchst abwechslungsreich und anmutig gestalten. Kugelige Büsche, niedrige Bäume mit breiten runden Kronen, von ähnlichem Wuchs fast wie einsame Buchen in einer deutschen Feldmark, sind bald einzeln verteilt, bald treten sie zu losen Gruppen zusammen oder bilden geschlossene kleine Haine, die besonders reizvoll sind, wenn sie von niedrigen Baumfarnen eingesäumt werden.

Das Vorkommen dieser schönen Gewächse an freien Hängen, aber auch auf fast ebenen Flächen mitten im Grase, wo sie oft dichte Wäldchen für sich bilden, ist besonders auffallend. Ich hatte sie bisher nur im Bergwald und zwar besonders als Begleiter von Bächen kennen gelernt. Besonders reizvoll war eine Stelle, an der der Weg durch ein Baumfarnwäldchen führte, in dessen Schatten ein kleiner Bach rieselte. Die Stämme der Farnbäume waren wieder dicht mit anderen Farnen und zierlichen, schön blühenden Acanthaceen bewachsen (Abb. 209). Sehr merkwürdig ist die Art des Graswuchses; er wird fast ausschließlich von einem Grase, einem kleinen Panicum, gebildet. Während aber an anderen Stellen, z. B. auf dem Kamerunberg, dem Pik von Santa Isabel und auch auf den zentralafrikanischen Gebirgen auf den Hochweiden oder Bergwiesen die Gräser büschelig oder in Bulten, wenn auch manchmal mit weniger deutlichen Zwischenräumen wie oft in der Steppe, und mit aufrechten Halmen wachsen, sind die Stengel bei dieser Art dünn und zart, niederliegend und aufsteigend und wachsen durcheinander, so daß eine beinahe verfilzte, weiche $^1/_2$ bis $^3/_4$ Meter hohe Masse entsteht, in der ein Weiterkommen sehr erschwert ist, da der vorwärtsschreitende Fuß sie nicht zu teilen vermag. Das Aufkommen anderer krautiger Gewächse wird dadurch nicht begünstigt, und die Flora ist ziemlich arm an Arten, aber blütenreich.

Adlerfarn ist häufig; die schöne weichkrautige Acanthacee Mimulopsis violacea (Abb. 208) überzieht ganze Hänge mit einem zartvioletten Blütenschleier, und eine meist nur mannshohe Schaftlobelie mit blauen Blütenähren gibt eine Vorstellung von der gewaltigen Entwicklung, die verwandte Arten in den ostafrikanischen Hochgebirgen erreichen.

Wer hier dahinwandert auf gutem Wege, auf elastischem Boden bei hellem Sonnenschein in frischer und doch milder Luft, durch dieses anmutvolle Land, über dem es wie üppige Frühsommerstimmung liegt, den kommt die Lust zum Singen an, und ganz unwahrscheinlich dünkt es ihm, daß der düstere Bergwald mit seinen beschwerlichen Pfaden und die Küste mit ihrer erschlaffenden Treibhausschwüle so nahe sind. So groß ist der Zauber von Moka, daß selbst meine schwarzen Begleiter etwas davon empfanden. Mein kleiner Junge aus dem Nordwestkameruner Grasland war ganz aufgeregt; er zeigte mir die Bäume, die auch in seiner Heimat wachsen, und meinte, das sei fast noch schöner als sein „Country", die höchste Anerkennung, die es gibt. Dann sagte er mit dem seiner Rasse eigenen Sinn für Realität, hier müßten doch viele Leute wohnen und das Land bestellen können.

Noch führt Moka ein Dornröschendasein; wenige kennen seine Schönheit, wenige nutzen seinen Reichtum. Wenn man annimmt, daß in dem ganzen Gebiet des Graslandes, das an 150 Quadratkilometer umfassen mag, 300 Bubi wohnen, so ist das hoch gerechnet. Dazu kommt eine kleine Niederlassung der Mission, ein Unterbeamter der Regierung und eine Faktorei der Compañía trasatlántica, die Herden von Rindern und Kleinvieh hält, welche in halbwildem Zustand sich der schönsten Weidegründe erfreuen. Dabei leben die Europäer in San Carlos von Konserven und unsinnig teuren Hühnern!

Es drängt sich dem Reisenden unwillkürlich die Frage auf: wie erklärt sich das Vorkommen dieses Graslandes, das ja auch von den Hochweiden oder Bergwiesen anderer afrikanischer Hochgebirge abweicht, auf dieser Insel, wo am Pik und auf der Cordillera in der entsprechenden Höhenlage und noch viel höher hinauf nur Wald herrscht? Klimatisch bedingt kann es nicht sein, denn von „Regenschatten" usw. ist

hier keine Rede. Vielleicht ist die Annahme berechtigt, daß es sich um eine junge vulkanische Aufschüttung handelt, die vorwiegend aus losen Aschenmassen besteht. Baumann spricht einmal von einer mächtigen Scholle „gelben Laterits", in die das Wasser tiefe Erosionsschluchten eingerissen habe; das deutet auf eine Aschenablagerung hin, denn von Laterit im gewöhnlichen Sinne kann hier keine Rede sein. Das Ganze stellt wohl ein einheitliches Massiv dar, das mit der Cordillera durch einen breiten, flachen Sattel verbunden ist, sonst aber ziemlich steil abfällt. Die Oberfläche ist wellig, um Moka (richtiger Mokas Dorf, denn Moka ist ein Häuptlingsname) flach muldenförmig vertieft; namentlich am Rande sind parasitäre Krater als oft ziemlich bedeutende Hügel aufgesetzt. Den Kern und gleichzeitig die höchste Erhebung stellt mit 1800 Metern der etwas exzentrisch gegen Westen verschobene große, aber sehr flach geböschte Mokavulkan dar, dessen Kraterboden von einem See eingenommen wird. Ob die ringförmige Anordnung von Hügeln um die Mokamulde auf einen weiten, alten Krater zurückzuführen ist, wie Baumann meint, kann wohl nur ein vulkanologisch geschulter Fachmann entscheiden; sie kann ebensogut zufällig zustande gekommen sein. Für ein geringes Alter des Berglandes von Moka spricht auch die Tatsache, daß sich an seinen Hängen die letzten Reste von aktivem Vulkanismus in Form von stark kohlensäurehaltigen Quellen finden. Eine entspringt bei Loita unweit von Musola, eine andere, die ich selbst besuchte, an einem Mioko genannten Platz im Grasland am Grunde eines Talschlusses östlich des Mokaweges. Das Wasser fließt aus mehreren kleinen seichten Becken ab, in denen es sich in heftig brodelnder Bewegung befindet wie in einem großen Kessel bei starkem Sieden. Es schmeckt angenehm und sehr erfrischend; die Temperatur beträgt 15 Grad. Eine ähnliche Quelle, die von Balachalacha, liegt zwischen Moka und Concepcion; hier fanden die Missionare die Skelette von Vögeln und kleinen Säugetieren, die zur Tränke kamen und von der Kohlensäure erstickt wurden. Das Wasser von Loita wird in der Mission Musola gern getrunken; es ist auch chemisch untersucht worden und soll dem Vichywasser vergleichbar sein.

Nach dem Besuch des Graslandes von Moka, der leider viel zu kurz war und nur dem Botaniker eine einigermaßen ausreichende Orientierung gestattete, stieg ich wieder nach San Carlos hinab und benutzte die nächste Gelegenheit, um nach Santa Isabel zurückzukehren. Von hier aus unternahm ich zusammen mit Herrn Krull die bereits geschilderte Besteigung des Piks.

Es hat wohl niemand Fernando Poo besucht, ohne einen mächtigen Eindruck von dem Reichtum und den Entwicklungsmöglichkeiten zu empfangen, die ungewöhnlich günstige natürliche Bedingungen dieser Insel gewähren. Wer die Literatur durchsieht, stößt immer wieder auf denselben Gedanken zu allen Zeiten und in allen Sprachen, bei englischen Schiffskapitänen, bei deutschen Forschungsreisenden, bei den spanischen Missionaren: welch eine Schönheit, welch eine Fülle des Reichtums! Was könnte, was müßte alles aus diesem Lande werden!

Untersuchen wir einmal kurz die natürlichen Bedingungen und sehen wir, was geschehen ist, sie zu nutzen und welche Faktoren dafür in Frage kommen. Die Insel ist mit rund 2000 Quadratkilometern ungefähr so groß wie Sachsen-Koburg-Gotha, fast gleich $^4/_5$ unserer Kolonie Samoa und mehr als doppelt so groß wie die berühmte Kakao-Insel São Thomé. Der vulkanische Boden ist sehr fruchtbar. Das Klima ist ein ausgesprochenes feuchtes warmes Tropenklima, das im allgemeinen dem der gegenüberliegenden Festlandsküste entspricht, aber mit einer Jahresregenmenge von 2600 Millimetern nicht so extrem hohe Niederschläge aufweist wie etwa Debundscha. Die Trockenzeit, die aber auch von Regenfällen unterbrochen wird, fällt in die Monate Dezember, Januar und Februar. In relativ niedriger Lage geht es in ein kühles Gebirgsklima über, das am angenehmsten in einer Höhe von etwa 500 Metern ist. Wenn man ein feuchtes Tropenklima überhaupt als gesund bezeichnen kann, dann ist es Fernando Poo in hervorragendem Maße.

Malaria ist vorhanden, tritt aber nicht sehr häufig auf, Dysenterie ist wegen der sehr guten Wasserverhältnisse so gut wie unbekannt. Die Hauptstadt Santa Isabel erfreut sich einer Wasserleitung, die kühles

Quellwasser vom Gebirge bringt; bei San Carlos giebt es gute Quellen, bei den höher gelegenen Plätzen wie Basilé, Musola usw. erst recht, die Mineralquellen im Grasland von Moka liefern sogar ein Tafelwasser ersten Ranges. Was das aber bedeutet, kann nur der ermessen, der weiß, wie unglücklich die meisten Küstenplätze des Festlandes in dieser Beziehung daran sind. Fälle von Schlafkrankheit sind unter farbigen Plantagenarbeitern vorgekommen, wir haben auch das Vorhandensein von Glossinen konstatiert, glauben aber annehmen zu dürfen, daß es sich hier um eingeschleppte Fälle handelt, die sich durch geeignete Kontrolle vermeiden lassen. Tsetse scheint nicht vorzukommen; eine schöne Rinderherde auf der Finca Vivour bei San Carlos erfreut sich wenigstens schon seit Jahren besten Wohlseins. Sollte es einmal zu einem Plantagenbetrieb in großem Stil kommen, dann würde es zu ermöglichen sein, die Wohnungen für die Mehrzahl der Europäer und auch der farbigen Arbeiter so anzulegen, daß sie dem allerdings oft schwülen und drückenden Klima der untern Küstenregion entzogen wären; die Kakaobarone von São Thomé wohnen auch nicht am Strande.

Die Fruchtbarkeit des vulkanischen Bodens, die reichlichen und durch keine scharfe Trockenheit unterbrochenen Niederschläge in Verbindung mit hoher und gleichmäßiger Temperatur in den unteren Regionen sind die Bedingungen für die Entwicklung einer überaus üppigen Vegetation des ausgesprochen tropischen Regenwaldes, also dessen, was man schlechthin als „Urwald" bezeichnet. Als Oskar Baumann sein Buch „Fernando Poo, eine afrikanische Tropeninsel" nannte, da wollte er mit dem Untertitel ausdrücken, daß hier seine Vorstellungen von tropischer Üppigkeit erfüllt waren. Die ganze Insel ist von Wald bedeckt, soweit er nicht durch menschliche Eingriffe zerstört worden ist; natürliche Ausnahmen bilden nur die Gipfelregion des Piks oberhalb 2300 Meter und das Grasland von Moka.

Der Wald gliedert sich mit der Abnahme der Temperatur nach der Höhe zu in mehrere Regionen, die hier nur so weit berücksichtigt werden, als sie für die Kultur in Frage kommen. Die unterste

feuchtwarme der Küste haben wir kurz als die Kakaoregion bezeichnet; ihre obere Grenze ist bei etwa 400 Metern zu suchen. Von 400 bis 800 Metern bei niedrigster Schätzung reicht die Region des obern Tropenwaldes; sie würde sich in ganz hervorragender Weise für Ölpalmen eignen.

Uns interessiert hier in erster Linie die Kakaoregion, die einzige, in der bisher Pflanzungen existieren. Leider gibt es keine Karte von Fernando Poo, auf der man den Verlauf der Höhenlinie von 400 Meter auch nur mit einiger Genauigkeit feststellen könnte. Man muß sich schon auf Schätzungen verlassen, wenn man sich einen Begriff von der Flächenausdehnung des kakaofähigen Bodens machen will. Ich glaube ihn sehr niedrig auf 450 Quadratkilometer = 45000 Hektar veranschlagen zu dürfen, wobei die Südküste noch nicht inbegriffen ist.

Ist dieses Land nun auch wirklich zum Anbau von Kakao geeignet? Nun, wir haben bei San Carlos Pflanzungen gesehen, wie ich sie mir schöner eigentlich nicht vorstellen kann, denn Stämme und Äste waren gelb von Früchten, und das Aussehen der Bäume war ein ganz vorzügliches. Man rechnet auch in Fernando Poo mit dem sehr hohen Ertrage von 1000 Kilogramm auf den Hektar, allerdings von kräftigen 12- bis 15jährigen Bäumen in einem guten Jahr. Hervorheben möchte ich noch, daß hier auch die Frage nach den Schattenbäumen hinfällig wird. Gerade die Plantagen, in denen man darauf verzichtet hat, stehen am allerbesten. Ich möchte sie für Fernando Poo wie auch für die Küste des Kamerungebirges für überflüssig halten.

Es sind also alle Bedingungen gegeben, um Fernando Poo zu einer Plantagen- und besonders Kakaoinsel ersten Ranges zu machen, so daß es bei seiner Größe das kleine São Thomé an Bedeutung weit übertreffen müßte. Wenn wir aber fragen, was ist geschehen, um die Bedingungen auszunützen, so ist die Antwort: ganz erbärmlich wenig! Die Insel hat bis jetzt noch nie über 3 Millionen Kilogramm im Jahr produziert, während São Thomé im Jahre 1909 über 30 Millionen ausführte; Kaffee kommt kaum als Exportartikel in Betracht, ebensowenig Palmöl, obgleich es früher einmal eine gewisse Rolle gespielt hat. Die

207. Grasland von Moka mit einem parasitären Krater. (S. 331.)

208. Mimulopsis violacea im Grasland von Moka, dahinter Baumfarne. (S. 332.)

209. Baumfarnstämme mit anderen Farnen und Acanthaceen, epiphytisch bewachsen, im Grasland von Moka. (S. 331.)

Produktion des Kakao verteilt sich ungefähr so, daß $1^1/_2$ Millionen Kilogramm von Pflanzungen in europäischen Händen stammen. Beteiligt sind spanische, portugiesische, englische, z. B. Ambas Bay und John Holt, und erfreulicherweise auch eine deutsche Firma, das Haus E. H. Moritz, bei dem wir während unseres Aufenthalts auf der Insel die liebenswürdigste Aufnahme fanden. Dreiviertel Millionen stammen von Plantagen, die Negern von Sierra Leone und von der Goldküste gehören, von denen es manche zu sehr bedeutendem Wohlstand und Einfluß gebracht haben. Die Tatsache, daß einige von ihnen als einfache Handwerker auf die Insel gekommen sind und heute wenigstens eine Million Pesetas wert sind, gibt hinsichtlich der Emanzipation der Neger manches zu denken und ist höchst überraschend für den, der an ostafrikanische oder Kameruner Verhältnisse gewöhnt ist. Der dritte Faktor, der sich fast mit einem Drittel der Gesamtmenge an der Kakaoproduktion beteiligt, sind die Eingeborenen, die Bubi. Leider liefern sie bisher ein ziemlich minderwertiges Erzeugnis.

Wir sind mit Bubi wenig zusammengekommen und können nichts Neues zu ihrer Kenntnis beitragen; ich möchte daher nur einige kurze Angaben bringen, die sich auf die Literatur stützen, ohne indes rein kompilatorisch zu sein.

Über die Herkunft der Bubi und ihre Verwandschaft mit Festlandsstämmen ist nichts Sicheres bekannt; ältere Quellen geben an, daß keine Traditionen über eine Einwanderung auf die Insel vorhanden seien, der Bericht der spanischen Mission dagegen erwähnt eine Überlieferung, wonach sie auf Kanus herübergekommen und in der Gegend von Concepcion gelandet sein sollen. Man sollte sie einmal mit den Bakwiris auf den Pirateninseln der Bucht von Victoria vergleichen. Es sind mittelgroße bis hochgewachsene Menschen von brauner Hautfarbe mit sehr stark entwickelter Muskulatur; besonders die verhältnismäßig kurzen unteren Extremitäten sind außerordentlich kräftig entwickelt. Das Gesicht ist nicht allzu negerhaft. Bemerkenswert ist der ziemlich starke Bartwuchs. Namentlich unter den Frauen findet man sehr anziehende Gesichter von sanftem Ausdruck.

Die lange Abgeschlossenheit in ihrer Inselheimat — denn die Beziehungen zur Außenwelt datieren erst seit der englischen Niederlassung —, das Leben in und mit der Natur haben bei den Bubi wohl die Ausbildung von Eigenschaften gefördert, die sie in vieler Hinsicht als moralisch hochstehend erscheinen lassen. Starke Heimatsliebe, treuer Gemeinsinn wenigstens innerhalb der Dorfschaften, Unabhängigkeitsgefühl, zähes Festhalten an den einfachen alten Sitten und Gebräuchen sind für sie in starkem Gegensatz zu manchen handeltreibenden Stämmen an der Festlandsküste bezeichnend. Diese Eigenschaften machen es auch begreiflich, daß die Bubi sich so lange allem europäischen Einfluß und aller europäischen Kultur gegenüber ablehnend verhalten haben. Erstaunlich ist ihre Bedürfnislosigkeit. Noch zu Baumanns Zeiten gingen sie so gut wie unbekleidet; in abgelegenen Dörfern ist es auch heute noch der Fall. Dagegen tragen sie oft geflochtene Hüte, die manchmal einen erstaunlichen Umfang erreichen, wahre Regendächer. Einfach sind ihre Häuser, und sehr primitiv ist der Hausrat. Eiserne Werkzeuge haben sie erst von den Europäern bekommen. Unter ihren Schmucksachen sind besonders bemerkenswert Bänder, die aus Schnüren von zahllosen blättchenartigen durchbohrten Muschelsplittern geflochten sind. Die Weiber tragen auch breite, dicht geflochtene Brustringe um den Oberarm, die die Muskulatur tief einschnüren. Tätowierung ist unbekannt, dagegen sieht man bei beiden Geschlechtern eigentümliche Ziernarben, die freilich nach unseren Begriffen keine Zierde sind, flache Schnitte, die quer über die Wangen vom Ohr zur Nase und den Mundwinkeln verlaufen.

Diese Schnitte und die Armbänder aus Muschelsplittern fielen uns sogleich als besonders merkwürdig auf (Abb. 210, 211), da wir ähnliches bis dahin in Afrika nicht gesehen hatten. Häufig wird der Körper mit roter Farbe bemalt, die aus den zerriebenen Blättern eines Rubiaceenstrauches gewonnen wird; er kommt im Walde wild vor, wird aber auch angebaut. Trotz ihrer geringen materiellen Kultur sind sie fleißige Ackerbauer; ihre Koko (Colocasia) felder sind peinlich sauber gehalten und sorgfältig eingefriedigt. Außer Koko bauen die Bubi noch sehr gute Yams

(Dioscorea) und Bananen; die Kultur der Kassada (Maniok) ist ihnen unbekannt, wie dem Festlandsneger vor der Entdeckung Amerikas!

In sittlicher Beziehung stehen sie sehr hoch. Allen schreibt darüber in dem Bericht der Nigerexpedition von 1841: „Es ist unmöglich, zu hoch von dem Charakter dieses eigentümlichen Stammes zu sprechen. Sie sind großmütig und gastlich gegen Fremde in ihrer eigenen einfachen Weise; freundlich gegeneinander innerhalb ihrer Gemeinwesen, sowohl in kranken wie in gesunden Tagen, willig, sich in Schwierigkeiten zu helfen. Tapfer, aber versöhnlich und abgeneigt, Blut zu vergießen, sei es auch das eines Feindes, sind ihre Kämpfe ohne Grausamkeit, ihre religiösen Gebräuche nicht befleckt von Menschenblut. Mord ist unter ihnen unbekannt, so sehr, daß einer ihrer Häuptlinge den Beinamen ‚Halsabschneider' erhielt, weil er einen seiner Untertanen niederschlug, den er beim Diebstahl auf dem Boote eines Kriegsschiffs ertappte. Das gibt auch ein Beispiel für ihren Widerwillen gegen Diebstahl usw." Auch im Verkehr der Geschlechter haben sie einen strengen Moralbegriff. „Verführung und Ehebruch sind die schwersten Vergehen gegen ihre Gesellschaftsordnung." Doch ist legitime Vielweiberei erlaubt.

Aus diesen Angaben, die Baumann bestätigt, geht jedenfalls hervor, daß die Bubi ein sympathisches Volk sind, dessen Abneigung gegen europäische Kultur, oder was man so nennt, angenehmer berührt als das Hosenniggertum so manchen andern Stammes. Sie sind natürlich in neuerer Zeit schon sehr aus ihrer Abgeschlossenheit herausgetreten, ein starkes Unabhängigkeitsgefühl haben sie sich aber bewahrt und deswegen sind sie für Plantagenarbeit im Dienste von Europäern nicht zu haben.

Das ist freilich zu bedauern, denn der Grund, weshalb Fernando Poo nicht die Rolle spielt, die ihm nach seinen natürlichen Reichtümern zukommt, ist der Arbeitermangel. Arbeiter vom Festland zu bekommen auch nur für den Bedarf in den jetzigen kleinen Verhältnissen, ist heute sehr schwer; daran sind die Europäer leider selbst zum großen Teil Schuld. Für eine Tracht Prügel hat ja der Neger, wenn er nicht zu dem schönen Typus des Hosenniggers gehört, viel mehr

Verständnis, als man in Europa vielfach glaubt. Wenn man jedoch, wie das häufig vorgekommen ist, die Krujungen von der liberianischen Küste für Lagos oder Kamerun anwirbt, sie aber dann in Fernando Poo ausladet, ihnen Lohnabzüge macht und sie womöglich zum Schluß nicht in Bargeld, sondern in billigen Waren auszahlt, dann ist es kein Wunder, wenn sie das übelnehmen und nicht wieder kommen. Jetzt ist ja die Behandlung eine bessere geworden, aber es wird nicht leicht halten, das einmal getäuschte Vertrauen der Schwarzen wiederzugewinnen. Die Aussichten aber, von anderen Punkten des Festlandes, z. B. aus dem spanischen Guinea, Arbeiter in ausreichender Zahl heranzuziehen, sind beinahe noch geringer, so daß die Arbeiterfrage, die in Afrika ja immer ein Gegenstand ernster Sorge ist, für Fernando Poo geradezu eine Kalamität bedeutet.

Trotz alledem, das Land ist so reich, daß wir die Hoffnung auf einen bedeutenden Aufschwung nicht aufgeben können. Die Fruchtbarkeit des Bodens in Verbindung mit den klimatischen Bedingungen ermöglicht tropischen Plantagenbau großen Stils, das Klima ist verhältnismäßig gesund, das herrliche Grasland von Moka ist für Viehzucht und für den Anbau von europäischen Gemüsen usw. trefflich geeignet und ist eine Erholungsstätte für alle, die müde geworden sind in der Treibhausluft der Küstenregion; vorzügliche Häfen für die Schiffahrt sind vorhanden, und alle Bedingungen sind erfüllt, um dem schönen Land eine große Zukunft zu sichern.

So möchte ich mit den auch heute noch gültigen Worten des deutschen Forschungsreisenden Oskar Baumann schließen und die Hoffnung aussprechen, daß diese Perle des Guineagolfs, die schon ihr erster Entdecker, von der tropischen Pracht ihrer Natur entzückt, Formosa, die wohlgestaltete, nannte, daß dieses Eiland ausgezeichnet durch seine Lage an der Hauptlinie westafrikanischen Verkehrs, durch seine vorzüglichen Häfen und sonstigen Vorteile, daß diese herrliche Insel Fernando Poo endlich aus ihrem tausendjährigen Urwaldschlummer erwachen und für die Kultur eine Rolle spielen möge!

210 u. 211. Bubi von San Carlos. (S. 338.)

212. Annobon von Norden. (S. 342.)

213. Dorf Palé mit Miſſion. (S. 342.)

214. Dorf Palé. (S. 342.)

Bucht von San Pedro auf Annobon.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Annobon.

Am 2. September traten wir, Schultze und ich, von Santa Isabel aus die Fahrt nach Annobon, der kleinsten und entlegensten der vier Guinea-Inseln an. Sie hat ihren Namen „Gutes Jahr" (Neujahr) daher, weil sie am Neujahrstage 1471 von dem portugiesischen Seefahrer João de Santarem, wie Fernão do Poo Schiffskapitän des Lissaboner Handelsherrn Gomez, entdeckt worden sein soll. Der spanische Regierungsdampfer „Annobon", der alle zwei Monate die Insel besucht, deren Namen er trägt, und der allein die Verbindung mit der übrigen Welt vermittelt, macht gerade keinen vertrauenerweckenden Eindruck. Er ist klein, alt und schmutzig und verdiente längst in den Ruhestand versetzt zu werden. Seine Schicksale scheinen wechselvoll genug gewesen zu sein; die Waschschüssel in der Passagierkabine trägt die Inschrift „New Zealand Steamship Company"! Die Verpflegung war reichlich und auch gut, aber nur für spanischen Geschmack und deswegen einem deutschen Gaumen wenig zusagend, so daß wir von unserer Seefestigkeit keinen großen Vorteil hatten. Das Tischgerät war ziemlich sauber, sonst aber herrschte auf dem engen, unbequemen Fahrzeug ein unglaublicher Schmutz, so daß die Fahrt kein ungetrübtes Vergnügen bereitete. Und es ging langsam, sehr langsam!

Am ersten Tage fuhren wir von der Hauptstadt bis San Carlos, um dort einige Passagiere abzusetzen und Post zu nehmen. Dort traf

ich zu meiner großen Freude als Vertreter der Firma Moritz einen alten Bekannten, Herrn Friedrich, mit dem zusammen ich auf dem „Hans Woermann" von der ersten Expedition 1908 nach Hause gereist war. Gegen Abend gingen wir wieder in See. Am Nachmittag des zweiten Tages fuhren wir an Principe vorbei und am dritten passierten wir São Thomé und genossen den Anblick „einer der malerischsten Küsten der Welt". Die Gipfelregionen blieben zwar meist von den schweren Wolken der Übergangszeit verhüllt, wir konnten aber der interessanten Einzelheiten genug wahrnehmen und staunten über die immer neu auftauchenden seltsamen Bergformen, die steilen Zuckerhüte und scheinbar unersteiglichen Felsnadeln, die sonst in vulkanischen Gegenden selten zu finden sind; ihr Studium müßte die Inseln zu einem hochinteressanten Arbeitsfeld für den Vulkanologen machen.

Am Morgen des vierten Tages, des 5. September, lag endlich Annobon wie ein trotziger Felsklotz vor uns. Wir waren in etwas aufgeregter Stimmung; würden unsere Hoffnungen und Erwartungen sich erfüllen? Uns war ungefähr zu Mute wie einem geldbedürftigen jungen Mann, der der Testamentseröffnung eines Erbonkels entgegensieht, dessen Wohlgesinntheit nicht über allen Zweifel erhaben war. Eifrig suchten wir mit dem Fernglas Einzelheiten zu erkennen. Ein kleines Felseneiland, mit steilen Küsten und schroffen Abfällen, über denen sich sanftere bewaldete Bergrücken erheben, deren höhere Regionen sich in schweren tiefliegenden Wolken verlieren; vorn flacheres, sanft ansteigendes Land mit gelben Flächen dürren Grases, beherrscht von einem Felsgebilde, das zwar nicht durch Größe und Höhe, wohl aber durch die regelmäßige Form eines abgestumpften Kegels auffällt, dem Pico do Fogo, dem Wahrzeichen von Annobon (Abb. 212).

Ein großes weißes Gebäude, die Mission, ist weithin sichtbar. Beim Näherkommen erkennen wir hinter einem flachen sandigen Strand in einem Hain von Kokospalmen die grauen Häuser des Dorfes Palé (Abb. 213—216), leider sehen wir aber auch immer deutlicher, wie trocken, wie ausgedörrt das flache Vorland im Norden und die unteren Berghänge sind. Aus Fernando Poo waren wir vor dem

Regen geflohen, hier kommen wir in die höchste Trockenzeit! Die Wälder auf den Höhen bleiben unsere einzige Hoffnung. Endlich gehen wir vor Anker, ziemlich weit vom Strand entfernt, mit einer Umständlichkeit, als sei die kleine „Annobon" mindestens ein 6000 Tonnen-Dampfer. Dabei ist das prachtvoll blaugrüne Wasser so klar, daß man jede Muschel, jedes Steinchen am Grunde erkennen kann. Der Delegado, ein jämmerlich fieber- und leberkrank aussehender spanischer Unteroffizier, der mit einigen schwarzen Soldaten die Regierungsgewalt verkörpert, und der freundliche, rundliche Pater Ferrando, der Superior der Mission, kommen an Bord, während die kleinen Kanus der schreienden und lachenden Eingeborenen sich um den Dampfer drängen. In dem großen Boot der Mission fahren wir an Land und betreten mit schon recht niedrig gestimmten Erwartungen den Strand von Annobon.

Hier unten war unseres Bleibens nicht, darüber waren wir uns bald klar, denn die Trockenzeit hatte offenbar ihren Höhepunkt erreicht, und Staub und Dürre waren unerträglich. Wir beschlossen daher, unser Standquartier an dem berühmten Kratersee, 270 Meter über dem Meere zu Füßen des Pico do Fogo, aufzuschlagen. Es dauerte gar nicht lange, da hatten wir mit Unterstützung des Delegado so viel Annobonesen, namentlich Frauen, beisammen, daß noch an demselben Nachmittag unser ganzes umfangreiches Gepäck nach oben geschafft werden konnte. Auf vielfach gewundenem Pfade ging es aufwärts, zuerst oft unter Ölpalmen zwischen niedrigen Mauern aus Lavabrocken und lebenden Zäunen von Jatropha Curcas Lin., die kleine, mit Kassada bestellte Ackerstücke einfriedigen, dann durch dürre steppenartige Grasflächen, über die schwarze Lavatrümmer reichlich verstreut sind, schließlich durch trockenen lichten Wald von Ölpalmen mit allerlei Gesträuch als Unterholz, in dem verwilderte Orangen früchteschwer hervorleuchteten, bis sich der Blick öffnete auf den stillen Kratersee, ein Kleinod landschaftlicher Schönheit (Abb. 217). An seinem Nordwestufer schlugen wir unter Ölpalmen die Zelte auf, nicht weit von dem Punkt, an dem in der Regenzeit die Wasser des Sees über die niedrigste Stelle des Kraterrandes einen Abfluß finden.

Der Norden der Insel wird von dem Vulkan gebildet, dessen Kraterboden der See erfüllt. Die aus geschichteten Auswurfsmassen bestehende Kraterwand ist am höchsten und am besten erhalten im Süden; hier fällt sie in Terrassen abgestuft etwa 250 Meter tief ab. Trotz der ziemlich beträchtlichen Steilheit ist sie von Wald bedeckt (Abb. 218). Im Osten wie im Westen wird sie allmählich niedriger und im Norden ist sie nur als ein breiter gerundeter Wall ausgebildet, dessen tiefste, im Nordwesten gelegene Stelle in der Regenzeit dem Wasser des Sees einen Abfluß gestattet. Im Nordosten steht in dem Kraterrand als ein selbständiges Gebilde der Pico do Fogo (Abb. 219), eine undeutlich dreiseitige abgestumpfte Felspyramide, die aus einem leichten hellgrauen, gleichmäßigen trachytischen Gestein besteht, das sich, soweit unsere Kenntnis reicht, sonst nirgends auf der Insel wiederfindet und ganz verschieden ist von den regelmäßig geschichteten Auswurfsmassen, welche die Kraterwand und die Steilküste und damit den größten Teil der Insel aufbauen. Auf den Abbildungen 212 und 215 liegt der See hinter der Einsenkung zwischen dem deutlich sich abhebenden Pico do Fogo und dem Berghöcker links davon, der Kraterkessel ist auf dem ersten Bilde von Wolken erfüllt und der hohe Südrand nur auf der zweiten Figur in starker Verkürzung sichtbar. Aus diesem Kraterkessel haben sich die Lavaströme ergossen, die jetzt das flache Vorland im Norden und Nordwesten der Insel bilden. Es ist auf der Gesamtansicht (Abb. 212) in seiner ganzen Erstreckung nicht mehr zu sehen.

Auf der rechten Seite dieses Bildes ist noch eine kleine Insel zu ergänzen, die durch sehr tiefe See von der Hauptinsel getrennt ist. Von Norden gesehen zeigt sie eine flach gerundete Oberfläche und hat deswegen den Namen Tortuga, Schildkröte, erhalten. Ganz anders ist der Anblick von Süden her, da die südliche Hälfte des Vulkans — die Spitze eines solchen stellt das Inselchen dar — abgesunken ist. Hier zeigt sich die deutlich geschichtete Innenwand des Kraters, deren Schichten durch Verwitterung ganz ungewöhnlich stark herausgearbeitet sind (Abb. 221). Das Bemerkenswerteste ist, daß sie aus einem Gestein besteht, das unseres Wissens der Hauptinsel gänzlich fehlt,

215. Haus des Regierungsbeamten in Palé. (S. 342.)

216. Mission, dahinter Pico do Fogo. (S. 342.)

217. Kraterſee mit Pico do Fogo. (S. 343.)

nämlich aus kräftig rot gefärbten Auswurfsmassen, die an sehr dunkeln Laterit erinnern. Nur an einer kleinen Stelle hat Schultze Lava bemerkt.

Der See war jetzt bei niedrigstem Wasserstand sehr flach, sein Wasser trübe; große Flächen bis 70 Meter gegen die Mitte hin wurden von übelriechenden Chara-Massen eingenommen (sie bilden auf Abb. 217 den Vordergrund), auf denen schwarze Reiher herumspazierten. Den Boden des Kraters rings um den See und seine unteren Böschungen bedeckt ein Wald von Ölpalmen. Dazwischen wachsen zahlreiche verwilderte Orangen, meist als Baumsträucher, oft aber auch als ziemlich stattliche Bäume. Sie prangen jetzt gerade im Schmuck großer tiefdunkelgelber Früchte. Der Geschmack entspricht aber nicht dem verlockenden Aussehen; das blasse Fleisch ist zwar sehr saftreich, aber unangenehm bitter, und nur der heftige Durst, der sich bei der ermüdenden Kletterei an den dürren Hängen einstellte, machte diese Früchte zu einer willkommenen Erfrischung.

Oberhalb des Ölpalmengürtels beginnt ein Wald, der vorwiegend aus zwei Baumarten besteht, einem schönen immergrünen Ölbaum (Olea Welwitschii) mit dunkeln, ziemlich großen weidenartigen Blättern und einer laubwerfenden Anacardiacee, die gerade kahl stand, nur mit grauen Bartflechten behangen; erst im Oktober beginnt sie die ersten Blütenrispen, noch vor den Blättern, zu treiben. Die Mischung aus immergrünen und laubwerfenden Bäumen gibt dem Wald ein ganz eigenartiges Gepräge. Die Flora dieses Ölpalmen- und Ölbaumwaldes ist außerordentlich ärmlich. Wenige Sträucher bilden das Unterholz; zwischen und auf den Schottern und groben Blocktrümmern, die die Hänge bedecken, wachsen einige weit verbreitete Farnarten, besonders auch solche, die sonst meist als Epiphyten vorkommen; krautiger Niederwuchs ist fast gar nicht vorhanden. In der Regenzeit muß es ja etwas frischer aussehen; ob aber der Sammler dann mehr auf seine Kosten kommt, scheint noch zweifelhaft. Die Ausbeute war jedenfalls sehr dürftig.

Noch kümmerlicher steht es mit der Fauna. Von Säugetieren sahen wir nur verwilderte schwarze Schweine, Ratten und fliegende Hunde; von Vögeln nur einen sehr hübschen ziegelroten Fliegen-

schnäpper, einen kleinen graugrünen Brillenvogel (Zosterops) und eine kleine Eule; die Wasservögel sind dabei natürlich nicht berücksichtigt. Die Tauben und Helmperlhühner stammen wahrscheinlich von verwilderten Vorfahren ab. Die niedere Tierwelt tritt noch weniger hervor; Schmetterlinge gibt es, zum großen Schmerz von Schultze, fast gar nicht.

Die botanischen Sammlungen sind zwar noch nicht vollständig bearbeitet, es läßt sich aber über die Pflanzenwelt schon so viel sagen, daß sie sehr artenarm ist und dabei aus recht heterogenen Elementen der afrikanischen Flora merkwürdig bunt zusammengewürfelt erscheint. Das spricht dafür, daß sie eingewandert ist, wobei der Schiffsverkehr, Luftströmungen und Vögel die Überträger gewesen sind. Endemismen, der Insel eigentümliche Formen, sind entweder gar nicht vorhanden oder doch mit Arten des Festlandes und São Thomés sehr nahe verwandt. Trotz seiner Abgeschiedenheit verhält sich also Annobon ganz anders wie Sankt Helena, das eine höchst eigentümliche Flora besaß, die jetzt allerdings, wohl hauptsächlich durch Ziegen, gänzlich zerstört ist. Eine andere Frage ist die, ob es nicht in einer frühern Epoche Endemismen besessen hat. Ich halte es nämlich nicht für unwahrscheinlich, daß der letzte Ausbruch, der mit seinen Lavaergüssen den flachen Nordwesten bildete, geologisch gesprochen sehr jung ist, und daß dabei alles Leben auf der Insel, die an sich offenbar eine alte Ruine darstellt, vernichtet wurde.

Je weniger ergiebig die Sammeltätigkeit war, die ja in reichen Gebieten die Aufmerksamkeit oft so in Anspruch nimmt, daß der Blick für das Allgemeine und die großen Zusammenhänge verloren geht, desto mehr Muße fanden wir, die Gliederung und den Aufbau der Insel zu studieren, und Schultze konnte nach zahlreichen Routenaufnahmen, Peilungen und Skizzen die erste brauchbare Karte von Annobon* entwerfen. Die Exkursionen waren mit den größten Schwierigkeiten verknüpft; wir hatten geglaubt, es würde bei der Kleinheit der Insel, die von Norden nach Süden nur etwa 7,5 Kilometer lang und, bei geringer Gliederung durch einspringende Buchten

* Sie wird Ende 1912 in „Petermanns Geographischen Mitteilungen" erscheinen.

und Halbinseln, durchschnittlich 2,5 Kilometer breit ist, ein Leichtes sein, von einem Standlager aus in Ausflügen von einigen Stunden jeden beliebigen Punkt zu erreichen. Wir hatten uns sehr geirrt. Die Steilheit der Hänge, die mit losen Schottern und Blöcken übersät sind, nötigt zu so mühsamen Klettereien, daß z. B. ein Ausflug nach dem Dorfe Santa Cruz an der Westküste, das von unserem Lager am Kratersee in Luftlinie nur etwa 4 Kilometer entfernt ist, zu einer sehr anstrengenden Tagestour wurde. Selbst ein Spaziergang um den See ist nicht ganz einfach, trotzdem ein Eingeborenenpfad ringsherum führt. Auch hier liegt stellenweise, namentlich am Fuße des Pico do Fogo, ein Chaos von Felstrümmern, das nur mühsam zu durchklettern ist. Eine Stelle am Ostufer erweckte wehmütige Erinnerungen. Hier hatte das Lager des englischen Forschungsreisenden Boyd Alexander gestanden, der in Wadai ermordet wurde. Schultze hatte ihn persönlich in Nigerien kennen gelernt.

Besonders anstrengend und unangenehm war die Besteigung des Pico do Fogo. Der Aufstieg geschieht am leichtesten von dem Kraterrand im Osten des Sees her, also hinter der rechten Kante des Berges (Abb. 217); für Leute, die nicht absolut schwindelfrei sind, überhaupt die einzig mögliche Seite. Der Hang ist zwischen den Blöcken und Schottern nur mit Gras und ganz vereinzelten krüppeligen Sträuchern bedeckt. Da das Gestein durch Verwitterung in lauter einzelne, oft recht lose sitzende Blöcke aufgelöst ist und auch die Grasbüschel keinen festen Halt geben, hat man beim Steigen ein unangenehmes Gefühl der Unsicherheit; auch ist Vorsicht wegen des Steinschlags geboten. Beim Abstieg wurde mir so schwindelig, daß ich ohne die Hilfe meines wackern Trägerführers Ekumeno aus Ebolowa kaum heil herunter gekommen wäre.

Wichtig war die Besteigung deshalb, weil man von dem kleinen Gipfelplateau dieser nach allen Seiten steil abfallenden Felspyramide einen ungehinderten Rundblick über den ganzen Norden der Insel genießt, so daß Schultze zahlreiche Peilungen machen und ein Panorama entwerfen konnte.

Die Höhe des Pico do Fogo findet man in der Literatur meist mit 1000 Metern angegeben. Das ist ein Irrtum, der nur durch eine

Verwechslung entstanden sein kann. Die bis 650 Meter sich erhebenden höchsten Gipfel der Insel, den Quioveo und die Santa Mina, kann man wohl vom Meere aus auf 1000 Meter schätzen, namentlich wenn ihre Spitzen halb von Wolken eingehüllt sind. Diese viel zu hoch gegriffene Schätzung ist auf den Fogo übertragen worden, der wegen seiner charakteristischen Gestalt für die von Norden kommenden Schiffe eine wichtige Landmarke darstellt, denn ihn kann kein Mensch auf 1000 Meter schätzen. Schultze hat seine Höhe über dem Meere mit 455, über dem Spiegel des Kratersees mit 185 Meter ermittelt.

Vom Pico do Fogo aus sahen wir hinter dem hohen südlichen Kraterrand eine bewaldete Bergkuppe aufragen, die die höchste Erhebung der Insel zu sein schien. Ein Eingeborener zeigte uns schließlich den Weg dorthin; anfänglich hatte er keine große Lust, er behauptete, es sei da oben auf dem Quioveo sehr kalt. Wir gingen zuerst auf dem westlichen Kraterrand entlang, traten dann auf die äußere Böschung des Kraters über und kamen bald zu der flachen Senkung zwischen Nordkrater und Quioveo, in der ein kleines Rinnsal in sehr kurzem Lauf nach Westen abfließt. Auf der andern Seite der Einsattelung beginnt das Tal des größern Rio San Juan, das sich nach Osten öffnet. Hier oben, in einer Region, die oft von Nebeln und feinem Sprühregen eingehüllt wird, wenn unten alles in der Sonne dörrt, pflanzen die fleißigen Bewohner von Palé, d. h. die Frauen, Bananen. Auch die Ölpalmen sind hier weit üppiger als in dem flachen Vorland und im Kessel des Kratersees, soweit ihre Wurzeln nicht unmittelbar die Bodenfeuchtigkeit in dessen nächster Umgebung ausnützen können. Etwas oberhalb des Bächleins steht eine Waldhütte, die den Männern bei der Palmweingewinnung als Quartier dient. Hier hat man auch einen Versuch mit der Anpflanzung von Kakao gemacht; er ist aber, wie nicht anders zu erwarten, gänzlich mißlungen. Der Kakao verlangt viel höhere, gleichmäßigere Temperatur und Feuchtigkeit, die durch kräftige Niederschläge, nicht aber durch „direkte Berührung mit den Wolken" bedingt wird.

Auf Annobon beginnt nämlich schon bei etwa 500 Metern ein aus-

gesprochener Nebelwald. Im Süden der Insel bilden sich über dem Meere fast täglich dichte Nebelmassen, die von dem herrschenden Südwestwind an den Hängen emporgetrieben werden, sich um die höchsten Kuppen, Santa Mina, Quioveo und Südrand des Nordkraters, zusammenballen und oft noch schwer in die Täler hineinhängen. Hier oben herrscht also bei gemäßigter Temperatur hohe Luftfeuchtigkeit, die eine reiche Humusbildung ermöglicht und besonders dem Gedeihen baumbewohnender Laub- und Lebermoose, Hymenophyllen, anderer Farne und auch einiger Begonien günstig ist. Natürlich treten hier auch andere Bäume und Sträucher auf als in dem trockenen Ölbaumwalde der tieferen Regionen. Charakteristisch ist eine Araliacee der Gattung Schefflera, ein niedriger, breitkroniger Baum, dessen Äste von Epiphyten oft völlig verhüllt sind.

Eine Merkwürdigkeit dieses Nebelwaldes sind ganze Bestände einer riesenhaften Zingiberacee, einer Costusart, deren wasserreiche Stengel unten nahezu Armesdicke erreichen und 7 Meter und darüber hoch werden. Die zapfenartigen Blütenstände erscheinen auf besonderen blattlosen Trieben, die zuweilen über $1^1/_2$ Meter lang sind. Aus der Ferne gesehen heben sich diese Costusbestände als helle Flecken, die etwas an kleine Bananenhaine erinnern, von dem dunklern Walde ab.

Durch solchen Nebelwald geht es hart am Rande eines jäh zur Westküste abstürzenden Steilabfalls entlang auf den Gipfel, der wie eine Burgruine dem breitern Kamme aufgesetzt ist. Hier sind die niedrigen, knorrigen, sturmzerzausten Bäume so mit Epiphyten bewachsen, daß sie ein geradezu unförmiges Aussehen gewinnen (Abb. 220). Die Epiphytenentwicklung auf den höchsten Spitzen von Quioveo und Santa Mina ist die stärkste, die ich je gesehen habe. Von hier gewannen wir einen Überblick über den Bergstock der Santa Mina oder des Monte Sulcado, der den Süden der Insel bildet. Er zweigt nach Norden einen Vorsprung, den Monte Cusuzua, ab, der durch einen Sattel mit dem Quioveo verbunden ist. Dieser Sattel ist stark gegen die Westküste verschoben, so daß das bei dem Dorfe Santa Cruz im Westen sich öffnende Tal sehr kurz, das von San Pedro im Osten aber viel länger ist. Es ist das größte der ganzen

Insel, in seinem Grunde fließt auch der größte Bach, der Rio d'Agany, der freilich zur Trockenzeit nicht gerade sehr wasserreich ist.

Nachdem wir von dem Lager am See aus den Krater mehrfach umgangen, den Fogo einmal, den Quioveo wiederholt bestiegen und an seinen westlichen Steilabstürzen entlang eine Exkursion nach dem Dorfe Santa Cruz unternommen hatten, verlegten wir am 16. September das Lager an den Strand in einen Hain von Kokospalmen unweit der Mission. Wir hofften nämlich nach einem Aufenthalt von 14 Tagen von dem spanischen Dampfer, der am 18. September von Fernando Poo nach Principe fährt, abgeholt zu werden. Der stellvertretende Gouverneur Julio Pantoga hatte uns zwar bindende Versprechungen nicht machen können, wir hatten aber Herrn Krull gebeten, dem Gouverneur Angel Barrera nach seiner Rückkehr von Spanisch-Guinea unsere Wünsche vorzutragen, und glaubten bestimmt auf ihre Erfüllung rechnen zu dürfen. Für den Fall einer Weigerung oder einer zu hohen finanziellen Forderung sollte er nach Hamburg telegraphieren, daß ein Kamerunner Regierungsdampfer uns abholen möchte. Der 21. September kam heran, aber so viel wir auch den Horizont absuchten, kein Dampfer war zu sehen. So mußten wir denn unsere Hoffnungen auf Anfang Oktober verschieben. Wir hatten nämlich in Santa Isabel gehört, der Gouverneur habe auch die Absicht, Annobon zu besuchen, und wir glaubten nun, er habe vielleicht am 18. September keine Zeit gehabt, würde aber mit dem Dampfer kommen, der am 2. Oktober nach Principe fährt. Der nächste fahrplanmäßige Dampfer nach Annobon war erst am 2. November fällig.

Zuerst waren wir natürlich sehr enttäuscht, als unser Warten vergeblich war; bald aber kamen wir zu der Erkenntnis, daß es recht gut so war, denn andernfalls wären unsere Erkundungen unvollständig geblieben, und wir hätten gerade die schönsten Teile der Insel gar nicht oder nur sehr flüchtig kennen gelernt. Das Ziel unserer Ausflüge war jetzt der Südosten und Süden, namentlich die Santa Mina.

In den kleinen Kanus der Eingeborenen gelangten wir schnell und bequem dorthin, während ein Marsch über Land geradezu eine

Strapaze gewesen wäre. Diese Kanus sind winzig im Vergleich zu den riesigen Einbäumen auf dem Kongo und seinen Nebenflüssen, denn der Wald von Annobon hat nur Stämme von geringen Ausmaßen, und selbst die Wollbäume sind hier nur Zwerge, gemessen an ihren riesigen Artgenossen in Kamerun oder auf Fernando Poo. Die Annoboneſen sind aber so geschickt in der Handhabung der kleinen Fahrzeuge, daß man das Gefühl vollkommener Sicherheit hat und ganz hingegeben die wilde großartige Schönheit dieser Steilküste auf sich wirken lassen kann. Über klare Tiefen geht die Fahrt hart an drohenden Felswänden hin vorbei an einer malerischen Grotte, über der lebhafte schwarze Seeschwalben mit weißem Kopf ihre Nester angeklebt haben, für keinen Räuber erreichbar (Abb. 229). Dahinter werden noch gewaltigere Abstürze sichtbar, die Steilabfälle des Monte Abicin, an denen die Verwitterung die Schichtung scharf herausgearbeitet hat. Das Gestein ist ein regelmäßig geschichteter gelblicher, fast sandsteinartiger Tuff, dem gröbere Lapilli und Lavabomben eingelagert sind. Die Spalten darin sind von Gängen schwarzer Basaltlava erfüllt, die die rastlos wirkende Brandung aus dem weichern Tuff allmählich herausarbeitet. Bald sind sie dünn wie eine Tischplatte, bald mächtig wie die Strebepfeiler einer gotischen Kirche.

Wir biegen um ein vorspringendes niedriges Kap, durch das die Brandung ein Felsentor genagt hat, und halten auf den Strand von San Pedro zu (Abb. 224). Die Lage dieses Dorfes ist sehr verschieden von der von Palé im Norden. Dort hinter breitem Sandstrand ebenes Land, auf dem die Häuser in langen regelmäßigen Reihen stehen, hier die Mündung eines engen Tals, von steilen bewaldeten Hängen eingeschlossen, über denen sich senkrechte Felsabstürze erheben, davor keine breiten dünenartigen Sandbänke, sondern ein Wall von vulkanischen Trümmern, die von der Brandung zu Rollstücken gerundet sind. Nur so kleine leichte Boote, wie die Annoboneſen sie haben, können hier ohne Schaden zu nehmen auflaufen. Da der Platz hier sehr beschränkt ist, so sind die strohgedeckten Plankenhäuser auf unregelmäßig ansteigendem Gelände dicht aneinander gedrängt und die Durchgänge

dazwischen schmal, winklig und schmutzig. Die schwarzen Schweine, die sich in Menge zwischen den Häusern herumtreiben, tragen auch nicht zur Erhöhung der Reinlichkeit bei. Diese nützlichen Borstentiere werden hier und in Santa Cruz auf der Westküste viel gezogen, während sie in der „Hauptstadt" Palé selten sind.

Von San Pedro aus konnten wir ohne große Schwierigkeiten die Santa Mina besteigen, den höchsten und schönsten Berg der Insel, der auch den Namen Monte Sulcado, der „Gefurchte", trägt, wegen seiner scharf und tief eingeschnittenen Täler. Der Hauptgipfel entsendet nach Osten einen schmalen Kamm mit steilen Hängen, der das Tal des Rio d'Agany im Süden begrenzt und als Monte Cacinca in einem wild zerrissenen Steilabsturz zum Ufer abfällt. Der Aufstieg bis zur Höhe dieses Kammes ist das anstrengendste Stück des Weges. Gleich hinter dem Dorfe geht es auf sehr steilem Pfad nach links schräg aufwärts durch lichten Wald von Ölpalmen, die auf Palmwein ausgebeutet werden. Auch die verwilderten Orangensträucher sind hier zahlreich, ihre Früchte aber ebenso sauer wie am Nordkrater.

Weiter oben verkünden kleine Bananenpflanzungen den Beginn der Nebelwaldregion. Auf der Kammhöhe geht es ohne Schwierigkeiten weiter; nur einmal müssen wir uns durch einen Bestand des Riesencostus den Weg bahnen. Die Anwendung des Haumessers ist aber dabei kaum nötig; die trotz ihrer Stärke sehr weichen, wasserreichen Stengel lassen sich mit der Hand leicht am Grunde umbrechen. An einer Stelle, wo hinter einer kleinen Kuppe der Kamm des Bergrückens einen Knick nach Nordwesten macht, stießen wir plötzlich auf einen ausgetretenen Pfad. Es war ein Wechsel verwilderter Schweine, der auf dem Grat entlang führte! Es roch hier geradezu nach Schweinen. Wir haben zwar keins zu Gesicht bekommen, trafen aber bei einem spätern Aufstieg Eingeborene, die mit einem erbeuteten Frischling herunterkamen, den sie mit Hunden gestellt und mit einer Axt erschlagen hatten. Das Tier sah gerade so aus wie die zahmen Artgenossen im Dorfe San Pedro. Auf dem Wechsel ging es durch immer niedriger werdenden und immer abenteuerlicher mit Moosen und Hymeno-

218. Kraterſee mit dem hohen ſüdlichen Kraterrand. (S. 344.)

219. Pico do Fogo am Kraterſee. (S. 344.)

220. Baum mit Epiphyten auf dem Gipfel des Quioveo. (S. 349.)

221. Insel Tortuga, geschichteter und stark erodierter Kraterrand. (S. 344.)

phyllen behangenen Nebelwald zum Gipfel. Was wir dort an Epiphytenvegetation sahen, spottet jeder Beschreibung und übertrifft noch weit die Flora des Quioveo; die Santa Mina empfängt ja die von Süden her die Abhänge herauf sich wälzenden Nebelschwaden aus erster Hand.

Die Entwicklung der Hymenophyllen, der zarten Hautfarne, scheint hier an der Grenze des Möglichen angelangt zu sein. Gleich gewaltig vergrößerten Webervogelnestern oder gleich „weitbauchigen Riesenflaschen" pendeln diese Feuchtigkeit triefenden, manchmal über mannsdicken Farnmassen an den Zweigen, die unter ihrer Last herabhängen, im Nebel hin und her. Am meisten überraschten uns hier auf dem Gipfel der Santa Mina die Baumfarne (Abb. 222). Seltsam genug sehen sie aus im Vergleich mit ihren Artgenossen im Bergwald von Fernando Poo; sie verhalten sich zu ihnen wie windzerzauste Wetterfichten an der Baumgrenze zu den schlanken hohen Schwestern unten im Tal. Krumme, schwache Stämme tragen nur wenige, gleichsam verkrüppelte Wedel, die unter dem Einfluß des ständig wehenden Südwestwindes nach einer Seite gedrängt sind. Daß sie auf dem Quioveo fehlen, ist uns geradezu ein Rätsel, da der Wind die Sporen von der Santa Mina dorthin tragen müßte; während aber hier im ganzen sicherlich einige hundert Stämme stehen, sahen wir dort nicht ein einziges Exemplar. Hier oben trieft alles von Feuchtigkeit; der tiefschwarze Humusboden, der trotz der Steilheit und Schmalheit des Grates den Fels verdeckt, war so schlüpfrig, daß wir vorsichtig treten mußten, um nicht auszugleiten. Und immer neue Nebelmassen jagten von Süden heran, selten gaben sie den Ausblick frei. Im Norden stürzen in unzugänglicher Steilheit die Hänge des Monte Cusuzua zu Tal; dahinter erhebt sich der Quioveo, der einen breiten Ausläufer nördlich des Tals von San Pedro nach Osten sendet, bis es im Monte Abicin, dem Gegenstück zum Monte Cacinca, jäh ins Meer hinabfällt. Im Süden bricht der Gipfel der Santa Mina unmittelbar in einer fürchterlichen Steilwand ab; von ihrem Fuße ziehen scharfe, schmale Grate, mit sanfteren Böschungen wechselnd, dem Meere zu, in das sie sich als Halbinsel fortsetzen. Weit draußen aber ragen drei

einsame Klippen aus den brausenden Wogen. Eine naive Anschauung kann kaum etwas Besonderes an diesen winzigen Felsinselchen finden, für den empfindsamen Reisenden gewinnen sie aber, als die letzten Vorposten des Landes in der ungeheuren Wasserwüste gegen Süden bis zur Antarktis, eine symbolische Bedeutung, und aus diesem Gedankengang heraus gab ihnen wohl ein Geograph die Namen der portugiesischen Entdecker Santarem, Escobar und Fernando Poo.

Während ich nicht über San Pedro und die Santa Mina hinauskam, dehnte Schultze zur Vervollständigung seiner topographischen Aufnahmen die Ausflüge teils im Boot, teils zu Lande noch weiter nach Süden aus, bis zum Dorfe San Antonio. Eine Rundfahrt um die Insel ließ sich leider nicht bewerkstelligen, da im Südwesten und Westen Seegang und Brandung zu stark waren. Es gab aber auch im Norden noch manches zu tun; hier boten schon in geringer Entfernung von unserm Lager die bei Ebbe zu Tage tretenden Lavaklippen ein reiches Feld für das Sammeln und Beobachten von Seetieren und Meeresalgen und eine unerschöpfliche Quelle des Naturgenusses. Als die Lavaströme des Nordkraters, denen das flache Vorland im Nordwesten seine Entstehung verdankt, in das Meer sich ergossen, wurden ihre feurigen Massen beim Zusammenstoß mit den Wasserfluten gleichsam in Fetzen zerrissen und bildeten beim Erstarren ein zerklüftetes Gewirr von Vorsprüngen, Inseln und Klippen, die starr und schwarz in dem weißen Gischt der Brandung stehen, der in ewig wechselndem Spiel der Wellen sie umrauscht und übersprüht (Abb. 225). Eine lange hohe Klippe ragt wie eine schwärzliche Mauer weit hinein in die See; eine schwere Dünungswoge rollt schräg dagegen an, gewaltig bäumt sie sich bei dem Widerstand des festen Gesteins und, sich überschlagend, begräbt sie das Riff unter einem Schwall brausender, schäumender Fluten, die in zahllosen kleinen, weißen Wasserfällen wieder von dem schwarzen Fels herniederrauschen. In lange, schmale Kanäle zwischen vorspringenden Klippen, rauschen die Brandungswellen hinein und höhlen am Ende auch den harten Basalt zu Grotten aus. Wenn sich beim Erkalten der Lava

überdeckte Gänge und Hohlräume gebildet haben, die gegen das Meer zu unter der Hochwasserlinie offen sind, dann pressen die stärkeren Wogen das Wasser mit gewaltiger Kraft hinein, und es entsteht im Innern ein solcher Druck, daß schließlich die Decke oben irgendwo durchbrochen wird und ein starker Springbrunnen emporschießt. Vorher entweicht in manchen Fällen mit Heulen und Pfeifen die Luft, und man kann sich bei diesem Warnungssignal noch rechtzeitig einem Sturzbad entziehen. Die Erscheinung ist keineswegs bei Flut am stärksten, auch bringt nicht jede Brandungswelle eine gleich kräftige Fontäne; die Wirkung hängt offenbar ab von der Lage der Öffnung und von der Art, wie die Woge eindringt; wenn z. B. nach einer stärkern Eruption das Wasser in den Gängen zurückströmt, dann hemmt es die Kraft der nächsten Welle und verhindert das Zustandekommen der merkwürdigen Erscheinung. Als wir das Phänomen zuerst von Bord der „Annobon" aus an der Küste von São Thomé sahen, konnten wir es uns nicht befriedigend erklären und vermuteten schon direkte vulkanische Ursachen, also eine Art Geiser.

Auf der Abbildung 226 ist freilich die Entfernung der Austrittsöffnung vom freien Wasser so gering, daß der Zusammenhang klar ist; wenn aber, wie auf der kleinen Ilha das Rolas im Süden von São Thomé, nahezu 30 Meter von der Strandlinie entfernt eine Fontäne aus dampfähnlichem Wasserstaub mindestens 15 Meter hoch emporschießt, dann ist ein Irrtum schon eher begreiflich. Als wir die Ursache erkannt hatten und nach einem Namen für die Erscheinung suchten, da schien uns die Bezeichnung „Brandungsgeiser" Wesen und äußere Erscheinung am treffendsten wiederzugeben.

Um die schwarzen Klippen und Uferwände von Annobon zieht sich eine helle Strandlinie; hier wachsen, bei Ebbe gerade noch von den höchsten Brandungswellen erreicht, bei Flut gerade noch aus dem Wasser auftauchend, wenn die Woge zurückbrandend ihren tiefsten Stand erreicht, die seltsamen Gebilde der Kalkalgen oder Corallinaceen. Sie sind verwandt mit den oft äußerst zierlichen und zarten roten Algen oder Tangen, wie sie auch an den Küsten der Nordsee

häufig vorkommen, haben aber äußerlich gar keine Ähnlichkeit mit ihnen, sondern erinnern eher etwas an die Bauten der tierischen Korallen. Es sind starre steinharte Gebilde, die teils als Krusten den Fels überziehen, teils blattartige Formen zeigen, ähnlich manchen Holzschwämmen aus der Verwandtschaft der Polyporeen; häufig entwickeln sie sich auch zu großen Knollen, die aus einem Astwerk stumpfer geweihartig verästelter, dicht gedrängter Zweige bestehen (Abb. 228). Die Farbe schwankt von mattem, rötlichem Gelb oder schmutzigem Graugelb bis zu zartem Rosenrot und kräftigem Violett. Wo sie dem vollen Sonnenlicht ausgesetzt sind, ist die Farbe bleich und verwaschen, am kräftigsten und reinsten erscheint sie in den krustenartigen Überzügen, die die schattigen Grotten und wasserdurchströmten Gänge auskleiden.

Der Gürtel der Kalkalgen beginnt an den freien Küstenfelsen oben stets mit einer flachen Kruste, die sich am äußern Rande in einzelne Flecken auflöst, so daß der schwarze Fels wie bespritzt erscheint; darunter erst wachsen die knolligen und bäumchenartigen Gebilde frei von der Unterlage empor, und noch tiefer, also meist unter Wasser, gedeihen wieder nur krustenartige Überzüge. Offenbar finden die Korallinen bei ständigem Wechsel von Luft und stark bewegtem Wasser ihre besten Lebensbedingungen, und so entspricht die Linie ihrer stärksten Entwicklung der mittlern Wasserhöhe zwischen Ebbe und Flut. Da der Norden dem direkten Anprall der vom Winde getriebenen Wogen nicht ausgesetzt ist, sondern nur unter der gleichmäßigern Wirkung der Dünung, des sich gleichbleibenden Pulsschlages des Ozeans, steht und der Unterschied zwischen Ebbe und Flut nur etwa einen Meter beträgt, ist hier der Korallinengürtel ziemlich schmal, besonders wenn die Ränder der Klippen steil abfallen. Anders ist es auf der Westseite, an der der herrschende Südwestwind die Brandungswellen hoch emportreibt. Hier ist der Unterschied zwischen Wellenberg und Wellental so groß, daß die Kalkalgen in stärkstem Wachstum einen weit breitern Gürtel bilden. Wenn der Fels sich hier noch allmählich senkt, so daß die Wogen lang auslaufen können, dann dehnt der Gürtel sich auch horizontal weit aus, und große Flächen sind mit den Korallinenknollen bedeckt.

222. Gipfel der Santa Mina. (S. 353.)

223. Lavaklippen mit Kalkalgen. (S. 357.)

224. Strand von San Pedro. (S. 351.)

Auf Abbildung 223 sind Klippen der Westküste dargestellt. Man sieht oben das kahle schwarze Gestein, das etwas tiefer schon gefleckt erscheint; die Flecken verdichten sich zu einem hellen Überzug und über dem Schaum der Brandung wachsen die wiederum dunkler gefärbten knolligen Formen der Kalkalgen. Es war nicht leicht, diese Gebilde zu sammeln und an ihrem natürlichen Standort zu photographieren; es war überhaupt nur bei Ebbe möglich, und dann mußte immer der Zeitpunkt abgepaßt werden, in dem die Brandungswelle den tiefsten Stand erreicht hatte; wenn die Woge unerwartet schnell zurückkehrte oder einmal besonders hoch hinaufschlug, dann war ein Sturzbad wider Willen sicher.

In den flachen Mulden und den oft ziemlich tiefen und ausgedehnten Becken und Spalten, die bei Ebbe vom Meere ganz abgeschnitten sind oder nur von den höheren Brandungswellen erreicht werden, konnten wir mit mehr Muße sammeln und beobachten. Sie bilden natürliche Aquarien, die uns immer von neuem in Entzücken versetzten. Die Wände sind von Korallinen ausgekleidet, die vom Rande her allmählich in das Becken hineinwachsen. Ihre Bauten schneiden mit dem Wasserspiegel (bei Ebbe) ab und haben deswegen eine feste, ziemlich glatte Oberfläche; gegen das Innere des Beckens aber bilden sie die zierlichsten Blätter, Spitzen und Zacken. Es ist, als seien diese Aquarien von einem Gesimse umzogen, für dessen Gestaltung die wunderlichsten Tropfsteinbildungen vorbildlich gewesen sind. Auch von den Rollsteinen, die meist auf dem Grunde der Becken liegen, wachsen die zierlichen rosenroten oder zartvioletten festen Bauten der Kalkalgen empor, gotischen, mit üppigstem Schnörkelwerk gezierten Türmchen vergleichbar.

In und zwischen diesen starren Bauten regt sich mannigfaches Leben. In kleinen Höhlungen sitzen Seeigel, graue und braune, dunkelviolette und fast schwarze mit prachtvoll schimmernder blauer Zeichnung und furchtbaren langen, nadeldünnen, glasharten spröden Stacheln; dunkelrote Aktinien, zierliche Seenelken, kleine langarmige Seesterne und hin und wieder auch ein kleiner Polyp, ein Octopus. Dazwischen kriechen schön gezeichnete Mantelschnecken dahin, und bunte Korallenfische in

verschiedenen Arten schießen blitzschnell hin und her, für den Kescher unerreichbar, da sie sogleich in den „Laubengängen" verschwinden, die die Kalkalgen gebaut haben. Und das Leben erst, wenn man einen Korallinenbau zerschlägt! In den Gängen und Höhlungen wimmelt es von verschiedenen Krebstierchen und Würmern, und immer wieder bedauerten wir, daß wir keine eingehenderen Kenntnisse dieser eigentümlichen Meeresfauna und -flora besaßen. So viel zu sehen und zu sammeln gab es hier, daß wir immer ungeduldig warteten, bis die Ebbe den Zugang zu diesen reizenden Aquarien gestattete.

Die Abbildung 228 ist vielleicht auch nach dem vorher Ausgeführten nicht ohne weiteres verständlich und soll deshalb hier genauer erklärt werden. Sie stellt einen Teil eines flachen Beckens dar, zum Teil durch das Wasser hindurch photographiert. Oben sieht man den schwarzen Lavafels mit weißen Muscheln besetzt, die bei Ebbe sich außerhalb des Wassers befinden. Der Rand des Wasserspiegels wird durch eine feine weiße Schaumlinie angedeutet, die besonders am rechten Rand etwas oberhalb der Mitte sichtbar ist. Der ganze Boden des Beckens ist von einem weißlichen krustenförmigen Überzug von Kalkalgen bedeckt, über dem sich größere knollig-traubige Gebilde erheben. Die schwarzen stacheligen Kugeln, von denen eine ziemlich genau in der Mitte des Bildes zu sehen ist, sind dunkelviolette Seeigel. Wegen der Reflexion des Lichtes erscheint der linke untere Teil der Figur undeutlich weißlich. Die Korallinaceenbildungen in tieferen Becken sind auf anderen Photographien schöner zu sehen, doch wurde gerade diese Aufnahme Schultzes wiedergegeben, weil hier die Seeigel besonders gut herausgekommen sind.

Zeit war uns für Meerstudien und Strandwanderungen mehr als reichlich beschieden. Sehnsüchtig hielten wir am 5. Oktober Ausschau, ob nicht endlich am Horizont der spanische Dampfer auftauchen würde. Aber unser Harren war wieder vergeblich. Wie wir später in Santa Isabel erfuhren, war der Gouverneur zwar bereit, den bis Principe fahrenden Dampfer nach Annobon zu schicken, doch wurde für die an sich gar nicht bedeutende Verlängerung der fahrplanmäßigen Tour

eine hohe Summe berechnet, so daß Herr Krull es vorzog, nach Hamburg telegraphisch die Bitte zu richten, es möge ein Kameruner Regierungsdampfer uns abholen.

Das lange Warten wurde schließlich recht ungemütlich. Es fehlte uns freilich an nichts, wir hatten Hühner, Eier, Fische, Bananen und Jams in Fülle, und wenn wir Schweinebraten geschätzt hätten, hätten wir auch diesen jederzeit haben können. Die Eingeborenen waren freundlich und dienstwillig, und unsere Beziehungen zu den beiden gemütlichen Patres und zu dem Delegado waren die denkbar besten. Abgesehen von der Moskitoplage wäre der Strand von Palé ein geradezu idealer Badeaufenthalt gewesen. Wenn nur die Ungewißheit nicht gewesen wäre!

Wir fingen an Iphigenie zu zitieren: „An dem Ufer steh' ich lange Tage" usw. Wir verfielen auf alle möglichen Kombinationen, um uns zu erklären, weshalb kein Dampfer kam. Auch an Krieg dachten wir und wußten doch nicht, wie damals die Entscheidung auf des Messers Schneide stand. Schließlich nahm der Stumpfsinn überhand, und wir fingen an wie Ferienkinder im Sande zu „buddeln", um das Wasser abzuleiten, das die Springflut über den dünenartigen Sandstrand bei unserem Lager in die Mündung eines ausgetrockneten Bachlaufes geworfen hatte! Wir machten uns gefaßt, daß die unfreiwillige Robinsonade auf Annobon sich bis zur fahrplanmäßigen Ankunft des spanischen Dampfers Anfang November ausdehnen würde; wir malten uns voller Galgenhumor aus, wie wir Neujahr 1912 auf der Neujahrsinsel feiern würden: da jagten uns am Morgen des 13. Oktober die Boys aus den Betten mit dem Alarmruf: „Steamer live for come!"

Die erste Antwort war: Du bist verrückt! Wir waren nämlich schon zweimal genarrt worden; zweimal schon waren die großen schwarzen Dampfer der belgischen Kongolinie stolz vorbeigezogen und hatten unser Lager in unnötige Aufregung versetzt. Diesmal hatten die Jungen aber recht. Wirklich kam ein weißes Fahrzeug aus der Richtung von São Thomé daher, und bald erkannten wir die Kameruner „Nachtigal". Während die Boys die Zelte abbrachen und die

Lasten zusammenpackten, die die braven Annobonesen zur Landungsstelle trugen, gingen wir noch einmal zu einem besonders schönen Aussichtspunkt auf der Westseite (Abb. 229) und stiegen hinauf zu dem Kratersee, um Abschied zu nehmen von unseren Lieblingsplätzen und den Herren von der „Nachtigal" etwas von den Sehenswürdigkeiten der Insel zu zeigen, deren Besuch für sie in dem Einerlei der Kameruner Küstenfahrten eine willkommene Abwechslung war. Nachdem wir uns auf der Mission verabschiedet hatten, gingen wir gegen Abend in See. So oft wir diesen Augenblick auch herbeigesehnt hatten, wurde mir der Abschied doch schwer, und lange noch schaute ich zurück zu dem kleinen Eiland, das uns an Schönheit mehr beschert hatte als die ganze lange Wanderung durch Südkamerun, und ich dachte an Weylas Gesang:

Du bist Orplid, mein Land,
Das ferne leuchtet . . . .

Die „Nachtigal", die uns nach den Erfahrungen mit der „Annobon" als der reinste Luxus- und Schnelldampfer erschien, machte gute Fahrt. Am nächsten Morgen hatten wir schon São Thomé passiert, und am Morgen des 15. Oktober liefen wir in den Hafen von Santa Isabel ein.

Daran schließen sich die Erlebnisse, die schon im vorigen Kapitel geschildert sind, der Besuch des Südens von Fernando Poo und die Besteigung des Piks. —

Den Schluß mögen einige Angaben über die Geschichte von Annobon und seine Bewohner bilden.

Die Insel wurde vor mindestens 300 Jahren von São Thomé her mit Negersklaven besiedelt, von denen die jetzigen Bewohner abstammen. In der Zeit der portugiesischen Herrschaft scheinen ständig Europäer dort gewesen zu sein, darunter auch Geistliche, so daß die Annobonesen von alters her Christen sind. 1778 wurde Annobon zusammen mit Fernando Poo an Spanien abgetreten. Als aber die Expedition des Grafen Argelejos unter Primo de Rivera hierher kam, wiesen die Portugiesen sie zurück, indem sie sich darauf beriefen, daß sie schon lange im Besitz der Insel gewesen seien und erklärten, sie seien

225. Lavaklippen im Nordweſten. (S. 354.)

226. Brandungsgeiſer. (S. 355.)

zu bewaffnetem Widerstand entschlossen. Darauf fuhren die Spanier wieder ab; nach dem Scheitern der Expedition kümmerten sie sich um Annobon noch weniger als um Fernando Poo.

Die Portugiesen müssen aber die Insel bald darauf freiwillig aufgegeben haben, denn die englische Nigerexpedition vom Jahre 1841 fand überhaupt keinen Europäer. Die Eingeborenen waren schon lange sich selbst überlassen und bildeten ein republikanisches Gemeinwesen mit einem „Governor" an der Spitze, dessen Regierungszeit jedesmal so lange dauerte, bis wieder 10 Schiffe die Insel besucht hatten! In früherer Zeit wurde nämlich Annobon gar nicht selten angelaufen, da es dort gutes Trinkwasser und billige Lebensmittel gab. Die Äußerlichkeiten des katholischen Ritus wurden noch gewissenhaft eingehalten, doch stellte die Religion der Annoboneser ein „Gemisch von Christentum und Fetischismus" dar.

Eine etwa 30 Meter lange hölzerne Kirche war vorhanden, die sich aber nur in der Größe von den Wohnhäusern unterschied. Die Leute erzählten, daß früher ein ansehnlicheres, von Europäern erbautes Gebäude als Gotteshaus gedient habe; doch war das so lange her, daß ein alter Mann meinte, es sei noch vor seines Vaters Zeit gewesen. Auf dem Gipfel des Fogo, den Allen „Pico massa fina" nennt, standen bereits damals drei Kreuze.

Die spanischen Expeditionen, die Fernando Poo besuchten, sind zwar gelegentlich auch nach Annobon gekommen, doch beginnt die dauernde Niederlassung von Spaniern erst mit der Gründung der Mission im Jahre 1885. Als bald darauf das deutsche Schiff „Cyclop" die Insel als herrenloses Gut in Besitz nehmen wollte, hißte der Pater Juanola die spanische Flagge und wahrte so die Hoheitsrechte seiner Nation. (Nach der Darstellung in der Segunda Memoria de las Misiones de Fernando Poo.)

Die Aufnahme, die die Mission fand, war keineswegs freundlich. Die Ältesten der kleinen Republik fühlten ihr patriarchalisches Ansehen bedroht und brachten es dahin, daß die Bevölkerung monatelang jeden Verkehr mit den Missionaren mied. Allmählich besserten sich zwar die

Beziehungen, doch kamen noch oft Rückschläge, und auch heute noch ist das Verhältnis kein besonders inniges. Der Umstand, daß die Annobonesen bereits Christen waren, wirkte dabei mehr hinderlich als fördernd; sie hatten ja und haben noch heute überall auf der Insel kleine alte Kapellen, in denen auf primitiven Altären rührend einfache Heiligenbilder stehen; sie hatten in Palé ihre „iglesia parroquial", sie hatten ihren schwarzen „cura", der ihnen die Festtage verkündete und die Kinder taufte, was brauchten sie da die Spanier, die noch dazu ihre alten Bräuche nicht als Christentum anerkennen wollten!

Es ist ergötzlich zu lesen, wie sich die Patres den Kopf zerbrachen, ob die von dem schwarzen Cura vollzogene Taufe die Gültigkeit des Sakraments habe, und wie deswegen sogar die Entscheidung der höchsten kirchlichen Instanzen in Rom eingeholt wurde! Heute hat sich die Mission äußerlich stattlich entwickelt (Abb. 216). Die weißgetünchte Kirche ist 30 Meter lang und 13 Meter breit und innen sehr würdig und geschmackvoll ausgestattet; die Decke bildet sogar ein mühsam in Holz ausgeführtes Kreuzgewölbe. Während unserer Anwesenheit ging ein hübsches, großes Wohngebäude, das sich unmittelbar an die Kirche anschließt, seiner Vollendung entgegen. Steine gibt es auf Annobon mehr als genug, Sand auch, und Kalk von bester Beschaffenheit liefern die schönen Kalkalgen und Korallen des Meeres. Das Ganze stellt eine höchst anerkennenswerte Leistung dar.

Mit dieser glänzenden äußern Entwicklung der Mission hat aber die innere keineswegs Schritt gehalten. Das Verhältnis zu den Eingeborenen ist noch immer ziemlich lose, und es wollte uns manchmal scheinen, als hätten die Annobonesen zu uns mehr Vertrauen als zu den Missionaren. Auch der Einfluß des Delegado, des spanischen Regierungsvertreters, scheint nicht weit zu reichen.

Von der Bevölkerung haben wir einen recht sympathischen Eindruck gewonnen. Die Annobonesen sind verhältnismäßig fleißig und auffallend ehrlich, sehr im Gegensatz zu anderen befreiten Sklaven, z. B. den englischen Missionsnegern in Santa Isabel und später in Victoria, von denen schon Allen im Bericht der Nigerexpedition klagt,

daß eine faule Bevölkerung von befreiten Afrikanern aus Sierra Leone die Vorteile eines der reichsten Böden der Welt vernachlässigt. Arbeiten müssen sie, um leben zu können, denn von der vielgerühmten und oft sehr übertriebenen „unerschöpflichen Fruchtbarkeit des Tropenklimas" ist hier keine Rede. Von ihrer Ehrlichkeit hatten wir häufig Beweise. Da wir nur größeres Silbergeld mitgenommen hatten und auf der Mission nicht genügend Kupfermünzen bekommen konnten, bezahlten wir geringe Mengen von Lebensmitteln oft zunächst mit einem „Dollar" (5 Pesetas). Dann erschien, manchmal erst am folgenden Tage, der uns persönlich ganz unbekannte Mann wieder und brachte in kleiner Münze den überschüssigen Betrag zurück. Als wir bei einem Ausflug auf die Santa Mina Sachen, die wir nur auf der Bootfahrt gebraucht hatten, in San Pedro einem vertrauenswürdigen „Hausbesitzer" zur Aufbewahrung übergeben wollten, erklärte unser „Chum", das sei nicht nötig, wir könnten alles am Strande niederlegen, es würde nichts gestohlen.

Dieser „Chum" war auch eine Eigentümlichkeit von Annobon. Kurz nach unserer Ankunft erschien ein Mann, der erklärte, er wolle unser „Chum" sein. Er erwies sich als sehr nützlich, indem er für Lebensmittel sorgte, als Führer diente, Boote verschaffte usw. Den Sinn des Wortes konnten wir uns zunächst nicht erklären und wir glaubten, es sei eine Bezeichnung aus dem verballhornten Portugiesisch, das die Annoboneser neben etwas Spanisch und Neger-Englisch sprechen; später erst erfuhren wir, daß es aus dem Englischen stammt. Ein anderer stellte sich als „Chum" von Boyd Alexander vor.

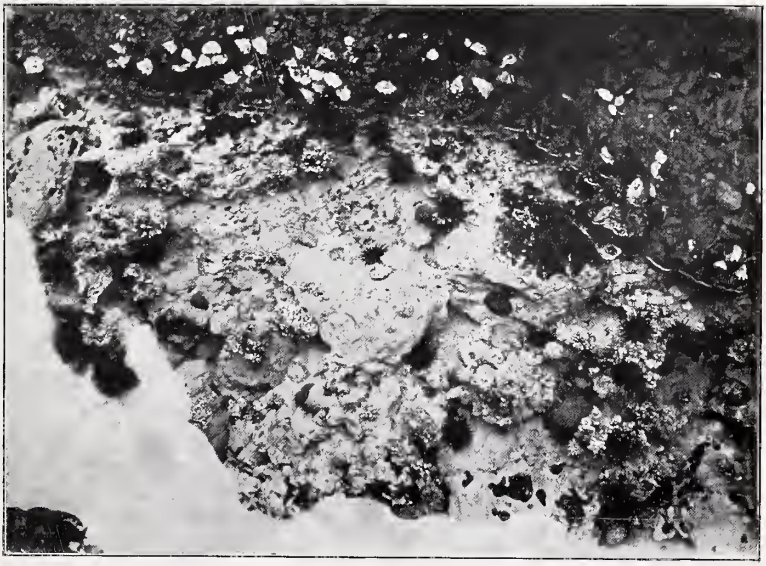
Die Einwohnerzahl dürfte nach niedriger Schätzung 1000, nach höchster 1500 betragen; 3000 ist sicher sehr übertrieben. Der größte Teil der Bevölkerung wohnt in der „Hauptstadt" Palé oder Ambo im Norden, der Rest in San Pedro im Osten, Santa Cruz im Westen und San Antonio im Süden.

Die Vorzüge von Palé beruhen auf der ziemlich geschützten Reede und dem breiten Sandstrand, der das Landen der Boote sehr erleichtert, sowie auf dem ebenen Gelände, das eine ungehinderte

Ausdehnung der Ansiedlung und die Anlage breiter Straßen ermöglicht. Andererseits hat die Brise hier wenig Zutritt, und die Moskitoplage ist deshalb sehr groß. Auch mangelt es an Trinkwasser; während der Trockenzeit muß es vom Kratersee geholt werden. Die Mission hat zwar einen tiefen Ziehbrunnen gebaut, der sehr gutes Wasser liefert; sie hält ihn aber unter Verschluß und gibt ihn, aus hygienischen Gründen, nicht für die allgemeine Benutzung frei. Die Häuser, die in langen ziemlich regelmäßigen Reihen angeordnet sind, sind aus Brettern aufgebaut und mit langem Grase gedeckt. Es ist eine merkwürdige Bauart, eine Art Schiffsplankenstil. Da die Planken nicht mit großen Sägen, sondern durch Behauen mit Beilen hergestellt werden, ist die Arbeit höchst mühevoll.

Die Beschäftigung der Männer ist der Fischfang und die Palmweinbereitung, die der Frauen die Bestellung der Felder. Vormittags wird tüchtig gearbeitet, nachmittags herrscht Ruhe. Für Ackerbau kommt besonders das flache Vorland im Nordwesten in Betracht. Der Boden ist zwar fruchtbar, aber sehr steinig und mühsam zu beackern; die Lavabrocken, die dabei fortgeräumt werden, werden rings um die kleinen Felder zu Wällen und Mauern geschichtet, die durch lebende Hecken von Jatropha Curcas noch verstärkt werden. Auf diesen Äckern wird fast ausschließlich Kassada gepflanzt. Bananen gedeihen hier unten wegen der großen Trockenheit und des Mangels an künstlicher Bewässerung nicht, sie wachsen oben in den Bergen bei Beginn der Nebelwaldregion. Verwildert finden sich Orangen, Spondias lutea, wenige Tamarinden, der Affenbrotbaum und ganz vereinzelt Anacardium occidentale. Eine große Rolle spielen die Ölpalmen, besonders wegen des Palmweins; sie werden aber nicht angepflanzt, sondern wachsen überall wild oder doch verwildert. Kokospalmen gibt es in größerer Menge nur bei Palé. Von Haustieren werden besonders schwarze Schweine und stattliche Hühner gehalten, die das afrikanische Eingeborenenhuhn weit übertreffen. Eine wichtige Nahrungsquelle für die Annoboneſen ist der Fischfang. Sie benutzen Angeln, Netze und Harpunen mit gleicher Meisterschaft; mit letzteren

227. Klippen mit Kalkalgen. (S. 356.)



228. Kalkalgen und Seeigel in einem flachen Becken. (S. 358.) ×

229. Steilküſte im Oſten mit Grotte. (S. 351.)

230. Weſtküſte mit Vogelinſel, Abfall des Quioveo. (S. 360.)

gehen sie auch den Haien und sogar den Pottwalen zu Leibe, die zu gewissen Jahreszeiten massenhaft die Gewässer um die Insel aufsuchen.

Nach allem was wir in Annobon gesehen haben, erscheint mir eine Schilderung ganz unverständlich, die sich im ersten Heft von von Klödens „Afrikanischen Inseln" (Berlin 1871) findet, einer Abhandlung, die zuweilen als Quelle zitiert ist.

„Die Insel hat Kegelgestalt und ist von einem Kranz von Palmen umzogen (sic!). Mehr verhungertes und heruntergekommenes Volk kann man nirgends sehen. Die Berge verraten kein bedeutendes Pflanzenleben, nicht nur weil wenig Regen fällt, sondern auch wegen der entschieden vulkanischen Natur des Erdreichs; sie liefert daher nicht den nötigen Unterhalt für die Bewohner, deren große Trägheit auch dem Boden nichts durch Kunst abringt, was er freiwillig zu geben verweigert. Sonach leben sie hauptsächlich vom Fischfang, der nicht reichlich ist, und deshalb herrscht eigentlich stets Hungersnot, so daß die Bewohner eher wandelnden Skeletten als Menschen ähnlich sehen und so heruntergekommen sind, daß sie ihre drei- und fünfjährigen Kinder gern für einen Schiffszwieback hingeben."

Klöden hat aus einer spanischen Quelle geschöpft, und es wäre immerhin denkbar, daß zur Zeit, als der Verfasser derselben die Insel besuchte, eine vorübergehende Hungersnot geherrscht hätte. Wahrscheinlich ist aber auch das nicht, und als Darstellung der gewöhnlich herrschenden Verhältnisse ist die Schilderung geradezu heller Unsinn. Schon der erste Satz ist geeignet, starkes Mißtrauen gegen die Glaubwürdigkeit des Ganzen zu wecken.

Da hat Otto Friedrich von der Gröben, der wackere brandenburgische Kolonialpionier unter dem Großen Kurfürsten, der Gründer von Groß-Friedrichs-Burg an der Goldküste, bei einem Besuch der Insel im Jahre 1683 weit richtiger beobachtet, wenn er in seiner „Guineischen Reisebeschreibung" (Marienwerder 1694) sagt:

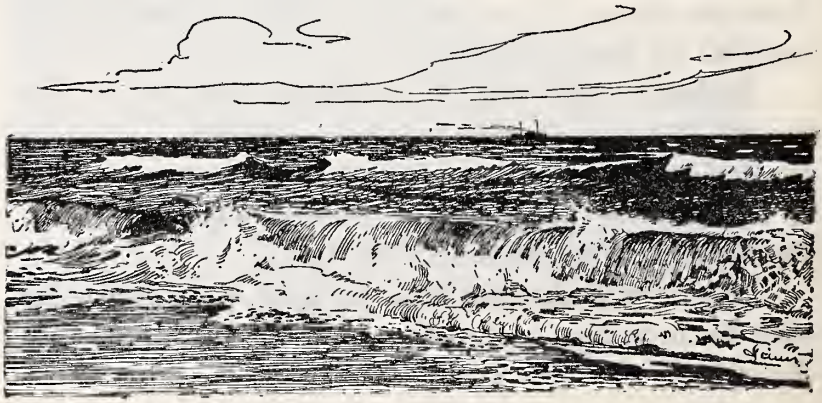
„Die dritte Portugiesische Insel, so zwischen dem Aequatore und Linea Capricorni lieget, ist Annoboam, so klein, lustig und fruchtbar. Sie wird bloß durch einen Portugiesen regieret, welcher alle Schwartzen

unter seiner Contribution hat. Daselbst laufen auch viele Schiffe an, weil die Erfrischung sehr wohlfeil."

Ebenso befriedigt sind die Teilnehmer der englischen Nigerexpedition vom Jahre 1841 von einem „sehr angenehmen achttägigen Aufenthalt auf diesem interessanten kleinen Eiland, das in ihrer Erinnerung stets ein Glanzpunkt bleiben wird".

In einem Punkt stimmen wir allerdings mit den alten Berichterstattern nicht überein; sie erklären die Insel für sehr gesund, und das ist nach unseren Beobachtungen wegen der Moskitoplage nicht der Fall. Es gibt sehr viele Anopheles am Kratersee und auch in Palé; wahrscheinlich ist der See die Brutstätte dieser Blutsauger. Durch Verlegung des Dorfes an eine Stelle, wo die Seebrise ungehinderten Zutritt hat, würde sich der Gesundheitszustand allerdings bessern. Davon wollen aber die sehr konservativen Einwohner nichts wissen; auch wäre ihnen der Weg zum Sandstrand zu weit.

Wirtschaftliche Bedeutung wird die Insel, die einen Flächenraum von nur 17 Quadratkilometern bedeckt, von denen noch dazu ein großer Teil unzugängliches Felsgelände ist, nie erlangen. Ob sie als Kohlenstation oder Flottenstützpunkt jemals in Betracht kommen kann, soll dahingestellt bleiben. Besonders geeignet dürfte sie dafür nicht sein, da die Hafen- und Landungsverhältnisse nicht gerade sehr günstig sind. Ihr wertvollstes Produkt sind ihre Bewohner, die ein sehr brauchbares und zuverlässiges Personal für Küstenfahrzeuge abgeben würden.



Übersicht über die wissenschaftlichen Ergebnisse der deutschen Zentralafrika-Expedition 1910/1911.

Von Professor Dr. Georg Thilenius.

Die Expedition Seiner Hoheit des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg sollte ursprünglich den afrikanischen Kontinent vom Kongo zum Nil durchqueren und vor allem den Sudan erforschen. Politische Gründe vereitelten den Plan, und die Expedition teilte sich in eine Hauptexpedition, die unter Führung des Herzogs vom Kongo zum Tschadsee reiste, und drei Teilexpeditionen, von denen die der Herren Dr. Schultze und Dr. Mildbraed vom Kongo durch Südkamerun nach den Guinea-Inseln, die beiden anderen ostwärts von Herrn Oberleutnant von Wiese und Kaiserswaldau durch die Staaten der Asande und von Herrn Dr. Schubotz den Uelle entlang zum Nil ausgeführt wurden.

Die Teilung der Expedition hatte eine Trennung der Fachleute zur Folge, und statt der annähernd gleichmäßigen Erforschung eines Landstrichs durch Vertreter der Geographie, Zoologie, Botanik, Ethnographie haben die einzelnen Expeditionen in dem einen oder andern Gebiet bald dieser bald jener Wissenschaft vorwiegend oder ausschließlich gedient. Ihren Führern blieb in dem durch Zeit und Mittel gebotenen Rahmen volle Bewegungsfreiheit, um besonderen Aufgaben nachzugehen. Abgesehen von den reichen Sammlungen, die wie alle

aus dem Erdteil der großen Tiere und mannigfaltigen äußern Kultur der Eingeborenen heimgebrachten ein buntes Bild bieten, sind geschichtliche Nachrichten, Notizen, beantwortete Fragebogen, Photogramme und bildliche Darstellungen in Fülle gewonnen und bestimmte wissenschaftliche Fragen studiert worden. Jahre werden vergehen, bis das vielgestaltige Material, das jetzt zum Teil noch der technischen Vorbereitung unterliegt, gesichtet und für die Veröffentlichung reif ist. Immerhin läßt sich schon die Richtung erkennen, in der die besondere Bedeutung der Expedition für die eine oder andere Wissenschaft liegen wird.

Die Haupt- und drei Teilexpeditionen haben im ganzen rund 13000 Kilometer zurückgelegt. Ihre Routenaufnahmen bringen eine wesentliche Ergänzung des Kartenbildes und der geographischen Kenntnis von dem Grenzgebiet zwischen dem großen Wald und der Steppe. Die Erforschung des Urwaldgebiets, das sich im Süden Kameruns zwischen der alten deutsch-französischen Grenze und der Westküste erstreckt, war besonders die Aufgabe der Teilexpedition Schultze-Mildbraed.

Da aus diesem Gebiete nur sehr spärliches wissenschaftliches Material vorlag — meist waren es topographische Arbeiten —, sollten alle Zweige der Geographie berücksichtigt werden.

Zunächst kam es nach dem Bericht des Herrn Dr. Schultze darauf an, für die Beurteilung der im Urwaldgebiet sehr schwer erkennbaren Oberflächengestaltung neues Material zu erhalten. Dazu wurden an allen wichtig scheinenden Punkten Höhenmessungen mit dem Siedeapparat vorgenommen; die dazwischen erfolgten Aneroidablesungen wurden ständig durch Vergleich mit dem Siedeapparat kontrolliert, so daß auch sie einigermaßen zuverlässige Werte ergeben.

Aus diesen Beobachtungen, einer Anzahl von Rundpeilungen, die bei jeder Gelegenheit aufgenommen wurden, und Routenaufnahmen zwischen Ebolowa und der Küste sowie auf andern kürzern Strecken in zum Teil topographisch bisher nicht erkundeten Gebieten wurden wichtige Ergänzungen zu den Kenntnissen von der Morphologie von Südkamerun gewonnen. Vor allem wurde festgestellt, daß die Höhenverhältnisse, so z. B. die des Südkameruner Randgebirges, sehr überschätzt

worden waren. Die Hochebene des Urwaldgebiets, die nach dem Sanga zu ganz allmählich abfällt, scheint mit ihren höchsten Erhebungen im allgemeinen nicht über 900 Meter hinauszureichen. Erst zwischen Sangmelima und Ebolowa, wo sie sich allmählich zu gliedern beginnt, macht sich eine geringe absolute Höhenzunahme der höchsten Kuppen zugleich mit ausgesprochenerem Wechsel zwischen Berg und Tal bemerkbar.

Auf dem ganzen Marsch wurde geologisches Beobachtungsmaterial gesammelt, vor allem auch über den Charakter der Sumpfgebiete und die Bildung der von der Waldbedeckung freibleibenden Flächen im Urwald. Eine reiche Sammlung von Boden- und Gesteinsproben, darunter einzelne sehr interessante Funde, die dem mineralogisch-geologischen Institut zu Hamburg überwiesen wurden, ergänzt diese Arbeiten. Eingehend wurde ferner Annobon topographisch und geologisch untersucht.

Die meteorologischen Beobachtungen, die naturgemäß nur Fragmente sein können, sind gleichwohl geeignet, manche Anschauungen zu ergänzen und zu berichtigen.

Die zoologische Ausbeute wird zunächst durch die Sammlungen dargestellt.

Die Hauptexpedition und die Teilexpeditionen der Herren Dr. Schultze und Dr. Schubotz ergaben zusammen 860 Säuger, 2900 Vögel, rund 400 niedere Wirbeltiere, und etwa 18000 Wirbellose, endlich eine größere Zahl von Alkoholpräparaten. Aus mehrfachen Gründen bot das Waldgebiet das größte zoologische Interesse.

Die Südkamerun-Expedition begann ihre Arbeiten mit einer längern Sammeltätigkeit am Stanleypool, durch die wichtiges Vergleichsmaterial gewonnen wurde. In ihrem eigentlichen Arbeitsgebiet konnte auf grund der sehr umfangreichen Sammlungen festgestellt werden, daß das Flußgebiet des Sjanga und Djah im allgemeinen faunistisch zum Kongobecken gehört. Selbst Formen, die nur vom Semliki und Ruwenzori oder aus dem südlichen Kongogebiet bekannt waren, darunter merkwürdigerweise ein ausgesprochen südafrikanisches Steppentier (Crenis natalensis), fanden sich immer wieder und zwar stellenweise recht

häufig. Der Übergang zu der Fauna der küstennahen Gegenden oder zu deren vikariierenden Formen vollzieht sich ganz allmählich.

Sehr bezeichnend für die Zoogeographie der Wirbellosen ist der Umstand, daß die Galeriewälder am Stanleypool ausgesprochene Urwaldfauna haben, während die umgebende Baumsteppe meist Tiere beherbergt, die sonst nur aus Süd- oder Ostafrika bekannt sind.

Ein interessantes Problem ergibt sich aus der Erkundung, daß sehr wahrscheinlich eine Löwenform im Urwaldgebiet (Djah und Randgebirge am Campo) vorkommt.

Der Hauptwert der zoologischen Sammlungen besteht vor allem in der überaus reichen Insektenausbeute, die außer zahlreichen neuen Arten viele Formen oft in großer Stückzahl enthält, die nur in den Typenexemplaren bekannt waren.

Auf der verhältnismäßig gut bekannten Insel Fernando Poo wurden umfangreiche Sammlungen angelegt, und die Arbeiten, die mit einer Besteigung des O-Wassa abgeschlossen wurden, lieferten sehr befriedigende Ergebnisse. Unter der Ausbeute an Vögeln, die wie die ganze Fauna, fast vollkommen mit denen des benachbarten Festlands übereinstimmen, fand sich, trotzdem die Insel ornithologisch sehr gut erforscht war, eine neue Vogelart, und unter den Lepidopteren konnte eine sehr ausgesprochene melanotische Tendenz festgestellt werden.

Die Insel Annobon zeigte, abgesehen von den maritimen Formen, eine außerordentliche Artenarmut, die zweifellos auf die letzten, relativ jungen vulkanischen Katastrophen der Insel zurückzuführen sein dürfte.

Herr Dr. Schubotz* sah seine Aufgabe in der Feststellung der Grenzen zwischen Urwald- und Steppenfauna, und daraus ergab sich die von ihm eingeschlagene Route. Nach ihm hat der äquatorialafrikanische Urwald in faunistischer Beziehung einen einheitlichen Charakter und stellt die am besten begrenzte afrikanische Subregion dar. Daß bestimmte

* Vgl. H. Schubotz, „Zoologische Ergebnisse und Beobachtungen auf der 2. Deutschen Innerafrikaexpedition 1910/11 unter Führung Adolf Friedrichs, Herzogs zu Mecklenburg." Vortrag bei der Jahresfeier der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt a. M. 43. Bericht.

Formen in gewissen Teilen häufiger, in anderen gar nicht vorkommen, erklärt sich durch die ungeheure Ausdehnung dieses Waldes, der auch jetzt noch erst teilweise erforscht ist, und durch die Seltenheit dieser Formen überhaupt. Die Fauna der sich bis etwa zum 8. Breitengrad erstreckenden Galeriewälder, die Schubotz für Relikte der Hyläa hält, ist dieselbe wie die der letztern. Dem sich nördlich daran anschließenden, Sudan genannten Steppengebiet will dieser Forscher keinen eigenen autochthonen fannistischen Charakter zusprechen. Er ist der Ansicht, daß seine Fauna von einem, in Nordostafrika zu suchenden Entwicklungszentrum aus eingewandert sei. Von speziellen zoogeographischem Interesse ist Schubotz' Fund eines Goldmulls (Chrysochloris), den man als charakteristisch für die südafrikanische Subregion auffaßte, an der Nordgrenze der Hyläa, ferner die Feststellung der westlichen Verbreitungsgrenze des Riesenelen (Taurotragus derbianus), das er noch westlich des Gribingi, also ungefähr an der Ostgrenze von Neukamerun, fand, und des sogenannten „weißen" Nashorns (Rhinoceros simus), das die Grenze der alten Lado-Enklave, die bisher als sein ausschließliches Verbreitungsgebiet galt, nach Südwesten bis zum Dungu- und Kibali- und Uellefluß hin überschreitet, in der Umgebung von Faradje sehr gemein ist und seinen Wohnbezirk nirgends mit dem gewöhnlichen Nashorn (Rhinoceros bicornis) zu teilen scheint.

Außer der Zoogeographie galt endlich das besondere Interesse Schubotz' dem Studium von parasitischen Protozoen. Unter seinen zahlreichen Photographien sind von großem Wert die bisher einzige eines frisch erlegten Okapi und eine Reihe von Termitenaufnahmen, die in seinem erwähnten Vortrag reproduziert sind. Obenan in der Schubotzschen Sammlung, wie in der gesamten zoologischen Ausbeute überhaupt, stehen zwei Okapi. Von den übrigen Säugetieren verdienen besondere Erwähnung 3 Exemplare der großen Streifenantilope (Booceros euryceros), ein Riesenschuppentier (Manis gigantea) von mehr als 1,60 Meter Länge, 3 Hyomoschus, der afrikanische Vertreter der Tragulidenfamilie. Alle diese wertvollen Tiere stammen aus dem Urwalde bei Angu, welcher dem Sammler ferner allein 7 Arten Schopfantilopen

und 8 verschiedene Affenarten brachte. Die wissenschaftliche Bestimmung der Säugetiere hat sich in der kurzen, seit der Rückkehr des Reisenden verflossenen Zeit mangels fehlenden Vergleichsmaterials noch nicht beenden lassen. Dies war bisher nur für die Vogelsammlung möglich, die Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Reichenow bestimmte, der beste Kenner der afrikanischen Ornis. Er beschrieb aus der Sammlung Schubotz' folgende Vögel als neu: Numida strasseni (Fundort Duma), Tschitrea schubotzi (Fundort Bangi), Ploceus anochlorus (Fundort Yakoma), Alethe uellensis (Fundort Angu), Alethe poliporeea (Fundort Angu), Guttera plumifera schubotzi (Fundorte Angu, Koloka), Francolinus lathami schubotzi (Fundort Angu), Vinago calva uellensis (Fundort Yakoma), Cinnyris chloropygius uellensis (Fundorte Angu, Koloka, Amadi). Dazu kommt die von Dr. Schultze bei Molundu entdeckte Tricholaema schultzei als zehnte neue Art.

Die Bestimmung und Bearbeitung der großen Sammlung niederer Tiere ist naturgemäß noch nicht beendet; auch sie wird viele neue und wissenschaftlich interessante Formen ergeben.

Die botanische Sammlung Dr. Mildbreads umfaßt nach seinem Bericht 3708 Nummern, zu denen noch eine kleinere von Dr. Schubotz im Ubangigebiet angelegte Sammlung kommt. Von diesen Nummern entfallen 296 auf die Ausreise und das Standlager in Kimuenza unweit des Stanleypools, 2471 auf die Kongo-Sanga-Fahrt und das Südkameruner Urwaldgebiet, 645 auf Fernando Poo und 296 auf Annobon. Die wichtigste Aufgabe des Botanikers, die auch seine Trennung von der Hauptexpedition gleich zu Anfang der Reise bedingte, war die vorläufige Erkundung des großen Südkameruner Waldgebiets, das bis dahin in seiner größten Ausdehnung floristisch unbekannt war. Sammlungen lagen nur vor von einigen Plätzen nahe der Küste (Kribi und Hinterland, Batanga), sowie von Jaunde, Lolodorf und besonders Bipinde, wo allerdings Zenker für die Kenntnis der afrikanischen Hyläa sehr wichtiges und reiches Material beigebracht hat. Dann aber begann eine terra incognita bis nach Molundu hin; Schlechter hat zwar auf der westafrikanischen

Kautschukexpedition auch die äußerste Südostecke der Kolonie besucht, widmete aber die geringe Muße, die seine zeitlich sowieso beschränkten praktischen Arbeiten ihm ließen, hauptsächlich seinem Spezialgebiet, den Orchideen, so daß einem allgemeinern floristischen Studium auch hier fast noch alles zu tun übrigblieb. So darf also die Sammlung pflanzengeographisches Interesse beanspruchen, ganz gleich, ob die Bearbeitung viele „Neuheiten" ergibt oder nicht.

Der große Südkameruner Urwald läßt sich nach seiner Pflanzenwelt in mehrere leidlich gut geschiedene Gebiete gliedern, die, wenigstens auf der eingeschlagenen Route (Molundu—Yukaduma—Assobam—Lomie—Sangmelima—Ebolowa—Kribi), zum Teil mit politischen Bezirken ungefähr zusammenfallen. Der Molundubezirk beherbergt noch sehr ausgedehnte völlig primäre Urwaldstrecken, ist aber trotz der großartigen Entwicklung seiner Baumriesen floristisch arm, geradezu auffallend arm für einen Tropenwald. Nur die Baumflora beansprucht Interesse. Im Unterholz herrschen einige wenige Sträucher derartig vor, daß nicht viel anderes neben ihnen aufkommt, und der krautige Niederwuchs ist noch ärmlicher. Willkommene Abwechslung bringen dem Sammler nur die „Grasfelder" und die großen Raphiasümpfe. Wendet man sich von Yukaduma nach Westen, so vollzieht sich nicht weit vor dem Bumba-Übergang östlich Assobam ein erstaunlicher Wechsel. Neue Bäume treten auf (z. B. der bekannte Mimusops djave), während andere verschwinden oder doch seltener werden (Triplochiton und Kickxia elastica); besonders aber ändert sich das Unterholz, dessen Artenzahl bedeutend zunimmt und manches interessante Gewächs umfaßt. Der Wald des Assobam-Lomie-Bezirks erinnert stark an den des Ituri und obern Aruwimi. Nach Westen ist die Grenze nicht so scharf, sie dürfte zwischen dem großen Djahbogen und Sangmelima zu ziehen sein. Die weitgehende Waldzerstörung in dem dichtbevölkerten Buleland macht überhaupt floristische Feststellungen schwieriger. Einen ausgeprägten Charakter hat dann wieder das Bergland von Ebolowa bis N'Komakak und darüber hinaus; hier ist auch die Krautflora des Bodens artenreich und lohnt jede Exkursion mit

interessanten Funden. Leider ist die ursprüngliche Pflanzendecke schon so zerstört, daß man wenigstens in der Nähe der Hauptrouten nach günstigen Plätzen für Standlager zum Sammeln lange suchen muß. Auf dem Marsch zur Küste treten etwa nach dem ersten Drittel der Strecke N'Komakak-Kribi noch einmal neue Arten auf, bei denen die Pflanzenkenntnis der Ebolowa-Bule versagt.

Außerdem wurde in Südkamerun eine Sammlung von über 100 Holzproben angelegt, deren wissenschaftliche Bestimmung durch Herbarmaterial sichergestellt erscheint. Der Hauptzweck ist, durch Vergleich des anatomischen Baues die Identifizierung aus Kamerun eingehender Nutzhölzer zu ermöglichen und die Auffindung solcher Hölzer durch Bekanntgabe der Bule- und Jaunde-Namen zu erleichtern.

Ferner ist der Botaniker bemüht gewesen, die Herkunft aller von den Bule benutzten Produkte des Pflanzenreichs festzustellen, von den Pfählen und Rindenwänden der Häuser an bis zu den „Toilette-artikeln" und Medizinen.

Die Sammlungen auf Fernando Poo sollten in erster Linie ältere von Mann ergänzen. Sie zeigen die außerordentlich große Übereinstimmung der Flora dieser Insel mit der Pflanzenwelt Kameruns. Die Sammlung aus Annobon beansprucht trotz ihrer Artenarmut ein großes pflanzengeographisches Interesse, da ihr Studium einen wichtigen Beitrag zur Erkenntnis der Besiedelung entlegener Inseln liefern dürfte.

Dem Werte der naturwissenschaftlichen entspricht die Bedeutung der Ergebnisse, die über die Geschichte und die Kultur der Bevölkerung gewonnen sind. Eine Menge völlig neuen und wertvollen Materials über den so gut wie unbekannten Islam in Nordkamerun* ist ausschließlich der aufopfernden und mühseligen Arbeit zu danken, der sich der Herzog selbst unterzog und bei der ihn der zeitweilig allein reisende Feldwebel Röder, sowie ortskundige deutsche Offiziere

* Siehe C. H. Becker, „Vorbericht über die islamkundlichen Ergebnisse der Innerafrika-Expedition des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg" in „Der Islam", III, 3.

und französische Beamte unterstützten. Ein ausführlicher Fragebogen des Seminars für Geschichte und Kultur des Orients am Hamburgischen Kolonialinstitut hat drei unabhängige Beantwortungen erhalten; eine Anzahl von Manuskripten wurde zusammengebracht, und es gelang mit Erfolg, eingeborene Schriftgelehrte zu geschichtlichen und genealogischen Aufzeichnungen zu veranlassen. Neu ist eine Liste von 33 Mandaraſultanen, von denen der 28. angeblich vor zwei Jahrhunderten den Islam annahm; sie ist von großem Werte zur Kontrolle der von Barth und Nachtigal gemachten Angaben und trägt wesentlich zur Aufhellung der Geschichte des alten Reiches Bornu bei, das Jahrhunderte bestand, ehe es zu Beginn des 19. Jahrhunderts unterging. Weitere neue Quellen beziehen sich auf die Geschichte der Fulbe in Adamaua, auf die Gliederung der Araberstämme in Bagirmi, die zur östlichen Gruppe und nicht zu der der westlichen Sahara gehören, auf die Zeit der Einführung des Islam und seine gegenwärtige Südgrenze, die etwa bei Archambault zu suchen sein dürfte.

Nichts war bisher bekannt über die islamische Literatur des Tschadseegebiets, über die Katechismen usw., aus denen die Leute von Bornu, die Kanuri und Schoa, ihre Kenntnisse schöpften. Auf Grund der Schriftensammlung der Expedition ergibt sich, daß der Islam in Deutsch-Bornu und Bagirmi streng malikitisch und abhängig ist von dem Islam der westlichen Sahara; nur die Schoa sind Schafi'iten, was ihre östliche Herkunft bestätigt.

Wertvolle Nachrichten brachte die Expedition ferner über die islamischen Brunderschaften, die bodenständige Geistlichkeit, die primitiven Moscheen, die Freitagsfeier und die Feste, die ein treues, wenn auch vergröbertes Bild orientalischen Mittelalters wiedergeben. Sie erhielt den Reisebericht eines aus der Nähe von Dikoa gebürtigen, eben heimgekehrten Mekkapilgers, sammelte Nachrichten über den Heiligenkult und brachte außer zahlreichen Amuletten, die über das Zauberwesen Auskunft geben, auch ein Traumbuch heim. Die reichen, unter großen Schwierigkeiten gewonnenen Ergebnisse werden ein gewisses Bild des Islam im Tschadseegebiet zu geben ermöglichen, das

die Nachrichten von Barth und Nachtigal sehr wesentlich ergänzt und vertieft.

Wörterverzeichnisse, Sprachproben und Phonogramme bilden das Material für die Linguistik. Sie wurden zum Teil von dem Herzog, ferner vor allem von den Herren Dr. Schultze (Südkamerun) und Oberleutnant von Wiese (Sudan) gesammelt und werden in dem Seminar für Kolonialsprachen des Hamburgischen Kolonialinstituts bearbeitet, von dessen Direktor, Herrn Professor Dr. C. Meinhof, ein Vorbericht vorliegt.

Die Bearbeitung von Wörterverzeichnissen unbekannter, schriftloser Sprachen bietet jedesmal außerordentliche Schwierigkeiten, weil der Aufzeichner auch bei der größten Sorgfalt eine Fülle von Ungenauigkeiten und Irrtümern begehen wird, die der Bearbeiter nur zum Teil ausscheiden kann. Die Laute der afrikanischen Sprachen weichen zum erheblichen Teil von den unsern so stark ab, daß das Ohr des Europäers nicht imstande ist, sie sofort aufzufassen. Über manche Laute sind wir selbst nach jahrzehntelangem Studium und mit dem ganzen Apparat der modernen Experimentalphonetik noch nicht völlig ins klare gekommen. Da ist es gänzlich ausgeschlossen, daß der Forschungsreisende, der sich nur einige Tage oder wenige Stunden mit seinem Objekt beschäftigen kann, die ihm gänzlich fremden Erscheinungen durchaus korrekt wiedergibt. Aber selbst wenn die Laute richtig gehört werden, steht der Forscher vor dem neuen Problem, in welcher Weise er das Gehörte aufzeichnen soll, der Bearbeiter fortgesetzt vor der Frage, was wohl der Aufzeichner im einzelnen Falle gemeint haben mag.

Eine Eigentümlichkeit der Sudansprachen, die sich auch im Bantu wiederfindet, ist der musikalische Ton. Seine Beobachtung ist für korrekte Wiedergabe durchaus unerläßlich, und doch fällt es dem Europäer außerordentlich schwer, die Unterschiede mit dem Ohr zu erfassen. Wirklich befriedigende Resultate lassen sich hier nur mit Hilfe von Maschinen erreichen, die der Reisende nicht mitnehmen kann, und so werden seine Aufzeichnungen hier in der Regel eine empfindliche Lücke haben.

Der eigentliche Charakter einer Sprache wird ferner neben dem Lautsystem durch die Grammatik bestimmt. Für den Reisenden wird es in der Regel unmöglich sein, grammatische Formen zu erfragen. Sie können mit Sicherheit nur aus zusammenhängenden Texten erschlossen werden, aber die Beschaffung solcher Texte nebst Übersetzung ist für den Reisenden in der Regel so gut wie unmöglich, weil dazu viel zu viel Zeit gehört, und man muß schon dankbar sein, wenn er einige kurze Sätze aufzeichnet.

In der Regel wird sich der Reisende darauf beschränken, die Zahlwörter, Pronomina und einige Vokabeln aufzunehmen. Die Zugehörigkeit der Sprache läßt sich hieraus nicht feststellen. Es ist durchaus irrtümlich, daß die Zahlwörter sich stets rein erhalten. Gerade Völker, die auf niederer Kulturstufe stehen, nehmen im Handelsverkehr sehr leicht die Zahlwörter von Völkern höherer Kultur an. Die Pronomina sind, abgesehen von den hier besonders leicht eintretenden Mißverständnissen (‚ich' und ‚du'), durch den vielen Gebrauch so sehr der Abschleifung und Weiterbildung ausgesetzt, daß sie oft selbst in nahe verwandten Sprachen recht verschieden lauten, so daß sie als Leitfossile für den Linguisten zumeist nicht zu verwenden sind.

Verhältnismäßig leicht zu erfragen sind die Namen von Menschen, Tieren und Gegenständen. Aber auch hier wird man vor Irrtümern nicht geschützt sein. Man ist keineswegs sicher, daß die Frage immer richtig verstanden worden ist und daß die Antwort wirklich das bedeutet, was man erwartet. Man ist ferner durchaus nicht imstande, festzustellen, ob die Antwort nun wirklich nur das gesuchte Wort enthält, oder ob Worte wie „das ist" damit verbunden sind. Bei der Kleinheit der afrikanischen Sprachgebiete muß man ferner damit rechnen, daß Lehnworte aus benachbarten Sprachen oder Verkehrssprachen eindringen. Wenn also auch eine Ähnlichkeit im Wortschatz die Zusammengehörigkeit zweier Sprachen zu beweisen scheint, muß man doch immer noch mit der Möglichkeit der Entlehnung rechnen.

In dem von der Expedition des Herzogs durchreisten Gebiet bestehen aber noch Schwierigkeiten ganz besonderer Art. Hier stoßen

die drei großen Sprachgruppen Afrikas aufeinander: Hamitensprachen, Sudansprachen, Bantusprachen. Außerdem hat das Arabische seine Spuren hinterlassen, und durch die beständigen Reibungen unter den kleinen Stämmen, die kriegerischen Unternehmungen der Fulbe, die Handelsunternehmungen der Haussa werden die sprachlichen Verhältnisse fortgesetzt verändert. Die Grenze zwischen Sudansprachen und Bantusprachen ist fast nicht festzustellen.

Wer von Süden kommt, mit den Vokabeln des Bantu in seinem Gedächtnis, wird die ihm bekannten Worte zwar abgekürzt und verstümmelt, aber immerhin noch kenntlich auch in dem neuen Sprachgebiet vorfinden. Ja er wird Reste von Präfixen entdecken und wird so geneigt sein, die Sprache als eine Bantusprache oder wenigstens als bantoid anzusehen. Wer von Norden kommt und an die Einsilbigkeit der Sudansprachen gewöhnt ist sowie an die Einfachheit ihres Subjektsausdrucks, an die Tonhöhen, die Velarlabialen und anderes mehr, wird dieselbe Sprache für eine Sudansprache halten, der nur irgendetwas Fremdartiges beigemischt ist.

Ebenso sind auch die Beziehungen zwischen Hamitensprachen und Sudansprachen höchst mannigfaltig und bedürfen noch des sorgfältigen Einzelstudiums.

Wenn man diese Tatsachen in Betracht zieht, wird man erst einen Maßstab gewinnen für die Beurteilung der umfangreichen linguistischen Sammlungen, die wir der Expedition verdanken. Uns liegen Aufzeichnungen in 71 Sprachen und Dialekten vor, die zum Teil nur in einfachen Wörterverzeichnissen bestehen, zum Teil aber auch kleine Sätze enthalten. Die Aufzeichnungen haben zunächst sprachgeographischen Wert. Einige Namen von Sprachen werden sich neu in die Sprachenkarte einfügen lassen. In andern Fällen bringen sie eine Ergänzung des schon bekannten Materials. Der Einfluß des Arabischen, des Ful, des Haussa, des Bantu wird sich an der Hand von Lehnwörtern aufzeigen lassen. Man wird den Versuch machen können, einige dieser Sprachen als zusammengehörig aufzufassen und mit schon bekannten zusammenzustellen. Besonderes Interesse verdienen die Auf-

zeichnungen des Ful wegen seiner dialektischen Eigentümlichkeiten und die Aufzeichnungen in Pygmäensprachen aus Südkamerun. Wenn hier auch, wie es nicht anders sein kann, eine Reihe von Bantuwörtern als Lehngut eingedrungen ist, so liegen im Wortschatz höchst merkwürdige Anklänge an weit entlegene Sprachen vor, die nicht zufällig sein können.

In verschiedenen Pygmäensprachen in Südkamerun heißt z. B. „Wald" bele, in der in Uganda gesprochenen Makarkasprache lautet das Wort bere (vgl. Johnston, The Uganda Protectorate). „Baum" heißt in Kamerun lö, in der Munduſprache rö (Johnston, a. a. O.). Der „Elefant" lautet in Kamerun wie im Mundu iya; der „Hund" in Kamerun bolo, im Mundu boro; das „Fleisch" heißt in Kamerun sso, im Mundu so.

Die Ergebnisse der islamkundlichen Untersuchung werden ebenso wie die der linguistischen besondere Bedeutung für die Völkerkunde haben, deren Ziele in dem Reisegebiete der Expedition zunächst geschichtliche sind.

Von Adamaua bis Abessinien reicht ein breiter Streifen, der den Übergang zwischen den Negern im Süden und den Hamiten im Norden vermittelt, der ferner stets die im Norden verlaufenden Völkerbewegungen fortpflanzte. Keine scharfe Grenze trennt den Neger von den anderen Völkern ab, sondern eine lang fortgesetzte Reihe von Überlagerungen und Durchdringungen der verschiedensten Art und Intensität hat hier wechselnde Verhältnisse geschaffen, die erst in neuester Zeit unter dem Einfluß der Kolonialmächte etwas zur Ruhe kommen.

Im allgemeinen ist der Neger, dessen geschlossenes Siedelungsgebiet früher weiter nach Norden reichte, von Hamiten zurückgedrängt und unterworfen worden. Aber in neuerer Zeit haben nicht nur die Fulbe, sondern auch die Haussaneger eine durchaus aktive Rolle gespielt, und die Bewegungen der Hamiten, die im Laufe von Jahrhunderten sicher in größerer Zahl erfolgten, verliefen auf der großen Völkerstraße des Sudan nicht nur von Westen nach Osten, sondern auch in umgekehrter Richtung und gerade in dieser auch in der ältern Zeit.

Endlich treten auch semitische Wanderungen hinzu. Von Tripoli durch die Wüste sind schon vor Jahrhunderten arabische Elemente an den Tschadsee gelangt, andre vom Nil her durch den Sudan, und haben in Bornu, Bagirmi usw. Kulturformen erhalten, die anderwärts längst verschwunden sind.

So gilt es nicht nur, den heute vorhandenen Kulturbesitz danach zu ordnen, ob er ursprünglich dem Neger, dem Hamiten oder dem Semiten eigen war, sondern auch die Schicht zu erkennen, der er angehört. Die Forschung wird indessen wesentlich dadurch erschwert, daß manche Völker des Sudan noch nahezu unbekannt sind. Wie noch heute die Kenntnis des Tschadseegebiets sich im wesentlichen auf den Arbeiten von Barth und Nachtigal aufbaut, so die des obern Nilgebiets auf denen von Junker und Schweinfurth. Hinzukommt, daß im Westen die Kriege Rabehs ebenso zerstörend wirkten wie im Osten die Zeit des Mahdi und die Sklavenjagden der Araber. Auch wo anscheinend Neuland betreten wird, ist daher anzunehmen, daß keine durchaus ursprünglichen Verhältnisse mehr bestehen; anderwärts wieder sind sicher nur Bruchstücke erhalten.

Die Möglichkeit, die Sudanvölker einer oder der andern Gruppe zuzuweisen, beruht auf der Kenntnis ihrer Sprachen; wo sie fremdes Lehngut enthalten, erscheint wenigstens die Grenze tiefer gehender Einwirkung auf die Kultur. Gleiches gilt vom Islam und seinen Trägern. Auf der andern Seite sind gesellschaftliche und wirtschaftliche oder religiöse Formen in demselben Sinne geschichtliche Urkunden wie technische Eigentümlichkeiten, Gerät, Waffen, Haus- und Gehöftarten. Gute Beobachtung und genaue Ortsangaben vorausgesetzt, gestatten sie die Verknüpfung ihrer heutigen Besitzer mit bekannten Völkern und die Aufdeckung von Zusammenhängen über räumlich und zeitlich oft weit getrennte Gebiete. Nicht die Entdeckung grundsätzlich neuer Dinge war in erster Linie von der Expedition zu erwarten, sondern die Sammlung zuverlässiger Beobachtungen und Belegstücke für die Fragen der Verbreitung und Wandlung der Kulturformen.

Diese Erwartung ist in reichem Maße erfüllt worden. Von der

Hauptexpedition liegen über 3000 Photogramme, Aquarelle und Zeichnungen, ferner sorgfältig ausgefüllte Fragebogen in größerer Anzahl und 1270 ethnographische Gegenstände vor. Das Material verteilt sich auf die islamische Kultur am Tschadsee mit den merkwürdigen mittelalterlichen Resten, wie den geraden Schwertern oder Wattepanzern, und auf die Heidenneger, die die Unterschicht bilden oder unberührt vom Islam blieben, wie die Musgum und die Bewohner des Sumpflandes. Die Südkamerun-Expedition brachte etwa 700 Gegenstände und ebensoviel Photogramme und Zeichnungen von den Waldvölkern, ferner sehr vollständige Fragebogen, vor allem von den Mi-Ssanga und den Pygmäen, ferner von den Bubi auf Fernando Poo. Wissenschaftlich gilt hier das besondere Interesse den hellhäutigen Pygmäen, deren geringer Kulturbesitz ebenso wie viele Wörter den Negern entlehnt ist, die aber nach den Sprachproben der Expedition sicher mit den Pygmäen im obern Nilgebiet zusammenhängen.

Ganz besonders ergebnisreich gestaltete sich die ausschließlich der Völkerkunde gewidmete Teilexpedition, die Herrn Oberleutnant von Wiese und Kaiserswaldau vom Schari nach dem Nil führte. 1700 Gegenstände, zumal von den Mogwandi, Nsakkara, Mandja, Togbo, ausführliche Nachrichten über 16 Völkerschaften, 600 Photogramme und Abbildungen, 30 eingehend beantwortete Fragebogen und 40 Phonogramme bilden das mitgebrachte Material. Es gibt Aufschluß über die Völkerschaften des Gebietes zwischen Schari und Ubangi und über die sogenannten Asande-Staaten. Hier gelang es dem Reisenden sogar, sehr wichtiges geschichtliches und genealogisches Material über die Sultanate zu gewinnen. Endlich ergab auch die zoologische Teilexpedition des Herrn Dr. Schubotz nach dem Uelle etwa 200 ethnographische Gegenstände von den Mangbettu u. a.

Die Bearbeitung des ethnographischen Materials wird viele Lücken unseres Wissens schließen und ein wesentlich klareres Bild der Sudanvölker ergeben, sowohl nach ihrem augenblicklichen Bestand wie nach den geschichtlichen Einflüssen, unter denen sich ihre Kultur entwickelte.

Überblickt man die Ergebnisse, die auf den verschiedensten Wissens-

gebieten gewonnen wurden, so sind die Erfolge der Expedition sehr hoch einzuschätzen. Den Museen in Hamburg und Frankfurt a. M. sind große Sammlungen auf naturwissenschaftlichem und völkerkundlichem Gebiete zugeflossen, reicher noch ist die Mehrung unseres Wissens. Jahrzehntelang waren die Länder verschlossen, über die einst deutsche Forscher die grundlegenden Nachrichten gebracht hatten. Erst allmählich drangen Expeditionen wieder hinein, aber ihre Aufgaben waren politische; wissenschaftlich brachten sie wohl einiges Neue, aber nur als Gelegenheitsfindlinge. Auf den Flüssen und den neuen Etappenstraßen folgte der militärischen Expedition der europäische Handel, unter dessen Einfluß das Bild der Flora und der Fauna sich ändert, den Völkern neue Ziele gestellt, die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Organisationen erschüttert, die alten Techniken durch Glas und Eisen, Baumwolle und Anilinfarben vernichtet werden. So entstehen schon in wenigen Jahren tiefgehende Änderungen und unwiederbringliche Verluste, so daß die alten Zustände nur noch eine kurze Zeit lang und abseits vom Wege aufgefunden werden können. Umsomehr darf man den Herzog und seine Begleiter zu den Ergebnissen ihrer mühevollen Arbeit beglückwünschen, und um so dankbarer wird die deutsche Wissenschaft dem deutschen Fürsten sein, der zum zweiten Male eine Expedition von Fachleuten nach Afrika führte und der Wissenschaft aus schwer zugänglichen Ländern dauernden Besitz gewann.

Register.

Aba, Ort II, 78. 80.
Ababua, Stamm II, 30. 53.
Abangba, Stamm II, 69.
Abarambo, Stamm I, 307. 314; II, 53. 54.
Abderahman, Polizeisoldat II, 83—89.
Abeſcher, Hauptſtadt von Wadai I, 54. 65.
Aeräen, Schmetterlinge II, 96.
Adam, ſtellvertretender Gouverneur I, 28.
Adamaua II, 197.
Adanſonien II, 107.
Afang, Dorf II, 284.
Affe, Fleiſch II, 211. 316; Totemtier II, 165.
Affenbrotbaum II, 95.
Aframomum II, 136. 180. 220. 237. 275.
Afrostyrax lepidophylla II, 179.
Ahnenkult I, 267.
Akak, Berg II, 264. 265. 266.
Akare, Stamm I, 282. 293. 297.
Akoaſim II, 255.
Akom-eſſin II, 257.
Akoms, Felsmaſſen II, 256. 257. 266.
Akum-fufum (Großer Stein) II, 243.
Albizzia II, 160.
Alexander, Kapitän I, 74.
Alexander-Gosling-Expedition II, 23.
Alidina Visram, oſtafrikaniſcher Kaufmann II, 22.
Allanblackia floribunda II, 313. 314.
Allen, Naturforſcher II, 339. 361. 362.
Amadi, Stamm II, 53. 54.
Ambatſch I, 82. 191; II, 110; Inſeln, ſchwimmende II, 113.
Ambo II, 363.
Ameiſen II, 132. 133. 155. 160.
Ameiſenpflanze II, 155.
Amet, Ort und Häuptling I, 301.
Anacardiacee, laubwerfende II, 345.
Ananas, als Unterholz II, 98; die Mückenplage fördernd II, 104.
Andersſon, Chef de poste in Angu II, 29. 30. 31. 32. 34. 36. 37. 38; krank II, 35.
Anecho, Ort I, 231.
Angu, Poſten II, 23. 26. 27. 29. 31. 35. 36.
Annobon, Inſel I, 15; II, 341. 342. 372. 376; Bevölkerung II, 351. 360. 362. 363; Chriſtentum II, 360. 362; Ehrlichkeit II, 363; Feldbeſtellung II, 364; Karte II, 346; Kraterſeen II, 306. 347. 348; Wald II, 351.
Antimachus, Schmetterling II, 240.
Api, Ort II, 43. 48.
Aquarien, natürliche II, 357.
Araberſtämme I, 93. 94—96. 111. 118; in Bagirmi II, 377; Sprache II, 380.
Argelejos, Graf II, 302. 360.
Armbruſt der Bangandu II, 164.
Armengol Coll, Biſchof II, 309.
Aſande (Niam-Niam), Volk I, 260. 275 fg. 296. 303. 304. 307. 310; II, 19. 27. 43. 57. 76; Geſchichte I, 286 fg.; Urſprung der Herrſcherfamilie I, 312; II, 383; Staaten II, 383; Abandja II, 19, Dörfer II, 19. Avungura II, 19. 44, Dörfer II, 19.
Aſſobam II, 221. 222. 223; Urwald II, 211.

Atakpame, Ort I, 226. 229.
Atjaps, Baum II, 234.
Atractaspis corpulenta II, 207.
Automobile II, 76.
Automobilstraße, Bau I, 40.
Automobilverkehr II, 7.
Azedarachbaum als Weihnachtsbaum II, 140.

Babanga, Stamm I, 23.
Bagielli, Zwerge II, 295; Weiber, Wertschätzung II, 295.
Bahia de Conceпcion II, 324.
Bahia de San Carlos II, 324.
Bahr-el-Arab I, 323.
Bahr-el-Gebel I, 323.
Bahr-el-Ghazal I, 322; Provinz I, 307.
Bakango, Stamm II, 26. 27.
Bakwiri, Stamm II, 337.
Balainieren, Stahlboote II, 8. 13.
Ba Linea, Fluß I, 104.
Ba Mbassa I, 107. 124.
Bambili, Station II, 48. 52.
Bambuswälder II, 84.
Bamingi I, 47.
Bana, Stamm I, 136. 138. 139.
Bananen II, 59. 339.
Banda, Stamm I, 34. 37. 46. 248; Sprache I, 38.
Bangala, Stamm II, 110; Sprache I, 23; II, 28.
Bangana (Booceros euryceros) II, 31. 35. 37. 38.
Bangandu, Stamm II, 155. 157. 162. 164. 165. 167; Armbrust II, 165; Handwerker II, 158; Kinderspiele II, 169; Rindenstoffschurz II, 162; Totemismus II, 165; Totenkult II, 165.
Bangassu, Ort I, 260. 261. 262; II, 16; Sultan I, 263; II, 17. 18.
— Sultanat I, 52. 261. 303.
Bange, Dorf II, 174. 175; Brücke II, 174; Fluß II, 173. 189; Urwald II, 171. 173.
Bangi, Ort I, 16. 25. 26. 27. 28.
Bantusprache II, 378. 380.
Banyos, Verteidigungsbauten II, 160.
Banza, Stamm I, 23.
Banziri, Stamm I, 37. 248. 249; II, 9. 13.
Banzyville I, 251. 252; II, 13.
Bareau, Chef de zone II, 22. 23. 48. 51. 75.
Barein, Stamm I, 117. 121.
Barrera, Angel, Gouverneur II, 309. 350.
Barteria fistulosa II, 155.
Barth, Heinrich I, 190. 193; II, 377. 378. 382.
Basilé, Missionsstation II, 310. 311.
Bassa, Versammlungshalle II, 55, 70.
Bassenginunga I, 313.
Bassiri, Volk I, 295. 297. 307.
Bata, Ort I, 31.
Bates, Naturforscher II, 245. 247.
Baudissin, Graf II, 157.
Baumann, Oskar II, 303. 305. 311. 324. 333. 335. 338. 339. 340.
Baumfarne II, 314. 331. 353.
Baumflora II, 375.
Baumschlieser II, 315.
Baumsteppe II, 77. 372.
Baumwollkultur I, 119.
Baya, Stamm I, 37; II, 197; Tracht II, 198.
Bayegga II, 186.
Beecroft, Konsul II, 303. 305.
Bellanda, Stamm I, 307. 317.
Bellila, Stamm I, 121.
Bellivier I, 33.
Bengimänner I, 267.
Beni-Hasen I, 199.
Benue, Fahrt auf I, 218—220.
Berghe-Ste. Marie II, 111.
Bertram, Commissaire général II, 52.
Besom, Stamm II, 197.
Bidjuk, Stamm II, 192; Haartracht II, 196; Trauerfeier II, 196.
Bienemayong, Ort II, 276. 277.
Bigondji, Dorf II, 195.
Bilifluß II, 15. 17.
Bimasluß II, 53.

Bira, Stamm I, 259.
Bitje, Ort II, 245.
Boenga, Dorf II, 161.
Bokari, Stamm II, 197. 198; Hütten II, 198.
Bol, Posten I, 88.
Bolobo, Station II, 112.
Boma I, 16.
Bomanyok II, 146. 148.
Bombax lucayensis II, 98.
Bondafluß II, 216.
Bondjo, Stammname I, 21.
Bondo (Djabir), Posten II, 15. 21.
Bonga II, 114.
Böng-Böng, vermutlich Löwenart II, 234. 279.
Bongo, Stamm I, 318.
Bongor, Posten I, 137.
Booceros euryceros II, 373.
Borassuspalme II, 59. 110. 115. 116.
Bornu, Geschichte I, 193; II, 377.
Bornureiter I, 75. 76. 203.
Borroro, Stamm I, 149. 199.
Botanische Sammlung II, 374.
Botanisches Museum Dahlem-Berlin I, 3.
Botanisieren mit Fernglas und Gewehr II, 106.
Bottinga I, 38.
Boyd Alexander I, 65; II, 23. 24. 25. 28. 347. 363; ermordet I, 54.
Brandungsgeiser II, 355.
Brazzaville, Ort I, 16. 18; II, 103. 107. 108.
Bretonnet, Administrator I, 53.
Brillenschlange, afrikanische II, 142.
Brückner, Gouverneur I, 225.
Buaka, Stamm I, 23. 25. 37.
Bubi, Stamm II, 302. 305. 327. 328. 332. 383; Bemalung des Körpers II, 338; Charakter II, 339; Dörfer II, 312; Heimatsliebe II, 338; Herkunft II, 337; Schmuck II, 338; Siedlungen II, 325; Sprache II, 306; Unabhängigkeitsgefühl II, 339.
Bubu, Stamm I, 37. 250. 264.
Buduma, Stamm I, 86.
Buea, Ort I, 12. 13; II, 311.
Büffel I, 24. 36; II, 77. 195. 217. 218. 284. 286. 289.
Büffeljagd I, 112—114. 254. 301.
Bugomi, Insel und Häuptling I, 86.
Bule, Stamm II, 213. 231. 243. 251. 258; Aufbahrung II, 196; Dorf II, 243; Frauen II, 248. 249; Haartrachten II, 259; Handwerker II, 259; Kult II, 247; Namen der Hölzer II, 376; Holzschnitzereien II, 258; Sso-Knaben II, 248; Tapferkeit II, 259; Tanz II, 249; Tätowierungen II, 240. 258.
Bülowhöhe bei Ebolowa II, 265.
Bumbafluß 221.
Bumbum, Stamm II, 184.
Bundu, Stamm I, 23.
Buraka, Stamm I, 31. 37. 248.
Burton, Forschungsreisender II, 305.
Busso I, 123. 125.
Büzenstein, Geh. Kommerzienrat I, 6.

Calatayud, Victoriano II, 312. 323.
Caldera von Fernando Poo II, 325.
de Calonne-Beaufaict II, 40. 41. 53.
Calotropis procera I, 85.
Casati II, 54. 64.
Cauliflorie II, 170.
du Chaillu II, 136. 137.
Chambon, Kapitän I, 48.
Charaxes II, 154.
Chartum I, 324; II, 92.
Chefu Sanda, Sultan I, 196. 197.
„Chenal" des Kongo II, 109. 112.
Chinko-Fluß I, 275.
Chrysochloris II, 373.
Clarence Cove, Bucht von Santa Isabel II, 304.
— Peak II, 305. 324.
— Town II, 303.
Claud Alexander, Hauptmann II, 24.
Coll, Armengol, Bischof II, 303. 306.
Colobus 138.
Colobus satanas II, 219.
Combretum II, 96.

Compagnie de l'Ouhamé et de la Nana I, 29.
Compagnie Ruet I, 36.
Copaifera II, 115.
Coquelin, Elefantenjäger I, 38. 41. 299; Ende I, 40.
Coquilhatville II, 110.
Cordillera von Fernando Poo II, 325. 333.
Cosius II, 349. 352.
Cotelle, Pater I, 32. 247.
Crampel, Forschungsreisender I, 241; Fort I, 53.
Crednerfall I, 228.
Crenis natalensis II, 371.
Cros, Hauptmann I, 48. 49. 239; II, 3. 4. 5. 10.
Cruyssen, van der, Kommandant I, 22. 252. 259; II, 23.
Culcasia II, 330.
Cuvry, de, Herr II, 128.
Cymothoe II, 154. 201.
Cymothoe caensis II, 132.
— sangaris II, 240.

Dahahere, Araber I, 94—96. 111. 118.
Daldal, Insel I, 86. 88.
Dampfschiffahrt auf dem Ubangi II, 8.
Daniellia oblonga II, 313.
Dar-Banda I, 37. 52.
Dar-Kuti I, 50. 52. 57.
Dekoa, Posten I, 36. 41.
Dem-Ziber I, 51.
Denge, Häuptling II, 52.
Derendinger, Leutnant I, 116.
Deutsch-Bornu II. 377.
Disolo, Ort II, 198.
Dikoa, Ort I, 193.
Dinka, Stamm II, 80.
Dizengekanal I, 21.
Djabir, Häuptling I, 279; II, 15. 22.
—, Posten offiziell Bondo II, 21.
Djagara, Sultan I, 79. 98. 100. 179. 183.
Djah (N'goko), Fluß II, 121. 122. 237. 244. 246. 371; Bogen II, 224.
Djah, Posten II. 233. 237. 246.
Djaolo, Häuptling von Bigondji II, 195.
Djimbuli-Mapo, Dorf II, 160.
Djimtilo, Fluß I, 81.
Djukun, Berg II, 250. 251. 253; Besteigung des, II, 252.
Djur, Stamm I, 318.
Djurfluß I, 318. 319.
Doering, von, Major I, 229.
Dogelumpum, Häuptling II, 180.
Dominik, Major I, 99. 215.
Dongo, Fluß I, 30; Schnellen II, 139.
Doroté, Ort I, 64.
Dove-Bey II, 79. 81. 82. 83. 84.
Draingolo, Ort I, 134.
Duala, Ort I, 13. 14.
Dudmurrah, Sultan I, 66.
Duisburg, von, Oberleutnant I, 172. 195. 204.
Duma, Ort I, 23.
Dumba, Ort II, 178. 179.
Dungu, Fluß II, 373; Station II, 43. 75. 76.

Ebayegga II, 146. 147. 230.
Ebolowa, Station II, 246. 249. 259. 261; Bergland II, 260. 375.
Ebui, Kleidungsstück II, 238. 259.
Eckert, Dr., Stationsarzt II, 261.
Eichhörnchen II, 32.
Eiffe, F. F. I, 6. 11. 234.
Eisenlager I, 143. 259.
Ekomeno, botanischer Assistent Mildbraeds II, 213. 231. 262. 317. 347.
Ekuk II, 266.
Elchgeweihfarne II, 152. 199.
Elefanten I, 24. 190. 274. 319; II, 147. 187. 191. 272. 274. 279. 282. 284. 286; als Zugtiere II, 47; Fang II, 45. 46; gezähmte II, 43. 45. 46; Jagd I, 39. 253. 254. 283. 297. 301; II, 84; Jagderlaubnis I, 299.
Elefantengras II, 77. 180. 199. 202. 328.
Elenantilope II, 77.
Elfenbein I, 35. 36; II, 22. 31. 76. 147; Handel I, 262; II, 91.
Emin-Pascha II, 44. 54. 150.

„Entenschnabel" in Kamerun I, 137.
Epitolas, Schmetterlinge II, 240.
Ericinella Mannii II, 322.
Esamegunde, Stamm II, 274. 281.
Esch, Dr., Geologe II, 306. 323.
Escobar, Entdecker II, 354.
Eßbare Erde I, 122.
Ethnographische Forschungen I, 275.
Etumba mingi, Häuptling II, 28. 29. 34. 37. 38.
Eunuchen I, 108.
Euphädren II, 154.
Euphorbien II, 77. 242.
Expedition, Erfolge II, 384; „Haustiere" I, 165. 178. 217; Pläne I, 20; Teilung I, 80; II, 369.

Fallgruben II, 279.
Falli, Stamm I, 150. 152.
Fangstämme II, 266.
Faradje, Station II, 76. 373.
Färberei I, 124.
Faschoda I, 324.
Fauna I, 21. 24. 31. 36. 55. 72. 80. 81. 83. 89. 91. 98. 112. 121. 122. 132. 139. 155. 156. 166. 169. 170. 187. 239. 253. 282. 323; II, 32. 77. 119. 134. 135. 194. 218. 314. 346.
Faure, Hauptmann I, 66. 133. 140.
Felsflächen II, 159. 243.
Fernando Poo I, 12. 15; II, 301. 302. 334. 335. 339. 354. 372. 376; Arbeiterfrage II, 340; Entdeckung II, 302; Erforschung II, 304. 306; Graszone II, 311; Klima II, 311. 334; Krankheiten II, 334; Lage II, 302.
Fernão do Poo, portugiesischer Kapitän II, 302. 341.
Fianga, Ort I, 141.
Fiegenschuh, Hauptmann I, 54. 64.
Firki, Bodenart I, 182.
Fischerei I, 98. 135. 139. 144. 364; Nachtfangvorrichtungen II, 172.
Fledermäuse II, 252. 254.
Flußpferde I, 144; in Gefangenschaft I, 282.
Forcados, Stadt I, 222.
Förderer der Expedition I, 6.
„Formosa", Insel (Fernando Poo) II, 302. 340.
Fort Archambault I, 48. 49.
Fort Crampel I, 45.
Fort Lamy I, 16. 64. 100. 103.
Fort de Possel I, 31. 242. 243.
Fourneau, Gouverneur I, 26.
Frank, Kapitän I, 15.
Französisch-Gulfei I, 100.
Frauen als Häuptlinge II, 227. 228.
Freund, Herr II, 285.
Friedrich, Herr II, 326. 342.
Frobenius, Leo I, 219.
Fuchs, Generalgouverneur I, 12.
Fulbe, Volk I, 96. 118. 146. 198; II, 202. 377. 380. 381.
Fullah, s. Fulbe.
Fullata, s. Fulbe.
Funck, Herr 217. 218.
Funkenstation in Atakpame I, 230.

Gabak, Baumwollstreifen I, 119.
Gabri, Stamm I, 131.
Galagwa, Sultan I, 258. 259.
Galeriewald II, 54. 372. 373.
Gangara, Posten I, 284. 290.
Gardeniafrucht, Saft zur Bemalung II, 63.
Garua, Station I, 151. 217.
Garuang, Sultan I, 52. 53. 103. 108. 109.
Gaudin, Kapitän I, 25. 26.
Gauthiotfälle I, 145.
Gebauer, deutscher Konsul I, 16.
Geld I, 119. 134.
Gentil I, 53.
Geologisches Beobachtungsmaterial II, 371.
Geschichte des Orients II, 377.
Gesellschaft der Sultanate des Ober-Ubangi I, 262. 275.
Gesellschaft Süd-Kamerun II, 128. 211.
Gessi-Pascha I, 51. 309. 322.
Gesteinsproben II, 371.

Giebelhütten II, 198.
Giraffe Josephine I, 75.
Giraffen II, 77; Jagd I, 91. 92. 93.
Glossina I, 99; II, 114. 286.
Glossina morsitans I, 46.
Glossina palpalis I, 21. 256; II, 15. 99.
Gnügge, Oberleutnant II, 255.
Godelli, Baron I, 230.
Goetzen, Graf I, 100.
Goldmull II, 373.
Goliathkäfer II, 245.
Gollo, Stamm I, 317.
Gondokorro, Ort II, 91.
Gordon, Gouverneur des Sudans I, 51.
Gorilla I, 24; II, 121. 135. 160. 187. 191. 196. 210. 225. 228. 282; Jagd II, 136; Nesterbau II, 136.
Gorillajäger II, 137. 138.
Gosling, Hauptmann E. B. II, 25.
Gosling-Alexander-Expedition II, 6.
Graf, Faktoreileiter II, 182. 210.
Grasbarren des Djurflusses I, 321. 322.
Grasfelder II, 134. 189. 192. 375.
Grasflächen des Urwaldes II, 217.
Grasland II, 159. 182. 199. 202. 204. 311. 322. 332; Grenze gegen Urwald II, 200.
Graslandstämme II, 197.
Gribingi, Fluß I, 46. 47; Ort I, 53.
Gröben, Otto Friedrich von der II, 365.
Groß-Batanga II, 297.
Grünfelder, Leutnant I, 240.
G. S. K., s. Gesellschaft Süd-Kamerun.
Gubere, Ort I, 298.
Guinea-Inseln II, 369.
Gulfei, Ort I, 79. 179.
Gummi-arabicum-Akazie I, 72.
Gummimilch zum Verkleben II, 182.
Gürich, Professor II, 193.
Guru-Guru (Mangbettu) II, 61.

Haberer, Dr., Regierungsarzt Professor I, 4; Expeditionsarzt I, 19.
Ham, Station I, 136.
Hamiten II, 381; Sprachen II, 380.
Handel im französischen Ubangigebiet II, 262.
Harmattan I, 204.
Harttmann, Leutnant II, 255. 256.
Hauboldt, Dr., Regierungsrat II, 126.
Hauptexpedition II, 369. 383.
Häuptling, weiblicher II, 227. 228.
Haussa I, 96. 118. 149. 200; II, 156. 195. 197. 202. 203. 380. 381.
Haustiere I, 43. 86; II, 364.
Heidenneger II, 383.
Heigelin, von, Oberleutnant II, 261.
Heims, Ernst, Maler I, 4; Erkrankung I, 44. 45.
Heinicke, Hauptmann II, 249.
Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg I, 11; II, 376. 378. 389.
Hetman, Sultan I, 275. 276.
Heveapflanzung II, 266.
Hochebene des Urwaldgebietes II, 371.
„Hochgebirge" II, 263. 274. 292.
Hoffmann, Kaufmann II, 263.
Höhenmessungen im Urwald II, 370.
Höhenverhältnisse II, 370.
Höhlen der Pambia I, 314. 315.
Holzproben aus Südkamerun II, 376.
Hooker, Sir Joseph II, 305.
Höpfner, stellvertretender Direktor der G. S K. II, 129.
Hyänenhunde I, 80. 124. 180. 188.
Hyläa I, 25; II, 114. 115. 117. 150. 151. 158. 173. 373.
Hypericum lanceolatum II, 321.

Ifa, Insel I, 86.
Ilha das Rolas II, 355.
Inder I, 257.
Insektenausbeute II, 373.
Inseln im Tschad I, 83.
Irena, Posten I, 47. 48.
Irvingia gabonensis II, 153.
Islam, Einführung im Sudan I, 96; in Nordkamerun II, 376. 377.
Islamitische Bruderschaften II, 377.

Jagderlaubnisschein II, 52.
Jagdschutzgesetz II, 78.

Jaquiers, Hauptmann I, 250. 269.
Julien, Bataillonschef I, 65.
Jundu-Zeremonien I, 56.
Jungvulkanische Bildungen II, 187.
Junker, Wilhelm I, 243. 261. 279. 286; II, 44. 54. 64. 382.

Kaba, Stamm I, 133. 134.
Käfer II, 132.
Kaffee II, 327. 336.
Kaiser, S. M. der I, 5.
Kaisersgeburtstag I, 172.
Kaka, Stamm II, 202. 206; Haartracht II, 203; Nackenkloß II, 203; Tänze II, 204.
Kakaobarone, portugiesische, auf São Thomé II, 326.
Kakaobäume II, 312.
Kakaoexport von São Thomé I, 15.
Kakaopflanzungen II, 308. 310. 349.
Kakaoregion II, 336.
Kalia, Fluß I, 191.
Kalkalgen II, 355. 357. 358; Farbe II, 356.
Kamele I, 106. 204.
Kamerun, Gebietsaustausch I, 137. 138.
Kamerunberg, Großer I, 12. 13.
Kameruner Urwaldzone II, 184.
Kamerungebirge II, 305.
Kanembu, Volk I, 86.
Kanemreich I, 193.
Kanuri I, 198. 199. 200; II, 202. 377.
Kanus auf dem Schari I, 129.
Kaolin II, 236.
Karnak, Stadt I, 156.
Kassai (Kwah) II, 111.
Kautschuk I, 24. 35. 36. 299. 304; II, 22. 30. 31. 147. 172. 176. 177. 178. 185. 195. 197. 201. 203. 212. 228. 266. 277; Bäume II, 152. 233; Handel I, 262; II, 91. 156; Pflanzungen I, 260; II, 255.
Kemkinja, Ort I, 156.
Kemo (Fort de Possel) I, 30; Fluß I, 31. 32. 242.
Kibalifluß II, 373.
Kickxia II, 152. 178. 201. 266.
Kickxia elastica II, 127. 375.
Kiddil, Berg I, 115.
Kimuenza, Station II, 96. 99.
Kinscha, Tragekiepen II, 197.
Kinshassa I, 18. 19; II, 95.
Kirchhoff, Bezirksamtmann I, 12.
Kirchner, Kaufmann II, 284.
Kirdi, Stamm I, 117.
Kisantu II, 99.
Kleintiere II, 357.
Klöden, v. II, 365.
Koch, Stationsleiter II, 126. 139. 140. 142. 185.
Koki, Okapijäger II, 29. 32. 33.
Koloka, Ort II, 33.
Kolonialwesen, französisches und deutsches I, 128.
Kom, Fluß II, 294; Fälle II, 290.
Kommission zur Zähmung und Dressur der Elefanten II, 43.
Kongo, Färbung des Wassers II, 113. 236.
Kongobahn II, 96. 97.
Kopalbaum II, 115.
Korallinaceen II, 355.
Kotoko, Stamm I, 79. 98. 179. 200. 201.
Krautflora II, 375.
Krebedje, Fort (Sibut) I, 40.
Kredj, Stamm I, 272.
Kribi, Ort II, 296. 298.
Krokodile I, 47; II, 294.
Krull, Herr I, 12; II, 301. 308. 320. 323. 328. 334. 350. 359.
Kuango, Ort und Fluß I, 48. 249.
Kukuma, Häuptling von Owöng II, 279.
Kulturpflanzen I, 80. 86. 137. 143. 148; II, 58. 122. 127. 230. 338. 364.
Kumilla, Dorf II, 163. 164. 165.
Kunabembe, Stamm II, 155. 165. 174. 175. 176. 177. 184; Grabanlage II, 179; Halsbänder II, 175; Halsringe II, 177; Häuser II, 175.
Kungo, Dorf II, 177.

Kungulu II, 244.
Kuri, Volk I, 86.
Kusseri, Ort I, 53. 68. 70. 172.
Kwamsi, Präparator II, 12.
Kwamouth II, 111.

Labarre, Kapitän II, 40.
Labassu, Sultan I, 264.
Labi, Geheimbund mit Geheimsprache II, 200.
Lägbe, Schürze der Mangbettufrauen II, 62. 68.
Lagerplätze im Ubangigebiet I, 33.
Lagos I, 224. 225.
Lai, Station I, 133.
Lamido Gauthiome I, 146.
Lamy, Kommandant I, 53.
Lander, Richard II, 304.
Landesausstellung in Kusseri I, 174.
Largeau, Oberst I, 101. 242.
La Sainte Famille, Missionsstation I, 32. 247.
Lastautomobile II, 51.
Lasttiere I, 97
Laterit II, 159. 163. 173. 191. 192. 193. 233. 237; gelber II, 333.
Lau II, 199. 202.
„Lavafeld" II, 187. 190. 192.
Leguminose, rankende II, 152.
Leopard I, 24; II, 220. 279. 291.
Leopold II. II, 78.
Leopoldville I, 18.
Lepidopteren II, 372.
Leptadenia pyrotechnica I, 85.
Lere, Station I, 145. 146. 147.
Lewa, Sultan I, 308. 313.
Lewis, W. G., Pflanzungsleiter II, 324. 327.
Lianen II, 152; als Wassersammler II, 231.
Libenge, Station I, 20. 22. 24.
Libisfluß II, 246.
Libreville, Stadt I, 16.
Libythea labdaca II, 132.
Likati, Posten II, 23.
Likilemba, Ort II, 120. 121.
Likuala, grüner II, 114.
Likuala-Mossaka II, 114. 119.
Limbi, Dorf II, 156.
Linguistik II, 378.
Lippenscheiben der Frauen I, 165. 168.
Literatur, Islamische, des Tschadseegebiets II, 377.
Lobesfluß II, 294. 297. 298.
Lobelie II, 332.
Loka, Posten II, 83. 84.
Lokoja, Stadt I, 220.
Lokomosfluß II, 163. 166. 169.
Lome, Ort I, 225.
Lomie, Ort II, 228. 229.
Longmapfog II, 223. 235.
Longuassi, Stamm I, 37. 48. 249.
Löwe (Böng-Böng) II, 235. 279. 280. 285. 372.
Lufttrockenheit I, 107.
Lukayasfluß II, 97.
Lungenfisch I, 110.
Lupi, Fluß II, 149.
Lustig, Korvettenkapitän I, 15.
Lutz, Sekretär II, 229.

Mabea, Stamm II, 297.
Macaranga II, 313.
MacLeod, Miß, I, 74. 76.
Macrolobium Dewevrei II, 159.
Mademoiselle Mobaye I, 251.
Madjingai, Stamm I, 55.
Mafate, Ort I, 185. 188.
Maiaisch, Lagerplatz I, 106.
Mai-Buka, Sultan I, 68. 103; Leibgarde I, 69.
Maidugeri, Posten I, 74.
Maillard, Kommandant I, 64. 101.
Mai-Omar, Sultan I, 204. 205.
Maka, Stamm II, 223. 224. 228. 234. 235.
Makari, Ort I, 185.
Makarkasprache II, 381.
Malén, Dorf II, 226.
Mamaemi, Fabelwesen I, 274.
Mamatingo, Fabelwesen I, 273.
Mamatingo-Schnellen I, 273.

Man, Dorf II, 227.
Manati I, 274.
Mandara, Stamm I, 209. 212. 213; Sultane II, 377.
Mandaragebirge I, 209. 211.
Mandja, Stamm I, 37. 41, 42. 44. 46; II, 387.
Mandjafa, Stadt I, 52.
Mangala, Verkehrssprache am Kongo I, 23.
Mangbettu, Volk II, 43. 50. 51. 57. 58. 59. 60. 75. 184. 383; Deformation des Schädels II, 62; Dörfer II, 59; Feste II, 71; Frauen II, 63. 64; Geschichtliches II, 56; Hütten II, 69; Haartracht II, 62; Kleidung II, 61. 62; Kultur II, 73; Kunstfertigkeit II, 67. 68; Musikinstrumente II, 73; Schmiedehandwerk II, 67; Stammesmerkmale II, 61; Strohhüte II, 61; Tänze II, 71; Tätowierungen II, 61; Versammlungshalle II, 55; Waffen II, 66.
Manilahanfpflanzung II, 327.
Maniling, Posten I, 162.
Maniok II, 122.
Manis gigantea II, 373.
Mankoneh, Häuptling II, 108.
Mann, Gustav II, 305.
Mao-Kebbi I, 144. 145. 217.
Mapfut II, 267.
Marantha II, 147. 152. 191.
Marchand I, 243. 324.
Mariatheresientaler I, 119.
Martin, Herr I, 44.
— Leutnant I, 269.
Marua, Ort I, 215.
Marwitz, von der, Oberleutnant II, 185. 188.
Massa, Stamm I, 135.
Massalit, I, 64. 65.
Massenja, Stadt I, 109.
Masesse, Berg II, 250. 251. 253.
Matalani, Mangbettu-Prinzessin II, 52.
Mayogo, Stamm II, 58.
M'bang, Berg II, 251.
Mboku, Fluß I, 295.
M'bökum, Bergland II, 268. 269.
Mbomufluß I, 260. 272. 274. 281. 294. 295. 305.
Mbru, Stamm I, 40.
Medikamente I, 119. 124.
„Medizinmann" II, 208.
Mehlbananen II, 122. 184.
Meine, Oberingenieur I, 13.
Meinhof, Dr. Carl II, 378.
Melea, Insel I, 89.
Melfi, Ort I, 116. 119; Berge I, 115. 121.
Menschenfresserei I, 37. 43. 56. 265. 268. 309; II, 60. 144. 175. 195. 203. 224. 227.
Merlin, Generalgouverneur I, 19. 107.
Meteorologische Beobachtungen II, 371.
de Meulenaere II, 52.
Micropus apus II, 231.
Mildbraed, Dr. I, 3. 15. 19. 20; II, 95. 104. 116. 117. 171. 298. 369. 374; krank II, 100. 101. 106; von Giftschlange gebissen II, 207.
Mimosen II, 77.
Mimulopsis violacea II, 321. 330. 332.
Mimusops djave II, 153. 234. 375.
Mineralquellen im Grasland von Moka II, 335.
Minyaß, Dorf II, 176. 177.
Misahöhe I, 226.
Mi-Ssanga, Stamm II, 118. 119. 120. 127. 148. 164. 165. 383; Einbäume II, 129; Kleidung II, 145; Kopfbretter der Schlafstellen II, 143; Rindenhäuser II, 143; Schönheitsideale II, 144; Tänze II, 144.
Mission, amerikanische II, 259. 261; katholische in Groß-Batanga II, 297.
Mobatti, Stamm II, 30.
Mobaye, Posten II, 13.
Mobaye, Stamm I, 250.
Modat, Hauptmann I, 239.
Mogwandi, Stamm I, 255; II, 383.
Mohammed Senussi, Sultan I, 50. 52. 66. 117. 156. 239. 241; II, 5.

Moheita, Stamm I, 111.
Moka II, 311. 325. 328. 330. 332. 340.
Mokavulkan II, 333.
Mokpoi Gatanga, Sultan I, 290. 291.
Moll, Oberst I, 54. 64. 65. 66.
Molundu, Posten II, 126. 127. 129. 149.
Momos, Dorf II, 186.
Monbuttu II, 50.
Monga, Posten I, 260; II, 15.
Mono, Stamm I, 23.
Monte Abicin II, 353.
— Cacinca II, 352. 353.
— Cusuzua II, 352. 353.
— Sulcado II, 350. 352.
Monvu, Stamm II, 58. 60.
Mopoio, Fürst II, 44.
Mora, Dorf I, 209.
Morgennebel-Gewitter II, 130.
Moritz, Herr II, 308. 337.
Moschustier II, 135.
Mückenplage II, 104, s. a. Glossinen und Tsetse.
Mundang, Stamm I, 145. 148.
Munduſprache II, 381.
Munza, Mangbettu-König II, 52. 55. 56; Halle II, 71.
Musa, Schultzes Boy II, 174.
Musanga II, 181.
Musanga Smithii II, 96. 180.
Musgum, Stamm I, 165. 167. 168; II, 383; Gebiet I, 155; Häuser I, 166; Stadt I, 168.
Musola, Dorf II, 329. 330; Mission II, 328; Sanatorium II, 329.
M'wei, Stamm II, 266.

Nachtigal, Gustav I, 193; II, 377. 378. 382.
Nähmaschinen, deutsche I, 64.
Nanafluß I, 45.
Nana Ke, Lager I, 44.
Nanga, Elefantenberg, Besteigung II, 296. 297.
Naja melanoleuca II, 142.
Nashorn I, 162; Jagd I, 72. 132. 163; Weißes II, 77. 373.
Ndekkera, Sultan II, 21.
Ndele, Ort I, 50. 66.
N'dem, Berg II, 219.
Ndi, Stamm I, 40.
Nduka, Stamm I, 38.
Ndumbe (Okapi) II, 28. 31.
N'dzimu, Stamm II, 155. 213. 222. 225. 248.
Nebelwald II, 349. 352.
Nebi, Seekuh I, 147.
Neuzima, Tochter Munzas II, 62. 64.
Neu-Molaye, Ort II, 205.
Neu-Yukaduma, Ort II, 182.
Newton, Naturforscher II, 306. 322.
Ngala, Ort I, 194.
Ngama, Stamm I, 38. 55.
N'gambio, Berg II, 204. 205.
N'garebego, Berg II, 204.
N'gi-Festlichkeiten II, 225.
N'ginda, Ort II, 157. 159.
Ngombe, Stamm I, 23.
N'gufi, Ort II, 157. 159.
Ngurru, Sultan II, 19. 20. 21.
Niam-Niam s. Asande.
Niangara, Station II, 25. 43. 54. 75.
— Nachfolger Munzas II, 57. 64.
Niellim I, 57; II, 23; Berge I, 53.
Niger, Fahrt auf dem I, 220—222.
Nigerexpeditionen, englische II, 302. 304. 361. 362. 366.
Niete, Übergang über den II, 294. 295.
Nil, Weißer II, 91.
N'kolengondum, Berg II, 271. 274.
N'kolololoma, Berggruppe II, 271. 274.
N'kolombok, Berg II, 268.
N'kol-Owong, Berg II, 277.
N'kolumbembe, Berg II, 286. 288; Aussicht II, 292. 297.
N'kolumbinde, Hochgebirge II, 263. 274. 276. 286.
N'kolumbunde II, 296.
N'kolumwini, Berg II, 281. 282. 286.
N'komakak II, 375.
Nsakkara, Volk I, 263. 264. 265. 266; II, 383.
N'tem (Kampo), Fluß II, 263. 266. 279. 280.

N'yem, Stamm II, 238. 241. 248; Frisuren II, 240; Tänze II, 239; Tracht II, 238.
N'yong, Fluß II, 257.

Obstgartensteppe II, 96. 110. 204.
Ocapia johnstoni II, 39.
Okapi I, 24; II, 7. 23. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 37. 38. 39. 373; Erlegung II, 35; Skelette II, 42.
Okondo, Sultan II, 51. 54. 55. 64; Residenz II, 55.
Ölbaum II, 345.
Olea Welwitschii II, 345.
Ölpalme II, 26. 51. 59. 117. 127. 153. 241. 244. 275. 328. 331. 343. 345. 348. 352. 364.
Omdurman I, 324.
Oppenheim, Max Freiherr von I, 50.
Orangen, verwilderte II, 345. 352. 364.
Oreacanthus Mannii II, 321.
Orientierungsgabe der Neger II, 257.
Ornis I, 24. 46. 47. 71. 121. 166. 169. 171; II, 8. 134. 154.
O-Wassa II, 324; Besteigung II, 372.
Owöng, Dorf II, 277; Berge II, 281.

Palé, Ort II, 342. 348. 353. 363.
Palime, Ort I, 226.
Palmwein II, 348. 352. 364.
Pambia, Volk I, 307. 309.
Pambiaberge I, 315.
Pandi, Berg II, 204.
Pangwe, Stamm II, 225. 247. 259. 266. 267. 273; Frisuren II, 278; Haartracht II, 269; musikalisches Gehör II, 278; Tanz II, 278; Weiber II, 269.
Pantoga, Julio, stellvertretender Gouverneur II, 308. 350.
Papilio II, 240; antimachus II, 123; zalmoxis II, 119.
Papyrusinseln, schwimmende II, 113.
Passehl, Herr II, 219. 220.
Pavel, Leutnant I, 194.
Pechuel-Lösche II, 150.
Pekibaum II, 153.
Pellon, Julian, spanischer Kommissar II, 305.
Peum, Dorf II, 166. 167. 168. 169.
Pferde I, 36.
Pferdeantilopen I, 93. 161.
Pflanzungen, versteckte II, 209.
Phœnix spinosa II, 217.
Phrynium II, 135. 147. 152. 191.
Pico de Santa Isabel II, 305. 323. 324.
Pico do Fogo II, 342. 344. 347. 348. 361; Besteigung II, 347; Höhe II, 348; Kratersee II, 343.
Pik von Fernando Poo I, 12; II, 305. 306; Besteigung II, 312. 320. 360.
Pilika, Schuppentier II, 187.
Piptadenia africana II, 169.
Pisangpflanzen, Brutstätten der Sandfliegen II, 184.
Pistia stratiotes II, 113.
Pittosporum Mannii II, 322.
Planitz, Edler von der, Leutnant II, 139. 140.
Planten II, 211.
Platycerium II, 153.
Platycerium angolense II, 199.
Plehn, Dr., Grab II, 181.
Podococcus Barteri II, 275.
Polyscias fulva II, 313.
Port Clarence II, 304.
Possel, Fort de (Kemo) I, 30.
Posten Plehn (Alt-Yukadama) II, 181. 188. 210.
Pottwale II, 365.
Primo de Rivera, Hauptmann II, 303. 360.
Produktionsstellen II, 212.
Protozoen, parasitische II, 373.
Puder, Major I, 12.
Punta Fernanda II, 307.
Puttkamer, von I, 231.
Pygmäen II, 126. 146. 147. 148. 185. 226. 295. 296. 383; Lager II, 146. 147; Sprache II, 187. 381; Stoßspeer II, 187; Tänze II, 186.

Quellen, kohlensäurehaltige, auf dem Pik von Fernando Poo II, 306. 333.
Quioveo, Berg II, 348. 349. 350; Flora II, 353.

Rabeh, Eroberer I, 37. 52. 57. 193. 196. 279; II, 382; Geschichte I, 50. 53; Tod I, 53.
von Raben, Oberleutnant I, 70. 102. 175.
Rafai, Station I, 275.
— Sultan I, 278. 279. 280.
— Sultanat I, 52. 275; Geschichte I, 278—280.
Rammstedt, Hauptmann I, 12.
Randgebirge, Südkameruner II, 370. 372.
Randia malleifera II, 184.
Raphiapalme II, 70. 71. 127. 135. 151. 237. 305; Dickicht II, 221; Fiedern II, 203; Rippen II, 203; Sümpfe II, 158. 375.
Raphia regalis II, 265.
Rapide de l'éléfant I, 30.
Rappe, Gärtner II, 234.
Raupenfraß im Urwald II, 214.
Rautenberg, Dr., Stationsarzt II, 229. 230.
Raven, von, Dr. I, 227.
Redjaf, Berg II, 90.
— Posten II, 91.
Regenschirmbaum II, 96. 180. 181. 231. 237.
Reichenow, Professor Dr. II, 374.
Reichow, Regierungsbaumeister I, 13.
Rhinoceros bicornis I, 162; II, 77. 373.
— simus I, 162; II, 77. 373.
Riesenelen II, 373.
Riesenschuppentier II, 373.
Rindenstoffe II, 59.
Rio d'Agany II, 350. 352.
— San Juan II, 348.
Röder, Feldwebel I, 4. 14. 44. 68. 237; II, 376; Erkrankung I, 160. 162.
Romera, spanischer Kapitän II, 326.
Rotang II, 113. 115.
Rotbüffel II, 194. 217.
Routenaufnahme II, 272.
Ruet, Intendanturkapitän I, 29. 74. 76. 237.
Rundhöckerlandschaft II, 242.
Rundhütten II, 69. 198.

Sabanga, Stamm I, 32.
Sain, Häuptling I, 263.
Saludo, Hauptmann I, 260.
Salz I, 84. 87. 144.
Samalisprache, Geheimsprache I, 43.
Samalizeremonien der Mandja I, 42.
Samba II, 267.
San Antonio, Dorf II, 354.
— Carlos II, 325.
Sandfliegen II, 184.
Sandu, Häuptling I, 279. 281.
Sanga, Stamm I, 23.
Sangmelima, Offiziersposten II, 254.
Sango, Stamm I, 249. 250. 252. 255.
Sankt Helena II, 346.
Sanne, Herr I, 6. 234.
San Pedro, Ort II, 351. 353.
Santa Cruz, Ort II, 347.
— Isabel, Ort I, 12; II, 302. 307.
— Mina, Berg II, 348. 349. 351. 353; Besteigung II, 352.
Santarem, João de, Seefahrer II, 341. 354.
São Thomé, Insel I, 15; Pflanzungen II, 301.
Sara, Stamm I, 38. 55. 56.
Sara Bal I, 56.
Saramio, Häuptling I, 287.
Sassa, Sultan II, 44.
Satansaffe II, 219.
Scharf, Leutnant I, 259. 260; II, 13. 14.
Schari I, 47. 84. 91. 238.
Schefflera II, 349.
Scheunemann, Herr II, 237.
Schimpansen I, 24. 259. 296. 312; II, 136. 210. 211. 252. 253; Nester II, 253.
Schlafkrankheit I, 4. 21. 23. 138. 227. 250. 253. 255. 256. 257; II, 14. 15. 99. 335; Vorbeugungsmittel II, 83.
Schlosser, Bezirkshauptmann II, 225. 229.

Schmetterlinge II, 132. 154. 201. 240.
Schmidt, Kammerdiener des Herzogs I, 4.
—, Kaufmann II, 157.
Schoa-Araber I, 96. 157. 195. 199; II, 377.
Schoe, Dorf I, 183.
Schubotz, Dr. I, 3. 5. 46. 50. 68. 239. 242. 243. 262. 324; II, 184. 369. 371. 372. 383; Erkrankung II, 4. 34; Sammlungen II, 373.
Schuhmacher, Dr., Bezirksrichter II, 225. 229. 230.
Schuhschnabel I, 323.
Schultze, Dr. I, 4. 15. 19. 20; II, 369. 370. 371. 374. 378.
Schuppentiere II, 282.
Schürmann, Dr., Bezirksamtmann II, 298.
Schutztruppe, Kämpfe in Kamerun II, 223.
Schwab, Pater II, 297.
Schwalbenschwanz, Schmetterling II, 194. 201. 240.
Schwan, Feldwebel II, 232.
Schwartz, Hauptmann I, 150. 217.
Schweinfurth I, 243. 261. 318; II, 44. 50. 54. 56. 57. 60. 64. 67. 69. 71. 150. 184. 382.
Seifert, Feldwebel I, 71.
Sekundärwald II, 178. 228. 237. 244. 275.
Selberg, E., Kommerzienrat I, 6.
Seledebagebirge I, 211.
Semio, Ort I, 284.
— Sultanat I, 52. 286. 303.
Semio Ikpiro, Sultan I, 285. 286. 292.
Sengmüller, Dr. I, 230.
Sere s. Bassiri.
Sierra Leone-Neger als Kakaoproduzenten II, 337.
Simba, Löwin I, 158. 165. 188. 189. 204. 208.
Simulia II, 184.
Sklavenhandel I, 16. 51. 117. 120. 198. 302. 303; II, 382.
Slatin-Pascha, Baron I, 324; II. 81.
Sogebasam, Dorf II, 284.
Sokorogebirge I, 115.
Soliman, Sohn Zibers I, 51.
Soppo, Ort I, 12. 13.
Sprachen I, 135. 268. 314.
Ssanga, Fluß I, 21; II, 114. 115. 116. 118. 122. 371.
Sso, Kult der Bule II, 247.
Sudansprachen, Eigentümlichkeit II, 378. 380.
Sudanvölker II, 164. 382.
Südkamerun II, 369; Expedition II, 371. 383; Urwald II, 375.
Süßkind, von, Baronin I, 11.
Stahlboote I, 245; II, 24.
Stanley II, 108. 150. 151. 166. 199.
Steinhausen, Regierungsrat I, 12.
Stephenson, Hauptmann I, 302. 306. 315.
Stepke, Schultzes Boy II, 213. 284. 285. 319.
Stetten, von, Herr II, 140.
Störche, schwarze II, 222.
Strauße, zahme I, 182.
Straußenzucht I, 97.
Streifenantilope I, 24; II, 35. 373.
Strophanthuskerne, Gift für Pfeile II, 164.

Tambura, Posten I, 302.
— Sultan I, 307. 308.
Taurotragus derbianus II, 373.
Tecklenburg, Konrad I, 16.
Teilexpeditionen I, 5; II, 369.
Tele, Stamm I, 55.
Tengelingebirge I, 150. 152.
Terminalien II, 204.
Termiten II, 373.
Territoire militaire du Tchad I, 16.
Tibundi, Ort II, 125.
Togbau, Sultan I, 57.
Togbo, Stamm I, 32; II, 383.
Togo I, 224 fg.
Tomi, Fluß I, 32. 40. 242.
Tortuga, Insel II, 344.

Transport der Lasten I, 29.
Transportverhältnisse, Unsicherheit I, 30.
Trierenberg, Oberleutnant I, 225.
Triplochiton II, 131. 169. 173. 375.
Trichilia retusa II, 116.
Trumbach (Sichelmesser) II, 66.
Tschadsee I, 83; II, 202; Boote I, 82. 83.
Tschego, Schimpanse II, 210.
Tschekna, Ort I, 107.
Tsetse I, 36; II, 49. 99.
Tuburi, Stamm I, 140. 141.
Tuburisumpf I, 140.
Turmsegler II, 231.

Uapaca II, 116. 205.
Ubangi, Fluß I, 20. 21. 27. 28. 245. 246.
Überschwemmungswald II, 216.
Uelle, Fluß II, 26. 44. 373.
Uere, Fluß II, 43; Station II, 49.
Undene, Ordonnanz Dr. Schultzes II, 137. 190. 231. 234. 256. 264. 281. 286. 287. 288. 291. 292.
Urostigma kotschyana II, 59.
Urwald II, 151. 169. 178. 201. 228. 240. 251. 267; Fauna II, 372; Flora II, 282; Gerüche II, 171; Grenze gegen Grasland II, 201; Lianen II, 226; Strecken, „tote" II, 166. 174; Sumpf II, 241.
Urwald-Bantu II, 155.

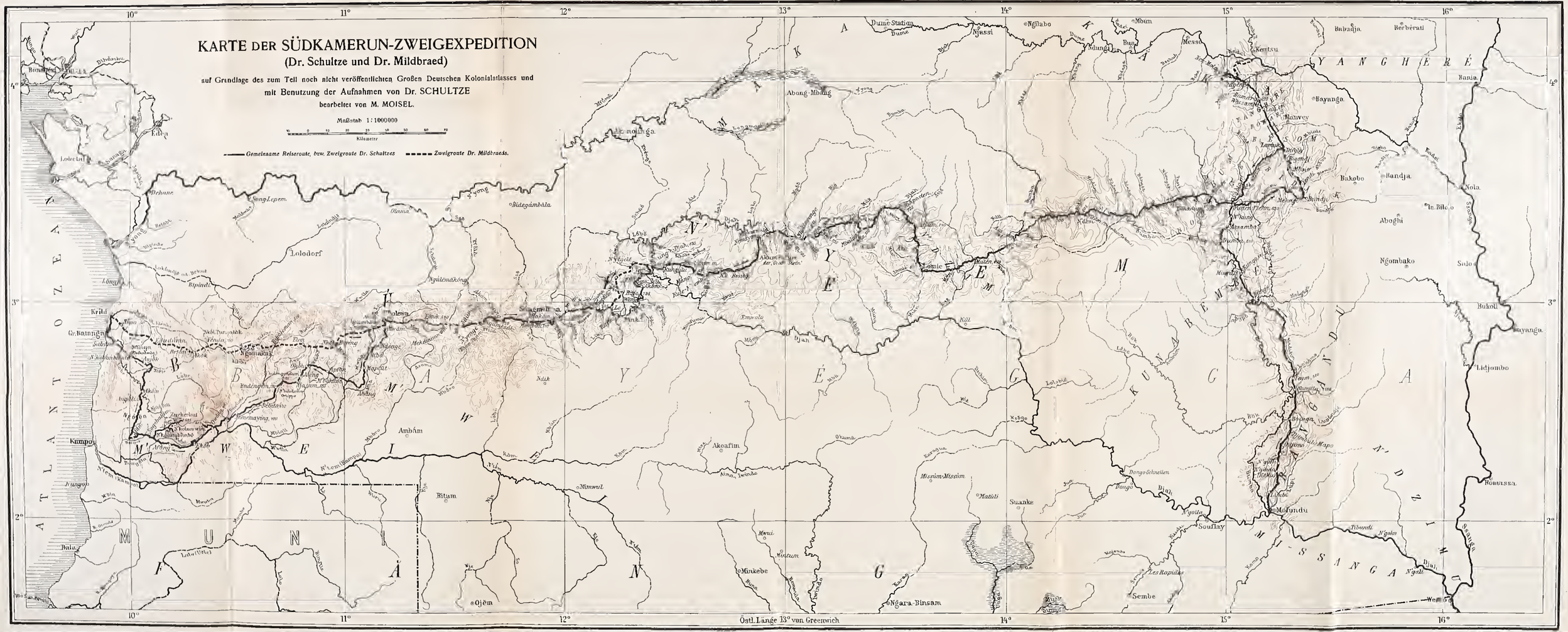
Vegetation I, 82. 83. 85; II, 51. 96. 98. 102. 104. 112. 113. 115. 116. 151. 153. 160. 204. 205. 250. 269. 287. 313. 322. 330. 331. 349. 353.
„Verfressenheit" der Neger II, 211.
Vernonia II, 245.
Victoria, Stadt I, 12.
Vivour, Finca (Pflanzung) II, 328.
Vogelarten, neue II, 374.
Vogelwarte Rositten I, 275.

Wald, Änderung im Charakter II, 199.
Wanderheuschrecken I, 102.
Wasserscheide zwischen Kongo und Nil II, 81.
Wau, Station I, 318—321.
Wenig, Kaufmann II, 129.
Wesso, Posten II, 121. 122.
Weyse, Oberleutnant I, 149. 216.
Wiese und Kaiserswaldau, von, Hauptmann I, 4. 5. 7; II, 81. 369. 378. 383; Reise zum Nil I, 237; Teilexpedition I, 238. 243. 244. 245; Personal I, 244.
Wingate, Sir F. Reginald I, 324; II, 82.
Wollbäume II, 126. 351.
Wollkopfgeier I, 184.
Wulgo, Ort I, 191. 192.
Wurfmesser II, 156; als Geld I, 134.

Yagba, Stamm I, 137.
Yago, Häuptling I, 32.
Yakoma, Posten I, 255; II, 13. 14; — Volk I, 255. 257. 258.
Yalna, Stamm I, 116.
Yanghere, Stamm II, 200; Dörfer II, 198.
Yei, Posten II, 49. 78. 81. 83.
Yendi, Ort II, 192. 193. 242; Häuptling von II, 195.
Yola I, 219.
Yukaduma, Ort II, 140. 184. 185; Faktorei II, 182.

Zeltausrüstung I, 34.
Zentralafrika-Expedition I, 3. 11. 223.
Ziber-Pascha I, 50. 266. 278. 279. 289.
Zippelius, Herr II, 125.
Zipse, Oberleutnant II, 206.
Zoogeographie II, 373; der Wirbellosen II, 372.
Zoologische Ausbeute II, 371. — Teilexpedition II, 383.
Zoologisches Institut zu Berlin I, 3.
Zwergbambus II, 98.
Zwergpflanzen II, 215.

Druck von F. A. Brockhaus, Leipzig.



P. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig

FERNANDO POO

Maßstab 1 : 445000

0 1 2 3 4 5 10 Kilometer

\# *Pflanzungen.*

Red. v. M. MOISEL.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

DT356 .M48 v.2
Vom Kongo zum Niger und Nil : berichte
Princeton Theological Seminary-Speer Library
1 1012 00052 3102